Paul Werkmann

und

seine Freunde.

Aus den Papieren eines Beamten

von

L. P. Seidler.

Zweiter Theil.

Frankfurt a/Oder, 1859.
Verlag von Alexander Schiefer.
(Koscky'sche Sort.-Buchhandlung.)

„Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden."

Goethe.

Paul Werkmann und seine Freunde.

Zweiter Theil.

1.

Mit Jubel hatte das Land die Stunde begrüßt, in welcher dem Prinzen die Regierung übertragen worden war. Viele glaubten nun, die Tage des allgemeinen Glückes würden herannahen, das Füllhorn desselben werde völlig ausgegossen werden; Andere erwarteten die schnelle Folge durchgreifender Maaßregeln, Einige aber meinten, und dies waren die Verständigsten, der junge Adler werde erst seine Schwingen prüfen, eh' er den ungewohnten Flug beginne. Aufmerksam war der junge Herrscher den verschiedenen Geistesrichtungen gefolgt, die sich in den Kammern kund gaben; er sah das Gebaren der Parthei des Rückschrittes und der sich übereilenden Anhänger einer unklaren Freiheitsliebe, hinter welcher sich häufig die entschiedenste Selbstsucht versteckte, und erkannte mit Kummer, daß an eine Vereinigung so verschiedenartiger Kräfte nicht zu denken sei. Aus dem Treiben der Partheien schöpfte er aber Menschenkenntniß und Lebensweisheit, wenn er auch darauf verzichten mußte, alle, die da forderten, zufrieden zu stellen.

Der Freiherr v. Bergen ließ sich in seinem patriotischen Streben nicht irre machen, und er bemerkte, daß sein alter Gegner, der Geheimrath v. Roth, welcher das Amt eines

Regierungs-Commissarius verwaltete, etwas kleinlaut geworden war; daß er aber in der Person des Herrn v. Beil einen Bundesgenossen gefunden habe, der mit den Waffen der Ironie und Satyre die Ritter von der traurigen Gestalt, die angeblichen Stützen des Staates, deren Absichten nur darauf gerichtet waren, die eigene Macht zu vergrößern, wacker bekämpfte. Edmund war auf diese Weise dem Manne, den er jetzt erst genauer kennen und schätzen lernte, näher gekommen und hatte ihn in seiner Wohnung aufgesucht. Hier fand er auch die junge Dame wieder, deren liebliches Bild ihm das Fernrohr in Pauls Zimmer flüchtig gezeigt, aber auch das Verlangen erregt hatte, dem schönen Mädchen wieder zu begegnen. Er sah Dora oft und immer wieder von Neuem; stets entdeckte er in ihr einen ihm noch verborgen gebliebenen Zug edler Weiblichkeit und jenes lauteren Gefühls, das durch keine verkehrte Erziehung, durch keine Ueberschätzung und Gefallsucht beeinträchtigt worden ist. Und diese seltenen Eigenschaften gewannen nur noch durch die Schönheit der ganzen Gestalt, über welche die Grazien den größten Theil ihrer Gaben ausgeschüttet hatten! Mit Befriedigung nahm er wahr, daß Dora seinen Worten gern ihr Ohr lieh, und er war weit entfernt, zu vermuthen, daß Paul, dessen Neigung zu Emilien er nicht für erloschen hielt, auf ihr Herz Eindruck gemacht habe.

Eines Tages empfing er von seinem genannten Freunde einen Brief, worin dieser seine Rückkehr nach der Hauptstadt

ankündigte. Edmund zeigte Dora dieses Schreiben, und das junge Mädchen gab offen und unbefangen ihre Freude über die Aussicht, ihren Vetter bald wiederzusehen, zu erkennen.

„Werkmann ist ein braver, mir sehr werth gewordener Mensch," sagte Herr v. Beil, „und ich kann mir denken, daß er auch bei den Damen schnell sein Glück macht, denn er ist sehr hübsch!"

„Es ist schlimm," erwiederte Dora, „daß man in der Regel auf das Aeußere der Menschen so vielen Werth legt, besonders ist dies in Beziehung auf unser Geschlecht beklagenswerth. Auf ein hübsches Gesicht sind immer zuerst die Blicke gerichtet, und bei einer angenehmen Gestalt setzt man so gern auch das gute Herz, den gehörigen Verstand voraus. In diesem Punkte sind, glaube ich, die Frauen im Allgemeinen gerechter, als die Männer. Kein hübsches Mädchen von etwas Geist kann sich darüber freuen, daß ihr Huldigungen wegen einer Eigenschaft zu Theil werden, die sie willenlos von der Natur empfangen hat. Ihr Gemüth, ihre Geistesbildung sind selten der Gegenstand der ersten Nachforschung! Mein Vater sagte mir einmal: die meisten Männer lieben schnell, was ihnen gefällt; den Frauen aber gefällt nur, was sie lieben lernten!"

„Ihr Herr Vater zeigt auch hier seine Menschenkenntniß," nahm Edmund etwas nachdenklich das Wort. „In den großen Städten, besonders wo das Aeußere der Menschen und aller Dinge zunächst ins Auge gefaßt wird, kann

man diese Erfahrung machen, obgleich in den Kreisen der höheren Gesellschaft, wo man des hohen Standpunktes wegen nicht scharf mehr sieht, die Liebe vollständig Nebensache ist. Die erste Frage der Menschen ist hier immer: wie kommst Du fort? Und hieran reiht sich ganz von selbst ein Monolog im Geschmack Falstaff's über die Liebe. Versteht sich die Liebe auf den Erwerb, weiß sie Brod zu schaffen?"

„Man sagt ja, Liebe kann Alles!" entgegnete Dora. „Ich sollte glauben, kein Mann wäre verehrungswürdiger, als der, welcher durch die edlen Anstrengungen seines von wahrer Liebe gehobenen Geistes sich eine feste Stellung erringt. Aber ich wage nicht, mit Ihnen über einen Gegenstand zu streiten, den ich nicht genauer kenne; ich habe meine geringen Erfahrungen in der Einsamkeit des Landlebens gesammelt und urtheile in sehr vielen Dingen nur nach meinem Gefühl; dies aber, ich muß es gestehen, warnt mich vor dem Treiben der großen Stadt, wo man über die natürlichsten Empfindungen spottet!"

„Weil man das gern herabsetzen möchte, was man nicht hat. Es ist die alte Fabel vom Fuchs und der Traube. Ich hoffe, Fräulein v. Bergen wird deshalb nicht an der Menschheit verzweifeln, auch an mir nicht; denn ich habe die früher gefaßte Idee, ein großer Staatsmann zu werden, aufgegeben und bin mit Leib und Seele Landwirth. Der Kohl, den man selbst baut, schmeckt am besten und ist dem weit vorzuziehen, den die Beamten bereiten!"

Nach diesen Worten verabschiedete sich Edmund, noch ehe Dora's Vater im offenen Nebenzimmer im Stande gewesen war, einen dringenden Geschäftsbrief zu beenden. Als dies geschehen war, trat der Freiherr zu seiner Tochter und drückte sein Bedauern darüber aus, daß ihr Gast sich schon so bald wieder entfernt hatte.

„Er schien mir übrigens heute etwas unruhig zu sein," sagte Dora.

„Das ist doch sonst nicht seine Art! Wie gefällt er Dir überhaupt, Kind?"

„O, gut. Er ist heiter und aufgeweckt, und deshalb ein angenehmer Gesellschafter! Du schreibst ja so emsig, Papa; hast Du heute so dringende Arbeit?"

„Leider! Denke Dir, mein Schreiber Semler, den ich lediglich mit hieher genommen habe, um ihm ein Vergnügen zu schaffen, ist ein Spion dieses schändlichen Roth! Unser Oberverwalter konnte diesen Semler nie recht leiden, und ich ließ mich nur durch sein Geigenspiel, das sehr sicher ist, verleiten, ihn in meine Dienste zu nehmen. Solche Liebhabereien bringen auch Unheil, wie ich merke! Der Oberverwalter hatte, wie Du weißt, von mir den Auftrag erhalten, einige Zimmer frisch malen zu lassen; die Stube Semlers muß wohl auch nicht im besten Stande gewesen sein, kurz, der Verwalter hat sie mit dem Hauptschlüssel geöffnet, die darin befindlichen Sachen herausschaffen lassen und bei dieser ihm gewiß sehr willkommenen Gelegenheit einige

Briefe, die nur ein R. zur Unterschrift haben, aber von diesem Roth herrühren müssen, aufgefunden. In welcher Weise darnach gesucht worden ist, will ich nicht näher prüfen; aber ich habe sie gelesen, und ersehe aus ihrem Inhalte, daß ich seit länger als einem Jahre von diesem abscheulichen Schreiber förmlich belauert worden bin. Meine Handlungen scheuen das Licht nicht, und insofern ist mir die Sache nicht wichtig. Aber sie hat mich sehr in Aufregung versetzt und mir die Ueberzeugung gewährt, daß ich vor diesem Feinde, dem Roth nämlich, nie sicher bin. Ich habe dem Oberverwalter sogleich geantwortet, sende ihm die Briefe zurück und behalte mir vor, dem Semler zu Leibe zu gehen. Vielleicht mache ich noch irgend eine wichtige Erfahrung. Ich möchte auch erst mit Vetter Paul über die Sache reden, bevor ich etwas Entscheidendes unternehme."

„Herr v. Beil theilte mir mit, daß Paul Wiesenthal verlasse. Seine Geschäfte sind zu Ende!" sagte Dora und umarmte den Vater. „Sei heiter, lieber Papa," fuhr sie mit ihrem zauberischen Lächeln fort und blickte mit ihren frischen schönen Augen in die ernsten des Vaters, „laß diesen undankbaren Semler Dir Deine gute Stimmung nicht verderben. Wir wollen, wenn es Dir recht ist, nach dem Wintergarten fahren, es wird heute Mozart's Riesen-Symphonie gespielt, die möcht' ich gern hören!"

Der Freiherr willigte ein; er wußte, daß der gewaltige

Geist des großen Tondichters ihm stets die gestörte Ruhe herstellte.

Während Vater und Tochter dem wundervollen Ideengange des Meisters folgten, langte Paul in seiner Wohnung an, welche seine freundliche Wirthin ihm erhalten hatte. Er kehrte nicht heiter in das Zimmer zurück, worin er noch vor wenigen Monaten die kühnsten Hoffnungen für die Zukunft hegen zu dürfen glaubte; denn in der letzten Zeit war er belehrt worden, daß er noch lange auf eine mit Gehalt verbundene Stelle harren müsse, wenn die Lenker des Staates bei den seit einigen Jahren befolgten Grundsätzen verblieben. Und es schien beinahe, als wenn die erwartete Umgestaltung der Beamtenverhältnisse noch einige Zeit auf sich warten lassen wolle. Kurz vor seiner Abreise hatte er ferner von dem Dramaturgen Bohne die Nachricht erhalten, daß der Intendant des Theaters sich plötzlich geweigert habe, Pauls Lustspiel auf die Bühne zu bringen, trotz aller früher ausgesprochenen Lobeserhebungen. Der Verfasser des Stückes sah auf diese Weise eine zweite Hoffnung zertrümmert, die Aussicht nämlich, seine Einnahme durch sein Werk zu vermehren und den Verlust ersetzen zu können, den ihm die Beendigung seines Geschäftes in Wiesenthal bereitete. In dem kaum verlassenen kleinen Städtchen sowohl, als auch hauptsächlich in der Hauptstadt hatte er die Beobachtung gemacht, daß Industrie und Gewerbe durch ihren Aufschwung das Beamtenwesen sehr in Schatten stellten, und es ging ihm

der Gedanke durch den Kopf, ob er nicht im Falle der Noth zu einem solchen Geschäft greifen solle? Das hätte aber geheißen, sein bisheriges wissenschaftliches Streben für nichtig erklären, und hiergegen sträubte sich sein Gefühl. Er gedachte auch des Grundsatzes seiner Mutter, daß man seinem Geschicke nicht vorgreifen solle, und faßte sich daher einstweilen in Geduld.

Gegen Abend überraschte ihn sein Freund Edmund. Beide hatten sich viel zu erzählen, aber Paul vermied einen Gegenstand zu berühren, der ihm früher so wichtig erschien, nämlich sein Verhältniß zu Emilien. Edmund wußte aber aus Pauls Briefen, wie dieser über Fräulein v. Dallner urtheilte, und hatte dagegen seine Aufmerksamkeit so entschieden auf Dora gerichtet, daß er seit einigen Wochen nichts dachte, als sie.

„Ihre Briefe,“ hob er an, „haben mir ausgesprochen, wie sehr Sie den Freiherrn v. Bergen schätzen gelernt haben, aber namentlich hat mich die Nachricht erfreut, daß er Ihr Verwandter ist! Nun möcht' ich aber auch wissen, auf welche Weise.“

„Die Mutter meines Vaters und die des Freiherrn waren Schwestern,“ erwiederte Paul.

„Hören Sie, Werkmann, ich habe große Lust, auch Ihr Verwandter zu werden!“

„Wie so?“

„Diese Dora ist ein Ausbund von Liebenswürdigkeit!

So viel ungefälschte Natur bei so viel Geistesbildung, so schön und doch so anspruchslos! Wahrlich, das ist ein seltenes Mädchen! Daß ich es Ihnen nur offen gestehe, ich bin bis über die Ohren in das reizende Kind verliebt, habe seit drei Monaten das Glück, sie fast täglich zu sehen und zu sprechen, aber noch nicht gewagt, auch nur eine entfernte Anspielung auf meine Liebe zu machen. Wie Sie wissen, bin ich nicht eben blöde, aber dieser Erscheinung gegenüber verliere ich stets den Muth, von meinen Empfindungen zu reden. So ganz lebe ich nur in ihr, wenn ich in ihrer Nähe bin, daß ich meine Person darüber vergesse. Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, Werkmann?"

„Nun?" fragte dieser unter heftigem Klopfen seines Herzens.

„Suchen Sie zu erforschen, ob ich dem liebenswürdigen Mädchen etwas gelte! Ist dem so, dann werbe ich um Dora's Hand!"

Paul verlor bei dieser Aeußerung alle Farbe aus dem Gesicht; es wurde aber von seinem aufgeregten Freunde nicht bemerkt. Er leistete das Versprechen, Dora's Herz zu prüfen, obgleich er sich sagte, daß ihm noch nie eine Zumuthung von solchem Gewicht gemacht worden war, und daß er den harten Kampf der Selbstverleugnung werde bestehen müssen. Edmund dankte erfreut und entfernte sich wieder, um einer Berathung der Parthei, welcher er angehörte, beizuwohnen.

Paul befand sich in einer seltsamen Lage. Der Freund, welcher ihm Emilien entrissen hatte, war im Begriff, ihm auch Dora zu nehmen. Ja, sagte er zu sich selbst, es ist dein Loos, zu entsagen! Du hast auf Emilien verzichten müssen, weil sie deiner nicht würdig war, und mußt dieser herrlichen Dora entsagen, weil sie für dich nicht bestimmt ist! Ich will sie offen fragen, ob sie diesen braven Edmund liebt; ich werde, ich muß die Kraft erlangen, dem Freunde dies Opfer zu bringen, dem redlichen Freunde, der ihr ein deutsches Herz und Reichthum bieten kann, während du gar nichts in die Waagschale zu legen hast! —

Allmählig gewann Paul seine Fassung wieder; er nahm seine Papiere zur Hand, um sie zu ordnen, und holte daher den Kasten herbei, welcher aus dem Kloster zu Eichenried stammte. Dies alte Behältniß erinnerte ihn daran, welche Verluste schon seine Vorfahren gehabt hatten, und er neigte sich zu dem Glauben, daß gewisse Geschlechter lange Zeiten hindurch zu einem steten Kampfe mit dem Geschicke berufen seien, während andere still und unangefochten dahin lebten. Paul nahm die alten Urkunden aus dem Kasten, um ihn vom Staube zu reinigen, und sein scharfes Auge glaubte jetzt zu bemerken, daß die rechte Seitenwand des Schreines etwas stärker sei, als die entgegengesetzte. Als er die erstere genauer betrachtete, sah er deutlich, daß zwei feine Holztafeln neben einander lagen, als ob die vordere herausgeschoben werden könne. Sogleich begann er, mit beiden

Daumen an der Holztafel von unten nach oben zu drücken, und siehe da, sie schob sich empor und ließ sich endlich ganz herausnehmen, worauf ein sehr enges Behältniß sichtbar wurde, worin zwei auf Pergament geschriebene Urkunden in lateinischer Sprache lagen.

Die eine enthielt die genaue Beschreibung des Ortes, wo die größere Hälfte des Klosterschatzes zu Eichenried liegen sollte. Dieser Ort befand sich in dem der alten Kapelle gegenüber gelegenen Theile des Kreuzganges, hatte also mit dem nichts gemein, von welchem wir bereits im Eingange dieser Geschichte berichtet haben. In der anderen Schrift fand Paul eine Nachweisung eines seiner Vorfahren, des Feldhauptmanns Hubert v. Werkmann, im Betreff aller dem Kloster gemachten Schenkungen, sowie die Nachricht, daß der von religiöser Schwärmerei ergriffene Ahn, Hans v. Werkmann, die bedeutendste der Schenkungen in einem Zustande der Zurechnungsunfähigkeit gemacht habe. Wie diese beiden, sich ihrem Inhalte nach gegenüberstehenden Urkunden zusammengekommen waren, um lange Jahre in friedlicher Gemeinschaft neben einander zu ruhen, darüber fehlte jede Aufklärung, und Paul wurde mithin auf das weite Feld der Vermuthungen gewiesen. Indessen war ihm doch die gemachte Entdeckung von großem Werthe, der in der alten Schrift verzeichnete Klosterschatz mochte noch im Schooße der Erde liegen, oder nicht. Er verschloß die alten Pergamente wieder und brachte den Schieber an Ort und Stelle. Seine Phantasie malte

ihm allerlei glückliche Folgen des Fundes aus und erst am späten Abende, als er sich zur Ruhe legen wollte, sagte ihm eine kältere Betrachtung der Dinge, daß es thöricht sei, sich von der Begierde nach Reichthum ganz beherrschen zu lassen, von einer Leidenschaft, die, so häufig man ihr auch begegnet, alle edleren Regungen des Gemüthes hemmt und oft ganz erstickt. Aber selbst in dem lebhaften Traume, den Paul hatte, verfolgte ihn der Klosterschatz. Er sah zwei Mönche sich darum streiten, während eine weibliche Gestalt dabei Wache hielt; in der Gestalt aber erkannte er Dora, und erwachte, als bereits die Frühlingssonne in das Zimmer schien. Seufzend erhob er sich; er gedachte sogleich seines Auftrags und beschloß, ihn noch am Vormittage zu vollziehen.

Als er in der nahe gelegenen Wohnung des Freiherrn erschien, empfing ihn der ihm von Bergerode her bekannte alte Kammerdiener sichtbar erfreut und sagte ihm, daß sich sein Herr noch in der Sitzung der zweiten Kammer befinde, das Fräulein aber im Garten sei. In diesem Garten hatte Paul seine schöne Verwandte zum ersten Male aus der Ferne gesehen; wie anders hatten sich seit jener Zeit die Verhältnisse gestaltet! Mit Unruhe betrat er den ihm bekannten Raum; die Blumenbeete zeigten das erste Grün, aber die hohen Linden am Gartenhause trugen noch nicht den Schmuck der Blätter. Dora ging, Paul den Rücken wendend, den mittleren Gang des Gartens hinab, und als sie, sich wendend, seiner ansichtig ward, übergoß ein liebliches

Roth ihre Züge; sie eilte dem Freunde entgegen und reichte, ihn willkommen heißend, ihm die Hand, welche er bebend an seine Lippen drückte.

„Kommen Sie endlich?!“ sagte Dora, „und werden Sie bei uns bleiben? Der Papa hat die Zeit Ihrer Ankunft kaum erwarten können, so geduldig er auch sonst ist!“

„Mich hat seit der Zeit, wo ich Bergerode verlassen mußte, ein gewisses Mißgeschick verfolgt,“ erwiederte Paul. „Natürlich, denn ich war der aus dem Paradiese Vertriebene!“

„Hatten Sie denn gesündigt? — Freilich ist unser Bergerode ein Paradies gegen das Leben in der Hauptstadt, hier, wo ich wenigstens auf lange Zeit nicht dauern könnte!“

„Haben Sie keine Bekanntschaft hier gemacht, die Ihnen zusagte?“

„Wenigstens kein junges Mädchen, mit dem ich hätte verkehren können. Eine Zeitlang leistete mir die Tochter unserer Wirthin Gesellschaft, sie hat sich aber vor einigen Tagen verheirathet. Ich muß Ihnen jedoch gestehen, daß mir die Unterhaltung mit meinem Kammermädchen lieber ist, als die jener jungen Dame, die außer ihrem Putz und allenfalls dem Theater keinen Gegenstand kannte, der ihre Theilnahme hätte fesseln können. Wenn ich nach dieser Erscheinung urtheilen darf, so muß die Erziehung in den großen Städten sehr oberflächlich sein! Hauptsächlich ist es mir aufgefallen, daß die jungen Damen einen großen Werth auf die franzö-

fische Sprache legen, darin aber nur etwas stammeln lernen. Aber selbst dies Stammeln, welches jedes tiefere Gespräch ganz unmöglich macht, gilt für etwas Bedeutendes! Ich war mit dem Papa vor zwei Jahren in Paris, dort aber hab' ich mich überzeugt, daß es keiner Dame einfällt, Deutsch zu lernen!"

Paul erwiederte lachend: „Die Selbstverleugnung rechnen die guten Deutschen zu ihren höchsten Tugenden, alles Fremde wird bei uns angestaunt, und der wahre Patriotismus ist bei unserem philosophischen Volke eine veraltete Grille. Die Erziehung der männlichen Jugend ist vielleicht noch verkehrter in Deutschland, als die der Mädchen, wenigstens in den Gymnasien, welche darum diesen Namen zu führen scheinen, weil man darin nicht treibt, was man verrichten sollte. Gymnasion hieß bei den Griechen der Platz, wo man Leibes-Uebungen veranstaltete. Bei uns ist es der Ort, wo man die Knaben frühzeitig zu ungesunden Stubenhockern ausbildet, die mit Allem Aehnlichkeit haben, nur nicht mit dem ächten Griechen oder Römer. Gott gebe, daß unsere ungesunde und nutzlose Gelehrsamkeit bald der wahren Weisheit Platz macht! Wenn ich nicht irre, so legen unsere Realschulen einen guten Grund dazu! — Aber verzeihen Sie, Dora, daß ich mich auf dies Gebiet verloren habe! Wir redeten von Bekanntschaften, und ich muß Sie daran erinnern, daß Sie eine gemacht haben, die Sie gewiß nicht zu den unbedeutenden rechnen werden!"

„Und die wäre?“

„Die meines Freundes, des heiteren, lebenslustigen Edmund v. Beil!“

„Ah so! Ganz recht! Er ist ein sehr angenehmer, aufgeweckter Mensch, der die Unterhaltung nie in's Stocken gerathen läßt!“

„Er gefällt Ihnen also?“

„Warum sollte er nicht! Ich habe ihm soeben Lob ertheilt!“

„Zürnen Sie mir nicht,“ fuhr Paul fort, indem vor tiefer innerer Bewegung seine Stimme zitterte und seine Wangen bleicher wurden, — „aber es handelt sich hier um das Wohl eines mir sehr werthen Mannes! Was soll ich viel Worte machen, liebe Dora? Edmund liebt Sie, es ist der schönste Wunsch seines Herzens, es Ihnen gestehen zu dürfen!“

Nach diesen Worten wendete unser Freund sein Gesicht ab, worin sich der Kampf seiner Empfindungen deutlich malte; er wagte nicht, in dem Augenblicke, wo er eine ihm so wichtige Erklärung vernehmen sollte, Dora in das erglühende Angesicht zu sehen. Hätte er sie angeblickt, so würde er in ihren schönen Zügen Erstaunen und eine Rührung gelesen haben, die ihr nicht sogleich gestattete, ihm Antwort zu ertheilen.

„Lieber Paul,“ sagte Dora endlich, „lassen Sie mich Ihnen offen wie eine Schwester antworten, denn ich

bedarf keiner Bedenkzeit! Ich achte Ihren Freund, aber ich liebe ihn nicht. Reden Sie ihm seine Bewerbung aus, sagen Sie ihm, was Ihr gutes Herz Ihnen eingiebt, aber verhindern Sie, daß er seine Bekenntnisse wiederholt!"

Paul athmete wieder auf und sah in die in einem feuchten Glanze schimmernden Augen Dora's, die ihn mit einer Innigkeit anblickten, als wollten sie in die Tiefe seiner Seele dringen. Aber er war nicht kühn genug, diese stumme Sprache günstig für sich zu deuten, und er erwiederte nach längerem Schweigen, er wolle sich bemühen, Dora's Wünschen zu entsprechen, ob er gleich nicht wisse, wie er es anfangen solle, seinem Freunde nicht wehe zu thun.

Dora gewann nun bald ihre Unbefangenheit wieder; sie erzählte, wie sie ihre Zeit hingebracht habe und erwähnte dabei auch des Theaters, worin sie keine Befriedigung gefunden hatte. „Man giebt hier jetzt," fuhr sie fort, „so viel Possen, die neben großer Armuth an Witz so sehr unwahrscheinliche Dinge darlegen, daß ich mich über diesen Geschmack wundern muß. Das ächte Lustspiel scheint immer seltener zu werden, man greift zur Posse!—"

„Weil man den Ernst der Zeit zu tief empfindet!" sagte plötzlich der Freiherr, welcher leise im Rücken der jungen Leute herangekommen war und Paul herzlich umarmte. Er gab seine Freude zu erkennen, diesen längst erwarteten Gast zu sehen und fragte Dora, ob bald zu Mittag gegessen werden könne.

„Es versteht sich von selbst," wendete er sich an Paul, daß Du dieses Mahl, welches, nebenbei bemerkt, in dem nächsten Gasthause bereitet wird, mit uns theilst. Nach Tische möchte ich einen mir wichtigen Gegenstand mit Dir besprechen, und schon darum lasse ich Dich nicht wieder fort. Während des Essens aber wollen wir so heiter wie möglich sein!"

So geschah es auch. Paul schilderte seine jüngsten Erlebnisse, und als sich das Gespräch, weil ein Theaterzettel zufällig auf die Tafel gerathen war, dem Schauspiel zuwendete, erzählte er, daß er sich in Wiesenthal mit der Ausarbeitung eines Lustspiels, „der neue Parasit" genannt, in freien Stunden beschäftigt, jedoch kürzlich die Nachricht erhalten habe, daß man es nicht aufführen dürfe.

„Hast Du vielleicht einige Gestalten nach dem Leben gezeichnet?" fragte der Freiherr.

„Ich kann es nicht leugnen! Unter dem Parasiten verstand ich eigentlich im Stillen diesen Herrn v. Dallner, der es so gut versteht, sich mit fremden Federn zu schmücken, und nebenbei habe ich ihm einen frommen Heuchler zur Seite gestellt, welcher neben seinem Gönner lächerlich gemacht und in seiner Blöße gezeigt wird!"

„Das ist ganz zeitgemäß! Verschaffe mir morgen dies Stück, ich sorge dafür, daß es auf die Bühne kommt!"

Der Nachtisch war verzehrt, und der Freiherr führte

daher seinen jungen Freund in das Nebenzimmer, wo er ihm das hinterlistige Betragen des Schreibers Semler erzählte.

„Dann war es auch dieser Semler," fiel Paul ein, „der Sie und mich im verwichenen Sommer in der Moos-hütte in Bergerode belauschte!"

„Ohne Zweifel! Aber höre nur weiter. Ich hatte die mir von meinem Oberverwalter mitgetheilten Briefe zwar aufmerksam gelesen, aber einen kleinen Zettel übersehen, der in dem einen Briefe lag und nur die Worte enthält: „Spricht er noch von seinem Sohne?" — — — Du kennst meine Vergangenheit, Paul, Du weißt, daß ich meinen kleinen Max als todt beweint habe; dennoch aber hat mich die Hoffnung, ihn wiederzusehen, nie ganz verlassen! Du magst es eine Thorheit nennen, wenn ich zu vergessen scheine, daß fast alle Umstände für den Tod des Kindes sprechen; aber jene Zeilen von der Hand eines unversöhnlichen Feindes haben dieser Hoffnung neues Leben verliehen, und ich bilde mir mitunter sogar ein, daß dieser Roth mich zu einem glück-lichen Vater machen könnte, wenn sein böses Herz dies ge-stattete! Was denkst Du von der Sache?"

„Die Worte des Zettels," erwiederte Paul, „gewinnen an Bedeutung, wenn man erwägt, wer sie geschrieben hat, und daß sie nach so langer Zeit an einen Menschen gerichtet werden, welcher als Spion erkannt worden ist!"

„Du hast ganz Recht! Und die Worte lauten auch so,

daß man annehmen muß, dieser Semler kenne meine Vergangenheit genau!“

„Es könnte aber auch sein, daß diese Worte sich auf eine frühere, unverfängliche Mittheilung beziehen; denn dieser Herr v. Roth ist doch wohl zu klug, als daß er sich so weit vergessen sollte, seine geheimsten Angelegenheiten einer käuflichen Kreatur, wie dieser Semler sein wird, anzuvertrauen. Ich bin weit entfernt, Ihre Hoffnungen durch allerlei Gründe vernichten zu wollen; aber zu Ihrem Wohle, mein theurer Vetter, wird es gereichen, wenn Sie sich keinen zu weit reichenden Illusionen überlassen, auf der anderen Seite aber in dieser geheimnißvollen Sache mit aller Vorsicht verfahren, und namentlich gegen diesen Semler nicht zu frühzeitig vorgehen; denn er bietet Ihnen vielleicht noch mehr Gelegenheit, einen tieferen Blick in diese Angelegenheit zu thun!“

„Ja, der Rath ist gut; man erkennt in Dir den Criminalisten, der jede Art der Uebereilung verdammen muß! Man könnte von diesem Semler vielleicht etwas erfahren, wenn man das Mittel der Bestechung anwenden wollte; aber ich verachte dies Mittel allzusehr, und wer weiß, ob ich nicht dennoch betrogen würde!“

Paul bemühte sich, den Freiherrn, welcher immer wieder auf den eben besprochenen, für ihn freilich sehr wichtigen Gegenstand zurückkam, in ein anderes Gebiet der Unterhaltung zu drängen; aber es wollte ihm anfangs gar nicht gelingen, bis ihm endlich einfiel, seinem Vetter eine Frage nochmals

vorzulegen, die derselbe schon früher einmal zu beantworten verhindert worden war, die Frage nämlich nach Fräulein Aurelie.

Als der Freiherr sinnend eine Zeitlang schwieg, erkundigte sich Paul nach dem Befinden der jungen Dame und ihrem jetzigen Aufenthalte.

„O, sie ist hoffentlich recht wohl," erwiederte der erstere, „sie befindet sich seit einiger Zeit wieder auf Reisen, wozu sie ihr etwas eigensinniger Vater genöthigt hat. Ich lernte diesen vor zwei Jahren in Paris kennen, und ich muß Dir diese interessante Bekanntschaft etwas ausführlicher mittheilen, da es jetzt die Umstände gestatten. — Meine Tochter begleitete mich auf dieser Reise, die ohne Abenteuer bis Paris von statten ging, wo wir die sogenannte große Nation in ihrem Glanze kennen lernten. Ich verschone Dich mit Schilderungen der Stadt, die, was Glanz und Pracht der Bauten anlangt, ihres Gleichen sucht. Der französische Geschmack besticht durch einen gewissen Reiz, obgleich dieser Geschmack in der Kunst meistens in das ausgeartet ist, was man Manier nennt. Die französische Grazie ist in der Regel in eine gefällige Coquetterie ausgeartet, und wo der französische Künstler große Wirkung hervorbringen will, fällt er sehr leicht in Unnatur.

Ich bewohnte mit meiner Dora ein Hotel in der Nähe des Concordienplatzes, und hatte öfters in die neben den meinigen belegenen Zimmer einen Fremden gehen gesehen, der durch seine hohe Gestalt, seine gravitätischen Bewegungen

und den eigenthümlichen Ausdruck seines scharfgezeichneten Gesichtes auffiel. In den Gasthäusern großer Stödte kümmert man sich eben nicht um seine Nachbarn; dieser aber machte sich durch sein Aeußeres sehr bemerkbar. — Eines Tages war von einem etwas heruntergekommenen deutschen Virtuosen ein Concert veranstaltet worden, welches ich nebst Dora zu besuchen beschloß. Wir fuhren nach dem uns bezeichneten Lokale, und fanden wider Erwarten eine große Gesellschaft; hauptsächlich waren viele junge Herren gegenwärtig, und dieser Umstand erklärte sich leicht. Die junge, schöne Frau des Künstlers wollte singen; aber nicht sowohl ihr reizendes Aeußere hatte so viel Antheil erregt, als vielmehr der Ruf, welcher der Dame zu Hülfe kam. Ein Spaßvogel nämlich hatte ausgesprengt, die Dame sei keine andere, als Henriette Sonntag, die Gräfin Rossi, und obgleich diese bedeutend älter sein mußte, als jene Sängerin, so ließen sich doch die jungen Herren nicht irre machen und waren entzückt von dem Aeußeren der „deutschen Nachtigall", die in der vorderen Reihe der Zuhörer neben einem jungen Mädchen saß, von welcher sie, nach meinem Urtheile, an äußerem Reiz übertroffen wurde. Niemand konnte mir sagen, wer diese zweite Schöne sei; sie war mit der angeblichen Nachtigall in ein lebhaftes Gespräch gerathen, dessen Inhalt ich später erfuhr. Die Sängerin war nämlich in Folge einer leichten Erkältung heiser geworden, so daß sie kaum wagen durfte, aufzutreten. Sie sann auf Abhülfe dieses Uebelstandes und

fand sie. Ihre schöne Nachbarin hatte seit einigen Tagen von ihr im Gesange Unterricht erhalten, und die Schülerin sollte nun die Lehrerin vertreten. Jene sträubte sich gegen diese Zumuthung; ihr Vater wurde herbeigeholt, um seine Erlaubniß zu ertheilen; aber er weigerte sich, bis endlich die Thränen der Sängerin, welche fürchtete, das Concert werde gar nicht zu Stande kommen, den Sieg über die väterlichen Bedenklichkeiten davon trug. Diese Verhandlungen fanden im hinteren Theile des sehr gefüllten Saales statt, und nur sehr wenige Zuhörer erkannten den Grund des lebhaften Gesprächs, denn dies wurde in deutscher Sprache geführt. Bei dieser seltsamen Veranlassung vernahm ich auch den Namen des Fremden; er wurde von der Sängerin Herr v. Stein genannt. Auch ich trat an ihn heran, um meine Bitten mit denen der bedrängten jungen Frau zu vereinigen; denn er fuhr noch eine Zeitlang fort, seiner Tochter Vorwürfe darüber zu machen, daß sie vergesse, was sie ihrem Stande schuldig sei. Man kennt uns hier nicht, mein Vater, erwiederte sie, und einer vom Unglück Verfolgten Hülfe zu bringen, erniedrigt nicht. Du hast Recht, erwiederte er endlich, und seine Tochter sang, nachdem der Virtuose ein Geigen-Concert von Spohr sehr brav vorgetragen hatte, die herrliche Scene aus Weber's Freischütz, „wie nahte mir der Schlummer ꝛc.", mit einer Vollendung im Ausdruck und einer so in die innerste Seele dringenden Stimme, daß der Beifall kein Ende nehmen wollte. Wenn Weber je seinen

großen Beruf als Componist dargelegt hat, so ist es in dieser Arie voll Naturfrische, Kraft und schöner Wahrheit geschehen! Damit aber die Bewegung der Gemüther nicht zu lange anhalte, war auch für etwas Komisches gesorgt worden, was freilich nur die Deutschen herausfühlten. Ein junger Pariser nämlich hatte ebenfalls seine Mitwirkung zugesagt, er besaß eine hübsche Tenorstimme und sang Beethovens „Adelaide". Der Text war in's Französische übertragen worden und so geschickt, daß da, wo es heißt: „Wellen rauschen!" er mit einer Stentorstimme sang: Les rossignoles! — Aber auch die übrigen Stellen sang er, als ob nur die Stärke seiner Lunge auf die Probe gestellt werden sollte, so daß er die allgemeine Heiterkeit erregte. Diese hatte sich aber meines Nachbars, des Herrn v. Stein, nur auf kurze Zeit bemächtigen können. Er trieb seine Tochter, welche nach Beendigung des Concertes sich mit Dora unterhielt, zum Aufbruch und offenbarte in seinem ganzen Verhalten eine seltsame Aengstlichkeit. Als wir am späten Abende in unseren Zimmern anlangten, ergoß sich meine Tochter in den lebhaftesten Lobeserhebungen des Fräuleins v. Stein, und wünschte nichts mehr, als die genauere Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Mädchens. Es war sehr warm, und ich öffnete die Fenster, um mich an der Abendkühle zu erfrischen; dasselbe war auch im Nebenzimmer geschehen, denn ich verstand jedes Wort, was mein in großer Aufregung auf- und abgehender Nachbar redete. „Ich vergebe Dir gern das Opfer," sprach er,

„welches Du jener armen Person gebracht hast, mein Kind; aber indem Du auf diese Weise Dich so edlen Gefühlen überließest, mußte ich wiederum die traurige Erfahrung machen, daß das Geschick nicht müde wird, uns bitter zu verfolgen! Was soll ich es Dir länger vorenthalten! — ich bin in dem Concertsaale bestohlen worden; man hat mir dort meine Brieftasche und mit dieser mein gesammtes Reisegeld genommen! Da unsere Abreise erfolgen muß, so bin ich in der größten Verlegenheit, in die ein Mensch nur gerathen kann; denn ich kenne hier in Paris niemanden, der mir helfen könnte! — Die Tochter fragte sogleich, ob er nicht der Polizei Anzeige machen werde; er wollte jedoch hiervon seltsamer Weise nichts wissen. Ich besann mich nicht lange, und ließ mich dem Herrn v. Stein melden. Er empfing mich in seiner vornehmen Weise und fragte, was zu meinen Diensten stehe. Ich komme vielmehr, erwiederte ich ihm, Ihnen die meinigen anzubieten. Das offene Fenster hat mir verrathen, daß Sie einen Verlust gehabt haben; ich halte für nothwendig, hiervon sogleich die Polizei in Kenntniß zu setzen, die hier sehr gut ist. Sehr gern bin ich bereit, Ihnen diesen kleinen Dienst zu leisten, wenn Sie aus irgend einem Grunde verhindert sein sollten. — Aus keinem unehrenhaften, entgegnete mein Nachbar mit einem gewissen stolzen Nachdruck. Aber, fuhr er höflich fort, ich nehme Ihr gütiges Anerbieten an und wünsche allerdings dringend, daß Ihre Mühe keine vergebliche sein möge. — Seine Tochter

war bei unserem Gespräche nicht zugegen, sie hatte sich in das Nebenzimmer zurückgezogen. Ich bat mir nun eine genaue Beschreibung der Brieftasche und ihres Inhaltes aus und suchte das Polizeibüreau auf, wo man sogleich die nöthigen Maaßregeln gegen den Dieb ergriff. Als ich in das Hotel zurückkehrte, war mein Nachbar noch immer in großer Aufregung; er überschüttete mich mit Danksagungen und wurde selbst von Rührung ergriffen, als ich ihn bat, über meine Kasse zu verfügen, sofern es der Polizei nicht gelingen sollte, ihm sein Eigenthum wieder zu verschaffen. Nach kurzem Bedenken sagte er: Sie werden nicht wissen, was Sie von mir denken sollen; so erfahren Sie denn, daß ich der Fürst * bin und mit meiner Tochter Aurelie deshalb unter einem anderen Namen reise, weil ich sie vor der Zudringlichkeit eines jungen Mannes schützen will, der, wie ich heute erfahren habe, uns hieher gefolgt ist. —

Auf diese Weise lernte ich Aurelie und ihren Vater kennen. Dieser, ein apanagirter deutscher Fürst aus einem alten Geschlechte, hatte den Stolz eines Kaisers, wo es auf die Ehre seiner Familie ankam, und nur mit dem schmerzlichsten Widerstreben fügte er sich, als er der Herrschaft entsagen mußte. Er verließ mit mir zugleich Paris, indem er von meinem Anerbieten Gebrauch machte. Einige Tage später wurde ihm aber die entwendete inhaltreiche Brieftasche durch — seinen Kammerdiener wieder zugestellt. Sie war nämlich nicht stark, er hatte sie in der Zerstreuung in die

schadhafte Brusttasche eines Ueberziehers gesteckt, und sie war zwischen Futter und Tuch hinabgesunken! Sehr beschämt erzählte er mir dies Ereigniß. Seine Tochter aber schloß sich mit großer Innigkeit an Dora an, und sie verschmäht nicht, ihre treue Freundin öfters in Bergerode zu besuchen. Das Vermögen des Fürsten ist gering, und obgleich sein Stolz dies nie zu verrathen wagt, so hat doch dieser Umstand dazu beigetragen, ihn human zu machen!"

„Und jener zudringliche junge Mann?" fragte Paul gespannt, indem er an den geheimnißvollen Fremden dachte, der sich Bornheim nannte.

„Das ist nicht mein Geheimniß," erwiederte der Freiherr lächelnd und forderte seinen Gast auf, ihm wieder zu Dora zu folgen, welche nur zu oft mitten im Geräusch des Stadtlebens zur Einsamkeit verurtheilt war.

Paul verlangte andern Tages sein Lustspiel von dem Theater-Vorstande zurück, und stellte es dem Freiherrn zu. Kaum war es geschehen, als er einen Brief seiner Mutter erhielt und daraus ersah, unter welchen traurigen Umständen sie den Namen Lasbergs nennen gehört hatte. Sie würde längst, schrieb die Bergräthin, den Vorfall erzählt haben, wenn sie nicht überzeugt wäre, daß dieser Züchtling Lasberg ein Anderer sein müsse, als der Freund Pauls. Dieser aber zweifelte fast nicht mehr daran, daß der unglückliche vormalige Hauslehrer jener Bewohner des Zuchthauses sei; er bat seine Mutter um eine möglichst genaue Schilderung der Per-

son, die der Bergräthin Antheil so sehr erregt hatte, und als diese erfolgte, verstummte die letzte Hoffnung, daß der Name allein zu einer Verwechslung der Personen geführt habe. Unser Freund empfand den lebhaftesten Kummer über dies düstere Geschick eines in so vielem Betracht sehr befähigten Menschen, welchen er schon längst auf einem Abwege erblickt hatte, an dessen vollendeten moralischen Untergang er aber nicht glauben konnte. Noch kannte er das Verbrechen nicht, was Lasberg begangen, und er sann vergebens auf Mittel, sich diese Kenntniß in der Hauptstadt zu verschaffen. Die Untersuchung gegen den Unglücklichen war ohne Zweifel in einem Theile des Landes geführt worden, wo sie ohne Geräusch und Aufsehen vor sich gehen, wo das Gerücht sich dieses Stoffes nicht bemächtigen konnte. Sollte er Cornelien von der Sache benachrichtigen? Es konnte, bevor er die ganze Sache zu übersehen im Stande war, nichts nützen; Paul unterließ aber nicht, dem Pfarrer Walter zu schreiben, welche traurige Enthüllung er einem Zufalle verdankte, und dieser erwiederte, daß ihm Lasbergs Geschick bekannt sei.

Als er dies Schreiben zusammenlegte, trat sein Freund Edmund in das Zimmer und fragte, ob Paul den erhaltenen Auftrag nicht vergessen habe. Mit aller Schonung eröffnete dieser ihm, daß Dora v. Bergen sich noch nicht entschließen könne, ihrer Freiheit zu entsagen. Er sah mit Betrübniß, daß Edmund in seinem Mißmuthe an der Redlichkeit des

Freundes zweifelte. Niemand urtheilt in der Regel ungerechter, als ein unglücklich Liebender, der nur zu leicht vergißt, daß Gegenliebe sich nicht erzwingen läßt.

„Es scheint," sagte Paul, „als hätten Sie mich in Verdacht, daß ich meinem Auftrage aus selbstsüchtigen Gründen nicht gehörig genügt! Aber ich muß Ihnen sagen, daß meine jetzige sehr ungewisse Lage, in der ich sogar mit den Sorgen der geringsten Art zu kämpfen habe, mir gar nicht gestattet, an's Heirathen zu denken!"

„Wie?!" erwiederte Edmund beschämt, „mit solchen Sorgen kämpfte mein Freund? O, lieber Paul, sind wir nicht Brüder durch Vertrauen und Liebe? Weise das trauliche Du nicht zurück! Verzeihe mir, wenn ich einen Zweifel hegte, und gewähre mir die Bitte, meinen Ueberfluß mit mir zu theilen! Nur zu lebhaft fühl' ich, daß der Reichthum eine glänzende Armuth ist, wenn er nicht dem richtigen Zwecke dient!"

„Der Mann muß sich selbst helfen können; ich nehme zwar das erneuerte Geschenk Deiner Freundschaft an, aber sei nicht ungehalten, wenn ich Deine Hülfe erst da in Anspruch nehme, wo meine Kräfte nicht mehr ausreichen!"

Edmund drückte im Gefühle aufrichtiger Hochachtung dem Freunde die Hand; aber dieser war unzufrieden mit sich selbst. Er hatte der Offenheit Edmunds gegenüber anzudeuten gewagt, daß er an Liebe nicht denken könne, und doch füllte Liebe für Dora sein Herz aus! —

2.

Vierzehn Tage nach den eben mitgetheilten Begebenheiten eröffnete der Freiherr seinem Vetter Paul, daß das Lustspiel desselben bereits einstudirt werde. Der Letztere hatte seinen Namen nicht genannt, und sein Verwandter mißbilligte dies auch nicht.

„Wir wollen erst sehen," sagte er, „wie Dein Stück gefällt. Auch weiß ich recht gut, daß es gewisse Vorgesetzte sehr tadeln, wenn Untergebene sich mit der Kunst, mit Schriftstellerei abgeben. Aber daß junge Männer die Abende und halbe Nächte in den Gasthäusern liegen und Studien im Trinken machen, daß sie im Spiel und andern Tollheiten Zeit, Geld und Gesundheit verschwenden, das Alles kommt erst dann in Betracht, wenn der Ruin unvermeidlich ist. Die Verkehrtheit beherrscht einmal die Welt! Doch ich muß Dir noch etwas mittheilen: Der Intendant des Theaters ist ein guter Freund des Herrn v. Dallner, dieser hat zufällig Dein Lustspiel bei ihm auf dem Schreibtische und sein eigenes Bild darin gesehen. Das Uebrige kannst Du Dir von selbst denken. Die in dem Stücke gemalten Zustände sind aus dem Leben genommen, und ich bin überzeugt, es wird gerade hier eine große Wirkung hervorbringen! —

Der Tag der Darstellung kam heran, und obgleich der Verfasser sich einen anderen Namen beigelegt hatte, so befiel ihn doch eine gewisse Bangigkeit, als er an Dora's und

ihres Vaters Seite das Schauspielhaus und die Loge betrat, worin er ganz im Hintergrunde Platz nahm. Dora wurde durch den heiteren Inhalt des kleinen Werkes, welches den Beifall der Zuschauer schon im ersten Aufzuge erhielt, angenehm überrascht und nickte dem zaghaften Verfasser öfters ihren Beifall zu. Der kaum von einer kleinen Reise zurückgekehrte junge Herzog war, wie der Freiherr erzählte, in seiner Loge, und zwar in Gesellschaft einiger Minister, des Staatsraths v. Dallner, des Geheimraths v. Roth und einiger Hofbeamten, liebte es aber nicht, sich bei solchen Gelegenheiten zu zeigen, und hatte hinter den breiten, mit goldenen Borten eingefaßten Vorhängen seinen Platz gewählt, wo er die Bühne bequem übersehen, sich selbst aber den Blicken der Menge entziehen konnte. Paul wagte zuweilen, sein Auge auf die den jungen Fürsten umgebende Versammlung zu richten, vermochte aber nur den Staatsrath genau zu sehen, der mit ernster Miene in sich selbst versunken zu sein schien. Der Beifall der Zuschauer stieg mit dem zweiten Aufzuge; man begann herauszufühlen, wer mit dem Parasiten und dem frömmelnden Heuchler gemeint sei, und auch in den Nebenfiguren glaubte man, gewisse unbeliebte Personen wieder zu erkennen. Paul aber, welcher der schadenfrohen Menge dies Vergnügen bereitet hatte, wurde von dem Gefühle der Reue überschlichen, und er wünschte, nicht im Theater zu sein. Als der zweite Aufzug zu Ende war, rief man laut: Der Verfasser heraus! Erst unternahmen dies nur einige

Stimmen in den Sperrsitzen, bald aber wurde das Rufen allgemein, bis man endlich den Vorhang aufzog und dem Publikum eröffnete, der Verfasser sei nicht gegenwärtig. Dieser war anfangs freudig bewegt, bald aber ergriff ihn eine gewisse Bangigkeit, und diese stieg noch, als plötzlich jemand die Loge öffnete und ein herzoglicher Kammerherr, welcher dem Freiherrn auf einen Augenblick herauszutreten bat, sich am Eingange zeigte. Herr v. Bergen ging dem Hofbeamten entgegen, winkte kurz darauf Paul heran, und stellte ihn dem Kammerherrn vor.

„Ich muß Sie bitten," sagte dieser sehr verbindlich, „mir zu Seiner Königlichen Hoheit zu folgen, der Herzog will Sie kennen lernen!"

Paul nahm allen seinen Muth zusammen und trat nach wenigen Augenblicken in das vor der herzoglichen Loge befindliche, hell erleuchtete Zimmer, worin ihm der Herzog entgegen kam, während die Umgebung desselben zwar in der Loge blieb, aber sich doch in die breite Eingangsthür derselben stellte, und neugierige Blicke auf den Glücklichen heftete, den der Landesherr kennen zu lernen Verlangen trug. Das den Staatsrath v. Dallner beim Anblicke Pauls ergreifende Erstaunen war aber nicht geringer, als das unseres Freundes und hauptsächlich des Herzogs; denn Paul sah den Fremden, der sich Bornheim genannt hatte, der junge Gebieter den Mann vor sich, dem er sein Leben verdankte!

„Sie sind es, mein lieber Werkmann?!" begann der

Herzog lebhaft, und reichte, die Regeln der Etikette bei Seite stellend, Paul die Hand. „Seien Sie mir herzlich gegrüßt und glauben Sie nicht, daß ich Ihrer vergessen hätte. Als ich ganz gegen meine Erwartung hierher berufen wurde, erkundigte ich mich im Stillen gleich nach Ihnen; Sie waren in Wiesenthal!“

„Ew. Königliche Hoheit überhäufen mich mit unverdienter Güte,“ erwiederte Paul unter einer tiefen Verbeugung, die seine Verwirrung nicht ganz verbergen konnte. Aber sein Gönner ermuthigte ihn sehr bald, sich mit Freiheit zu bewegen und stellte ihn den anwesenden Beamten mit den Worten vor: „Der Assessor Werkmann, dem ich außerordentlich verpflichtet bin!“

Der Staatsrath machte große Augen und gute Miene zum bösen Spiel. Er wußte jedoch immer noch nicht, daß Paul der Verfasser des Lustspiels sei, dessen Aufführung er schon einmal unterdrückt hatte. Mit Beben lauschte der gleisnerische Staatsmann aber auf die Aeußerungen seines Herrn, welcher folgendermaaßen fortfuhr:

„Bleiben Sie hier, lieber Werkmann, und sehen Sie den Schluß dieses hübschen Stückes, das ganz nach dem Leben gezeichnet zu sein scheint; nicht wahr, Herr v. Dallner?“

„Ohne Zweifel,“ stammelte dieser.

„Auch die andern Hauptgestalten,“ sagte der Herzog, „besonders der Heuchler und der Hofrath, welcher seine Schurkenstreiche so geschickt zu verbergen, hinter scheinbarem

Diensteifer zu verstecken weiß, sind vermuthlich der Wirklichkeit entnommen. Meinen Sie nicht auch, Herr v. Roth?"

Der Angeredete stand wie auf Kohlen. Was konnte er anders thun, als dem Fragenden unterthänigst beipflichten, welcher in seiner Herablassung so weit ging, Paul einzuladen, ihm nach Beendigung des Lustspiels nach dem Schlosse zu folgen. Unser Freund glaubte ein Märchen aus tausend und einer Nacht zu erleben und bat nur um die Erlaubniß, sich kurze Zeit entfernen zu dürfen.

„Grüßen Sie Ihren Vetter," entgegnete der Herzog, „und sagen Sie dem Fräulein, sie möge meinen Freund nicht zu lange festhalten!"

Paul eilte aus dem Zimmer und trat mit glühenden Wangen zu seinen Verwandten. Dora reichte ihm die Hand mit den Worten: „Lassen Sie sich Glück wünschen, das Stück gefällt allgemein und mir doppelt, da ich weiß, daß Sie es gemacht haben!"

Paul war von dem Glücke des Abends wie berauscht, und nur in abgebrochenen Sätzen vermochte er zu erzählen, was ihm begegnet sei. Schon nach wenigen Minuten mußte er sich wieder verabschieden; der Zwischenact, welcher für ihn so bedeutungsvoll geworden war, ging zu Ende, und er begab sich zurück nach der Hof-Loge, wo der Herzog ihm freundlich zulächelte und ihn aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen. Die Minister und übrigen Beamten wußten nicht, was sie von dem Allen denken sollten, und Herr

v. Dallner konnte sich nicht enthalten, seinem Nachbar in das Ohr zu flüstern: „Das heißt Perlen vor die Säue werfen! Es war früher doch anders!“

Als das Stück zu Ende gespielt war, befahl der Herzog, daß es am folgenden Abende wiederholt werde, und entließ die ihn umgebenden Personen bis auf unsern Freund, den er bei der Hand ergriff, während er zu ihm sagte: „Unmöglich können wir uns schon jetzt trennen. Ihre Zeit wird Ihnen wohl gestatten, mich zu begleiten. Kommen Sie, wir haben uns Viel und Mancherlei mitzutheilen!“

Paul folgte seinem Gönner nach einem besonderen Ausgange, vor welchem ein Wagen hielt. Beide stiegen ein und nach kurzer Fahrt gelangten sie nach dem Schlosse, wo der dienstthuende Kammerherr nach den Befehlen des jungen Gebieters fragte. „Zwei Gedecke in mein Schreibzimmer!“ erwiederte der letztere, und der Kammerherr eilte davon, diesem Gebote nachzukommen. „Sie werden, wie ich, hungrig sein,“ fuhr der Herzog fort, „und vermuthlich kein Verlangen tragen, in großer Gesellschaft zu speisen. Ich muß Ihnen überhaupt von vorn herein bemerken, daß die jahrelange Ungebundenheit, in der ich gelebt habe, mich noch nicht recht in dem Hofgleise fortkommen läßt; ich habe von eitlen Formen nie viel gehalten, und werde immer den Wunsch hegen, in gewissen Stunden den fürstlichen, ungewohnten Prunk abzulegen, um ein unbefangener Mensch sein zu können.“

Unter diesen Worten war er nebst seinem Begleiter in

dem Schreibzimmer angelangt, dessen Größe mit seiner reichen Ausstattung in einem richtigen Verhältnisse stand. Die Wände waren mit einer Auswahl von Gemälden der älteren und neueren Schulen geschmückt; ein großer, etwas alterthümlich geformter Schrank von Ebenholz bot allerlei Bequemlichkeiten und war zum Schreiben eingerichtet, und auf mehreren Nebentischen lagen Acten und Bücher. Vor einem bequemen Sopha aber stand ein länglicher Klapptisch, welcher mit kalten Speisen und Wein reichlich besetzt wurde. Auch der Diener mußte abtreten, als das Mahl mit Behaglichkeit begann. Der Herzog bediente sich mit aller Geschicklichkeit selbst, und indem er seinen Gast einlud, zuzulangen nach Herzenslust, sagte er: „Dies ewige Bedientwerden bei Tische ist mir unausstehlich. Verdauen kann doch kein Anderer für mich, also will ich mir auch die Speisen nicht einzeln reichen lassen!“

Paul konnte sich nicht enthalten, über diese Bemerkung zu lachen; sein fürstlicher Gönner stimmte mit ein und verstand es, auf so liebenswürdige Weise den Wirth zu machen, daß jener fast vergaß, er speise im herzoglichen Schlosse in Gesellschaft des Landesherrn. Nach Beendigung der Tafel wurde unser Freund aufgefordert, zu erzählen, wo er erzogen worden sei, was ihn namentlich zu der Zeit, wo der Herzog ihn kennen gelernt, nach dem Gebirge geführt hatte. An diese Fragen reihten sich immer wieder andere, und Paul kam dem Verlangen des Herzogs mit bescheidener Kürze

nach. Diese hielt ihn aber nicht ab, mit aller Wahrheitsliebe der Personen zu gedenken, von denen er für sein weiteres Fortkommen umsonst so viel erwartet hatte. Auch seinen Aufenthalt in Bergerode erzählte er, ohne indessen der Prinzessin Aurelie zu erwähnen, und sagte offen, wie sehr er den angefeindeten Freiherrn hochachte und liebe.

„Auch ich verehre ihn als einen braven, geistvollen deutschen Mann," erwiederte der Herzog. „Ich kenne ihn schon seit längerer Zeit und verdanke ihm auch das Gute, daß er Sie mir zugeführt hat. Er war nämlich kürzlich bei mir, und sagte mir von dem heute aufgeführten Lustspiele, das gewisse Leute gern unterdrückt hätten; er verschwieg mir aber den wahren Namen des Verfassers, und ich hielt den angenommenen Namen für den wirklichen. Auf näheres Befragen gab er an, der Verfasser werde mit ihm heute in einer Loge sein. Das Uebrige wissen Sie, aber Sie errathen, daß ich diese Dallner, diese Roth und ihre Genossen genau kenne. Ich glaubte eine Zeit lang, ich thäte diesen Leuten zu viel, aber ich irrte mich! Dallner vertritt noch immer den Minister des Innern, der wegen Kränklichkeit ein Jahr lang beurlaubt worden war, und eben so wenig Beruf zu seiner Stellung hat, wie die übrigen Minister. Einer hilft dem andern, und jeder drückt bei des Herrn Collegen Fehlgriffen die Augen zu und denkt auf einen Nachfolger von derselben Art. Alle diese hohen Beamten haben zum ersten Grundsatz den erhoben, sich in ihrer Stellung so lange wie

möglich zu behaupten, das Wohl des Landes und des Fürsten ist Nebensache. Sie fürchten daher neue Schöpfungen und durchgreifende Reformen, haben in der Politik kein bestimmtes Prinzip und helfen sich durch Laviren. Redet man aber mit ihnen, so thuen sie wie die Demuth selbst, nehmen aber gegen Untergebene die Miene an, als hätten sie an der Schöpfung der Welt mitgeholfen. Ich darf jetzt bei diesem Gegenstande nicht verweilen, denn ich fühle, daß ich bitter werde."

Der Herzog faßte zu seinem Weinglase, trank es aus und fuhr dann fort: „Ich bin so plötzlich zum Regenten geworden, daß es mir schwer fällt, meine Unbefangenheit zu behaupten. Mein Oheim hat der Welt entsagt. Er lebt auf seinem Schlosse Schönsicht und läßt mich gewähren."

„Dort verlebte auch ich meine jungen Jahre und sog in der einsamen Gebirgsgegend feurige Liebe für die Natur ein. Meine Lehrer waren einsichtsvolle Leute und erzogen mich frühzeitig zu einem denkenden Menschen. So hatten es meine früh verstorbenen Eltern gewünscht, und niemand dachte daran, daß es der Vorsehung einst gefallen könne, das Heil des Landes in meine Hand zu legen. Mein Vetter, der frühere Thronerbe, ein schöner und reichbegabter Jüngling, wurde zärtlich von mir geliebt; ich war weit entfernt, ihn um seinen Beruf zu beneiden, und er erwiederte meine Neigung. Immer stand er mir gegen meine Ankläger bei, wenn ich Thorheiten begangen hatte; er war mir ganz zugethan,

und der Abgott seiner schönen und liebenswürdigen Mutter. Wenn ich dieser Zeit gedenke, Freund, so ist mir immer, als habe auch ich einmal das Paradies betreten! Solche Wonne dauert nur kurze Frist, wie das Leben des Schmetterlings, der von Blume zu Blume gaukelt, bis ein rauher Windstoß ihn in einen düstern Wald, oder in einen Bach stürzt!"

„Ich beschloß, eine auswärtige Universität zu beziehen, und mein Oheim hinderte mich in meinem Vorhaben nicht. Nun aber begann schon das verdeckte Spiel meiner Feinde gegen mich; denn die Frömmler, welche jetzt den Herzog umdrängten, fürchteten meine Freisinnigkeit und malten jeden meiner Jugendstreiche mit den Farben der Unduldsamkeit und des Hasses, so daß mein Oheim endlich an mir irre zu werden anfing und mir Briefe schreiben ließ, die ich nicht verstand und nicht beantwortete, weil ich hoffte, durch meine Gegenwart alle die gehässigen Anklagen zu vernichten. Dies gelang mir auch theilweise, als ich von der Universität an den Hof zurückkehrte. Die einzigen wahrhaften Freunde fand ich unter dem Militair; denn dies zeigte sich dem frommen Wesen, welches sich in der Nähe des Landesherrn geltend machte, abhold, und einige Officiere, empört von der heuchlerischen Frömmelei, hinter welcher sich weitgreifende Pläne verbargen, hielten für ihre Pflicht, mich von diesem Treiben in Kenntniß zu setzen. Ich wagte, meinem Oheime Vorstellungen zu machen; aber er wies mich ärgerlich ab, denn

er war von den Banden der frommen Vaterlandsfreunde gänzlich umstrickt. Ja es kam zwischen uns zu einem unangenehmen Auftritte, der mit meiner Verbannung vom Hofe endete. Zu spät sah ich ein, daß ich mich dem Herzoge gegenüber verkehrt benommen hatte; meine jugendliche Heftigkeit verkannte seinen krankhaften Zustand, der, nur in den Tiefen religiöser Hingebung sein Heil erblickend, alle die für seine wahren Freunde hielt, welche mit frommen Worten sein trostbedürftiges Herz bestachen, dies gläubige Herz, das immer zu edel war, um in dieser Sphäre auch nur die Unredlichkeit zu ahnen. Wenn es eine ewige Vergeltung giebt, und ich zweifle nicht daran, so werden jene Männer, die unter dem Deckmantel des Glaubens gemeine irdische Zwecke verfolgen, am härtesten büßen. Sie sind die wahren Gottesleugner, unterhöhlen den Staat, welchem sie aus dem morschen Holze veralteter Satzungen der Kirche eine Stütze zu bauen vorgeben, und bringen durch starren Glaubenseifer Elend in die Familien. —"

„Ich floh, von der Zeit Hülfe erwartend, von der alle Ungleichheiten ebnenden Zeit, die uns wiegt, trägt und zuletzt aufreibt! Ich sehnte mich nach Lebensgenuß, nur in ihm sah ich nach so viel Leid die Bestimmung meines Daseins; denn mein Kampf für das, was ich als Wahrheit erkannt hatte, endigte ja mit meiner schmähligen Niederlage, und es zeigte sich mir klar, daß es kein nutzloseres Unternehmen geben kann, als die Massen zu beglücken. Dies

vermag nur die gewaltige Macht des Geschickes selbst, in welcher der Odem Gottes weht. Die Unternehmungen der Menschen sind und bleiben Stückwerk. Das deutsche Philisterthum, das sich so breit macht und für nichts mehr Begeisterung hat, ekelte mich an; ich wollte mich satt trinken an der unversiegbaren Quelle der Schönheit. Ich glaubte jetzt die Sehnsucht Göthe's zu verstehen, die ihn nach dem Garten Europa's zog, in die Gegenden, wo das alte Rom seine Triumphe feierte; an den Ruinen der untergegangenen Heldenwelt wollte ich mich der gesunden Natur des Volkes erfreuen, welches wenigstens stolz ist auf seine Kunst und auf seine Vergangenheit. Wer nicht in Italien mit offenen Sinnen war, der hat freilich auch keinen Begriff von der heiteren Schönheit dieses Landes, das in Farbe, Form und Leben so ganz und gar verschieden ist von Deutschland. Mein Begleiter, der Professor Schwarz, war mir als Führer und Leiter mitgegeben, und man hätte, was meine Wünsche betraf, mir keinen bessern Mentor mitgeben können. Er schwärmte für die Alterthümer Italiens und wurde von diesen so gänzlich in Anspruch genommen, daß ich von seiner Oberaufsicht nicht viel merkte. Ich brannte vor Verlangen, Neapel und seine Umgegend zu sehen, die sich durch reiche Abwechselung und eine üppige Vegetation auszeichnet. Mit welchem Entzücken wanderten wir auf dem Vorgebirge von Miseno, in dem Paradiese, wo der ältere Plinius zur Zeit des denkwürdigen Ausbruches des Vesuvs verweilte, wo am

Gestade des blaugrünen Meeres aus Gebüsch und Schlinggewächsen Säulenschäfte, Marmorblöcke und Reste zerstörter Mauern hervorschauen und an die Vergangenheit mahnen!“

„Eines Tages ging ich an den zwischen Miseno und Puzzuoli gelegenen Trümmern eines Palastes des Nero vorüber, da, wo die noch von den Landleuten benutzten warmen Bäder den neugierigen Wanderer anlocken. Aber meine Blicke wurden durch andere Dinge angezogen, als diese ehemaligen Zeugen römischer Herrlichkeit; ich sah einen Zug festlich gekleideter Männer und Frauen daher kommen, und unter den letzteren ein schönes, reichgeschmücktes Mädchen an der Seite eines heiterblickenden Mannes, der über die Jahre der Jugend hinaus war und einen seltsamen Gegensatz gegen die reizende Jungfrau an seiner Seite bildete. Diese war seine Braut; der festliche Zug bewegte sich unter lebhafter Musik einem nahen Landhause zu, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte. Mein Auge haftete um so mehr auf der holden Gestalt des Mädchens, oder eigentlich der jungen Gattin, als in ihren Zügen ein unverkennbarer Schmerz zu lesen war, welcher in der Ungleichheit der Jahre dieses Paares seine Erklärung fand. Plötzlich aber stürzte ein junger Mann mit zornfunkelnden Augen aus dem alten Gemäuer hervor und stieß seinen scharfen Dolch dem Bräutigam mit solcher Sicherheit in die Brust, daß der Getroffene lautlos zusammensank. Die Braut, Gioconda geheißen, schrie laut auf, und ich, der ganz in der Nähe stand, war der Glückliche, der die

Zusammensinkende in seinen Armen auffing, während Andere sich mit dem Verwundeten beschäftigten. Die Bestürzung war so groß, daß man an die Verfolgung des Mörders zu spät dachte; denn dieser sprang in großen Sätzen, gleich einem Tiger, durch das Gemäuer nach dem Meeresufer zu, wo ihn ein bereitgehaltener Nachen aufnahm, der ihn entführte. „Das war Carlo!" riefen einige der Gäste, während Gioconda ihre dunklen Augen aufschlug und von glühender Röthe übergossen wurde, als sie sich in den Armen eines fremden Mannes sah. Die Mutter der Braut jammerte laut; sie war es hauptsächlich gewesen, welche der Tochter den reichen, aber ungeliebten Verlobten aufgedrungen hatte. Sie ergoß sich in Verwünschungen des Mörders und behauptete mit geläufiger Zunge, Gioconda sei unschuldig an der verruchten That und denke nicht daran, den abscheulichen Carlo zu lieben." —

„Der Ermordete wurde weggeschafft, aber alle Belebungsversuche gab der herbeigerufene Arzt auf, als er die Wunde untersucht hatte. Die Gäste entfernten sich und unwillkürlich folgte ich den Frauen, welche die beiden Wittwen begleiteten; denn auch Gioconda's Mutter hatte schon vor Jahren ihren Gatten, den Abkömmling eines alten Geschlechtes, verloren. Man schien es in der Ordnung zu finden, daß ich mit nach dem Landhause ging. Die Schönheit Gioconda's hatte mich ganz gefangen genommen und der Antheil, den ich ihr und der jammernden Alten zeigte, schien diese für

mich einzunehmen. Ich war in der Gegend unter dem angenommenen Namen eines Grafen Norden bekannt, und man begegnete mir mit zuvorkommender Freundlichkeit. Die junge Wittwe, von heftigen Gemüthsbewegungen erschüttert, wurde krank, ja sie gerieth sogar an den Rand des Grabes, da ein ungeschickter Arzt, welcher eigentlich nur ein Quacksalber war, sie verkehrt behandelt hatte. Täglich erkundigte ich mich nach der Kranken und brachte ihr sogar Rettung. In meiner Reise-Apotheke verwahrte ich nämlich ein Arcanum, das in unserer Familie sehr geschätzt wurde, und von einem berühmten Gelehrten Englands herrührte; mit Glück war es oft gegen nervöse Leiden und ähnliche Uebel angewendet worden, und ich bedachte mich nicht, den Heiltrank der schönen Kranken zu überbringen, welche nach dem Genusse desselben in einen langen stärkenden Schlaf sank, aus welchem sie völlig genesen erwachte. Gioconda war die Dankbarkeit selbst und mit der wiederkehrenden Gesundheit gewann sie auch die heitere Stimmung wieder, deren Zauber mich mit magischer Gewalt umfing. Aber noch eine andere Macht war mit ihr im Bunde; ihr war die Gabe des Gesanges in einem Maaße verliehen worden, für welches ich keinen Ausdruck finde! Vor Allem wußte sie jenen kleinen Liedern, die von ihrem schönen Vaterlande und von Liebe sangen, einen wunderbaren Reiz zu geben, und es verging kein Tag, wo ich nicht an der Seite der schönen Sängerin das Glück pries, das sie mir gewährte. Mit angebornem Geschmack wußte sie ihre

Kleidung zu wählen, und wenn sie mir eine festliche Stunde bereiten wollte, so legte sie die Tracht an, in welcher Titian seine Geliebte malte! Ihre schwarzen weichen Locken fielen anmuthig über den weißen Nacken und die volle Brust, während ihr reizender Arm sich um den Hals der Laute schlang, die in ihrem Schooße ruhte! — Der Professor war durch die mit Alterthümern übersäete Gegend so gefesselt, daß er nicht entfernt daran dachte, mich von einem Umgange abzuhalten, der mir allmählich die Ruhe meines Herzens nahm. Er sah Gioconda zuweilen, aber er war eine Art von Weiberfeind, und jeder vom Unkraut überwucherte alte Säulenschaft galt ihm mehr, als die schlanke Gestalt des Mädchens, in dessen Fesseln ich schmachtete. Eh' ich mir's versah, erblickte man in mir den Freier Gioconda's, und als ich einst an ihrer Seite in einem leichten Nachen auf dem Meere dahin schwamm, während die Abendsonne Luft, Gewässer und die fernen Gebirge mit Gold und Purpur übergoß, erschien sie mir wie eine vom Olymp herabgestiegene Unsterbliche, mit allem Glanz unwiderstehlicher Schönheit geschmückt! Ich sank zu ihren Füßen nieder, ich drückte mein von Thränen befeuchtetes Gesicht in ihren Schooß, und als ich es wieder zu ihr erhob, umfaßte sie mich unter kosenden Worten und preßte mich an ihren Busen! Um meinen Widerstand war es geschehen, ich bekannte ihr meine Liebe, und Gioconda späterhin ihrer Mutter, was geschehen war. Die Wittwe war durchaus nicht ungehalten, sie drang aber auf

baldige Vermählung. Konnte ich das Mädchen treulos verlassen? In der Heimath lag damals kein Reiz mehr für mich. Tief beleidigt war ich in die Ferne gezogen, wo ich Alles fand, was mein ungestümes Herz suchte, wo ich eine Reihe von Jahren leben wollte. Die Geschenke, welche ich meiner Geliebten und ihrer Mutter von Zeit zu Zeit machte, gaben beiden eine hohe Meinung von meinem Reichthum, und aus meinem Reisepasse hatten sie ersehen, daß ich Graf Norden heiße. Sollte ich meinen wahren Namen nennen, meines Oheims Einwilligung zu dieser Verbindung zu erlangen suchen? Das Eine wie das Andere war überflüssig, und ich beschloß, als ein freier, unabhängiger Mensch zu handeln. Eine Hand voll Gold machte einen Priester willig; er sah in mir schon den reuigen Sohn seiner Kirche, aber keinen Ketzer, und vollzog die Trauung, während der Professor einen Abstecher nach Sicilien unternahm. Als er zurückkam, hatte ich bereits ein Landhaus bei Puzzuoli bezogen, und stellte ihm meine junge Gattin vor. Mein Bedienter war ein Kind des Landes und mit meinem Geheimnisse unbekannt. Der Professor sah mich und Gioconda ungläubig an, und als ich ihn später allein sprach, überhäufte er mich mit gut gemeinten Vorwürfen, auf die ich ihm nichts erwiederte, denn sie waren ja umsonst. Seine Besorgniß, daß seine Stellung durch meine heimliche Ehe, denn dies war sie, meinen Verwandten gegenüber bedroht sei, wußte ich zu widerlegen, und so lebte ich in einer gewissen Abgeschiedenheit

glückliche Tage. Ich machte kleine und größere Reisen, beschäftigte mich mit Kunst und Wissenschaft und vergaß die Heimath und die Ränke meiner Feinde. Aber auf traurige Weise sollte ich an die Unbeständigkeit des menschlichen Glückes erinnert werden."

„Der Professor, welcher in der nahe gelegenen Stadt seine Wohnung hatte, kam eines Tages in großer Aufregung zu mir und wußte sich gar nicht zu fassen. Gioconda war zum Glück nicht gegenwärtig, denn als der Professor endlich reden konnte, begann er mit der Einleitung, es zeige sich schon jetzt, in welche schwierige Lage ich durch meine Heirath gekommen sei. Darauf reichte er mir einen Brief eines der Hofbeamten meines Oheims, und ich durchflog ihn mit Besorgniß. Mein unglücklicher Vetter, der Thronerbe, hatte plötzlich sein junges Leben verloren. Er machte, jenem Berichte gemäß, nur von einem Bedienten begleitet, in der Nähe des Schlosses Schönsicht mit jungen, muthigen Pferden, welche eingeübt werden sollten, eine Fahrt in die Berge. Vom Flintenschusse eines Jägers erschreckt, gehen die feurigen Thiere durch, der Wagen wird umgeworfen und der Prinz so heftig gegen einen Felsen geschleudert, daß er für todt darunter liegen bleibt. Als man ihn in das Schloß brachte, kehrte ihm die Besinnung auf Sekunden wieder; er lächelte seiner im Schmerz vergehenden Mutter noch einmal zu, dann fiel das schwer verletzte Haupt zurück, um sich nie wieder zu erheben! Auch über dieser Mutter schloß sich einige

Monate später die Gruft, in welche der Gram um diesen Sohn sie gelegt hatte."

„Dieser furchtbare Schlag brachte den Herzog in die Banden der Schwermuth und Trauer, dergestalt, daß er sich und seine Umgebungen zu vergessen schien. Aber dieser Zustand wich endlich der ruhigen Besonnenheit, mit welcher er seine Wirksamkeit prüfte. Er sah, daß seine frommen angeblichen Freunde die Wohlfahrt des Landes nicht förderten, für seinen tiefen Schmerz nicht das rechte Verständniß hatten, und er begann, sich mir wieder zuzuwenden, denn ich war ja sein nächster Erbe."

„Sie können sich denken, wie sehr auch mich jene Trauerbotschaft aufregte! Nie hatte ich daran gedacht, daß es dem Geschick gefallen könnte, mich auf den Thron zu berufen! Als Privatmann wollte ich leben und mein Leben genießen! Aber in der Aussicht, der Beherrscher eines Landes zu werden, liegt ein hoher Reiz, denn es ist ja doch die bedeutungsvollste, erhabenste Sendung, die einem Menschen zu Theil werden kann. Mit Bangen und Unruhe sah ich daher auf meine Verhältnisse, auf meine Gattin, auf die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte, ja auf die drohende Möglichkeit, daß meine Ehe die Nothwendigkeit herbei führen könne, auf diese Sendung zu verzichten! An eine Trennung von Gioconda dachte ich nicht; allein ehe ich auf den Thron verzichtete, wollte ich die Stimmung des Herzogs gegen mich und die Gesetze des Hauses, in denen ich nicht bewandert

war, genau kennen lernen. Ich sagte meiner Gemahlin, daß mich wichtige Familien-Angelegenheiten nach Deutschland riefen, daß die Eile, mit welcher ich reisen müsse, mir nicht gestattete, sie mitzunehmen. Sie war auch hiermit einverstanden, und ich ließ sie unter dem Schutze des Professors zurück. Ich war zu aufgeregt, um die Gleichgültigkeit zu bemerken, womit sie die Ankündigung meiner Reise aufnahm; erst unterwegs gedachte ich dieses Umstandes, und mußte mir bei dieser Gelegenheit seufzend eingestehen, daß Gioconda schon öfters Züge einer gewissen leichtsinnigen Veränderlichkeit verrathen hatte. In Rom war ich einer Unpäßlichkeit wegen zu einem kurzen Aufenthalte genöthigt, sie hielt mich aber am zweiten Tage nicht ab, eine Wanderung durch die an Alterthümern und Kunstwerken so reiche Stadt zu unternehmen. In den riesigen Räumen des Colosseums lernte ich den Fürsten von * und seine Tochter Aurelie kennen."

„Mein Gott!" rief Paul bei diesen Worten, sich selbst vergessend, aus. Der Herzog hielt inne, ein schwermüthiges Lächeln flog über seine Züge, und er fuhr fort:

„Ja, jene liebenswürdige Aurelie, die auch Sie kennen, und auch ohne Zweifel verehren gelernt haben. Wie eine ächte Fürstin erschien sie mir, die, von Schönheit und Würde umstrahlt, gleich der Königin Elisabeth Schillers, die schmale Mittelbahn des Schicklichen wandelt! Die Hoheit ihres Wesens zeigte sich als eine angeborene edle Gabe, die nichts mit Künstelei und Unnatur gemein hat, und es war

mir unmöglich, ihr die ihr gebührende Huldigung zu verweigern, um so weniger, als ich in ihren Augen gelesen zu haben glaubte, daß sie Wohlwollen für mich empfand. Ihr Vater kannte mich nicht, und ich behielt meinen angenommenen Namen bei. Nur zu bald mußte ich mich von Aurelien trennen, und suchte umsonst die ängstliche Unruhe zu überwinden, die mich ergriffen hatte. Abends wollte ich mich an der Kühle erquicken, und gerieth in eine von einem Weinberge umgebene Osterie, wo sich junge Leute mit Tanzen und Weintrinken ergötzten. Ich hatte an einer dichten Laube Platz genommen und sah der Saltarella zu, die ein flinker Bursche mit einer hübschen Winzerin tanzte. Unter den Zuschauern fiel mir ein junger Italiener auf, dessen dunkle Gesichtsfarbe auf den Süden des Landes deutete; seine Züge waren bei aller Regelmäßigkeit durch ihren Ausdruck auffallend, und als ich näher an ihn herantrat, erkannte ich mit Gewißheit in ihm jenen Carlo, den Mörder des Bräutigams meiner Gioconda. Meine Aufregung konnte durch diese Begegnung nicht vermindert werden; sie hinderte mich aber nicht, den Menschen zu beobachten. Als es später geworden war, begab er sich in die Laube, in welcher er schon früher an der Seite eines Kameraden gesessen und viel Wein getrunken hatte. Auch ich nahm meinen früheren Platz wieder ein und belauschte das Gespräch der jungen Männer. — Sei ohne Sorge, Antonio, sagte Carlo, ich habe in Puzzuoli Freunde genug, die mir helfen werden! — Aber zu

was kann es führen, entgegnete Antonio, Dich in die Gefahr zu stürzen, ergriffen zu werden! Gioconda ist die Frau eines deutschen Grafen, den Du gar nicht kennst, nicht einmal gesehen hast, der Deiner ehemaligen Geliebten ohne Zweifel mehr gelten wird, als Du! — Da irrst Du, erwiederte Carlo eifrig. Ich habe sie durch meinen Vetter ausforschen lassen; sie hat meinen Brief angenommen und drein gewilligt, mich wiederzusehen. Mein Vetter ist so klug gewesen, ihr zu sagen, der Graf sei nicht das, wofür er sich ausgebe, und sei überdies ein Ketzer. Ich bin gewiß, sie wird sein Gold nehmen und mit mir entfliehen. Im Limbarra-Gebirge auf Sardinien wohnt mein reicher und unverheiratheter Oheim; der nimmt uns gern auf!" —

„Dies Gespräch enthüllte mir auf schreckliche Weise die rohen Zustände des von mir bewunderten Landes, und warf ein trauriges Licht auf mein Verhältniß zu meiner Gattin, mit welcher ich erst ein Jahr lang vermählt war. Von ihrer Schönheit, von den Reizen der Gegend geblendet, war ich in eine beklagenswerthe Lage gerathen, und ich begann einzusehen, daß der Mensch einen höheren Zweck im Auge haben muß, als den bloßen Lebensgenuß, ja daß der wahre Lebensgenuß in etwas ganz Anderem besteht, als in Sinnenrausch und jenem angenehmen Taumel, der kein ruhiges Urtheil mehr zuläßt." —

„Carlo hatte eine Zeit lang in der Nähe Gioconda's gelebt; er war ein geschickter Bildhauer, aber arm, und seine

Bewerbungen um sie wurden von ihrer Mutter, welche schon längst den reichen Mann begünstigte, dessen Ermordung ich erzählt habe, schnöde zurückgewiesen. Mir sagte man, Carlo habe der Gioconda gar nichts gegolten. Seine soeben vernommenen Worte verriethen das Gegentheil, und ich wollte mich überzeugen, ob er Wahrheit redete. Die Gerechtigkeit konnte ich nicht gegen ihn aufrufen, denn ich war fremd und hatte keine Beweise; aber ich beschloß, sogleich in mein kaum verlassenes Landhaus zurückzukehren unter dem Vorwande, daß ich unterwegs Briefe empfangen, die meine Reise in die Heimath überflüssig gemacht hätten. So geschah es; aber ich erkannte sogleich, daß sich statt der Freude eine gewisse Bestürzung in Gioconda's Gesicht aussprach. Meine Unpäßlichkeit war noch nicht ganz überwunden, und Gemüthsbewegung vermehrte sie sogar wieder, weshalb ich mich in ein Zimmer zurückzog, von welchem aus ich bequem nach den Gemächern Gioconda's sehen konnte; denn diese lagen in einem Seitenflügel, dessen breiten, nach dem Meere schauenden Giebel ein Balkon zierte. Meine Befürchtungen waren nur allzugegründet.

Schon in der zweiten Nacht vernahm ich den Schlag eines Ruders, und kurz darauf den Gesang eines Mannes. Leise öffnete ich mein Fenster und in undeutlichen Umrissen erkannte ich einen Nachen, worin eine Gestalt saß. Gleichzeitig erschien auf dem erwähnten Balkon eine in ein weißes Gewand gekleidete Person, die ich für Gioconda halten mußte,

und sie war es auch. Der Mann im Nachen betrat das Ufer, und begann bald darauf mit der Dame ein leise geführtes kurzes Gespräch, in Folge dessen die Treulose den Balkon verließ, und nach wenigen Minuten unten vor dem Hause erschien; alle Schlüssel standen ihr ja zu Gebot! Mit Mühe hielt ich mich ruhig; als ich aber wahrnahm, daß Gioconda den Ankömmling, der kein anderer sein konnte, als Carlo, mit ihren Armen umfing, da ergriff mich eine heftige Wuth, und mit einem Säbel versehen eilte ich die Treppe hinunter und auf das Paar los, welches unterdessen sich dem Meere genähert hatte. Das Geräusch meiner Schritte verrieth meine Ankunft etwas zu bald; Gioconda stieß einen Schrei aus, und wäre zu Boden gesunken, wenn ihr Gefährte sie nicht umfaßt und in das kleine Fahrzeug getragen hätte, worin, wie ich nun deutlich sah, ein zweiter Mann saß, welcher den Kahn sogleich in das Wasser hineinstieß und mit kräftigen Ruderschlägen die Flucht begann, die ich weder hindern konnte, noch wollte. Fahre hin, Treulose, Pflichtvergessene! schrie ich den Fliehenden nach und begab mich in das Haus zurück. Gioconda's Schlafgemach war leer; ihre Zofe schlief fest im Vorzimmer. Wie soll ich beschreiben, was ich empfand! Lassen Sie mich kurz über die qualvolle nächste Zeit hinweggehen. Der Professor erstaunte nicht wenig, als ich ihm erzählte, was geschehen war; er schien aber froh zu sein, daß meine übereilte Verbindung ein solches Ende genommen hatte. Ich beauftragte ihn mit

der Ordnung meiner Geschäfte, sah meine Schwiegermutter nicht wieder und reis'te schnell ab, um nach Deutschland zurückzukehren. Dem Professor schärfte ich vor Allem ein, den Aufenthalt der Entflohenen zu ermitteln, um eine Scheidung von ihr sofort zu bewerkstelligen. — Es ist oft gesagt worden, die wahre Liebe sei so stark, daß sie auch da, wo die Achtung habe schwinden müssen, noch fortdauere. Einer solchen dämonischen Gewalt unterlag ich aber keineswegs; denn die mir zugefügte Beleidigung war zu tief, als daß ich noch mit Empfindungen der Zärtlichkeit Gioconda's hätte gedenken können. Ich begab mich nach der Schweiz, um von da aus die Heimath aufzusuchen, und in der reizenden Gegend von Interlaken traf ich wieder mit Aurelie und ihrem Vater zusammen. In diesem Wiedersehen, das alle bitteren Gefühle in mir überwand, glaubte ich einen Fingerzeig der Vorsehung zu erkennen, und indem ich einen Blick in das Herz Aureliens that, überzeugte ich mich, daß sie das Glück gewähren könne, welches ich erst jüngst gefunden zu haben glaubte, und es doch auf so traurige Weise verloren hatte. Der Fürst, ein stolzer Sonderling, welcher sich nur auf Reisen wohl fühlte, mißtraute mir, und ich hatte keine Veranlassung, ihm zu sagen, wer ich sei. Auch gegen seine Tochter mußte ich noch schweigen, und ich nahm mir vor, meine Stellung erst dann geltend zu machen, wenn ich mit meinem Oheim ganz versöhnt wäre. Aurelie erwähnte gelegentlich des Freiherrn v. Bergen als eines ausgezeichneten

Mannes, und nachdem ich durch meine wenigen Freunde erfahren hatte, daß man am Hofe mehr wie je gegen mich gestimmt sei, so suchte ich diesen Bergen auf und enthüllte ihm meine Lage. Aber dieser Schritt war nicht verborgen geblieben, und man gab ihm eine gehässige Deutung; denn der Freiherr war in den Umgebungen meines Oheims als ein Demagoge verschrieen. Namentlich aber hatten meine Widersacher über meinen Aufenthalt in Italien allerlei Fabelhaftes ausgesprengt, und mein Verhältniß zu Gioconda, das nicht ganz verborgen bleiben konnte, in einer Weise gegen den Landesherrn erwähnt, die ihn noch mehr gegen mich aufbrachte, als alle anderen über mich eingegangenen Nachrichten. Unter diesen für mich so ungünstigen Umständen zog ich mich nach dem an der Landesgrenze gelegenen Städtchen Friedrichsweiler zurück, von Zeit zu Zeit mich in die Nähe Aureliens wagend, die das Geständniß meiner Liebe nicht zurückwies. Ihr stolzer Vater äußerte aber öfter, daß er sich seinen Schwiegersohn unter den Fürsten Europas suchen werde, und als er dies eines Tages mit großem Nachdruck wiederholte, entdeckte ich Aurelien, wer ich sei, und was ich von der Zukunft hoffte; ich bat sie aber, mein Geheimniß streng zu bewahren. Seit dem Tage, wo ich sie in Bergerode sprach, habe ich sie nicht wiedergesehen; ihr wunderlicher Vater ist, wer weiß von welchen bösen Geistern, getrieben, mit ihr wieder auf Reisen gegangen. Aber Aurelie weiß nichts von meiner unglückseligen Verheirathung, und

jetzt, wo es meinen Freunden endlich gelungen ist, meinen Oheim mit mir zu versöhnen, wo dieser mir offen ausgesprochen hat, daß er in eine Verbindung nach meiner Wahl einwillige, bin ich über den Aufenthalt Gioconda's in der größten Ungewißheit! Der öffentlichen Blätter will ich mich nur im äußersten Nothfalle bedienen; ich fürchte, daß die Kenntniß der wahren Lage der Dinge Aurelien bestimmt, das Band zu zerreißen, das uns verbindet! Sie ist aber auch wieder so ängstlich um mich besorgt, daß sie sogar glaubte, mein Aufenthalt in Bergerode, wo ich nur wenige Stunden zubrachte, könne zu meinem Nachtheile von meinen Feinden benutzt werden. Diese haben jetzt ihre Macht verloren, aber ein anderer, schlimmerer Feind ist meine unglückliche Lage! Ich kann jetzt das Land nicht verlassen, um selbst nach Gioconda umherzuspähen, und doch mangelt mir hier alle Ruhe des Gemüthes, alles Selbstvertrauen, dessen ich jetzt so sehr bedarf. Es ist mir daher ein wahrer Trost gewesen, Sie, der mir das Leben erhielt, wiederzusehen. Sie werden die Freundschaft nicht verschmähen, die ich Ihnen anbot, und mir nicht entgegnen, daß ein Fürst keine Freunde haben könne! Ich bin kein Verehrer jener Formen, in deren hartnäckiger Beobachtung die wahre Humanität zu Grunde geht, ohne einen entsprechenden Ersatz dafür zu gewähren. Mein Oheim hat diese Wahrheit auch erkannt und will mir überlassen, einen neuen Weg zu gehen. Ich habe allerlei Verbesserungen im Sinne. Leider mußte ich mich aber überzeugen, daß der

Zustand unserer Finanzen mir verbietet, schon jetzt mit Umgestaltungen und neuen Schöpfungen vorzugehen, namentlich auch die Gehälter der Beamten zu verbessern. Wie hoch beläuft sich Ihr Einkommen, lieber Werkmann?"

Paul erwiederte lächelnd, daß er ohne Gehalt sei und erzählte kurz seine Erlebnisse. „Wenn ich offen reden darf," fuhr Paul fort, „so weiß ich nicht zu sagen, worauf der Staat das Recht gründen will, die jungen Beamten für ihre oft sehr dringenden und vielen Arbeiten unbesoldet zu lassen! Die Beamten sind es ja hauptsächlich, die den Grundpfeiler des Staates ausmachen, und es scheint mir dringend nöthig, namentlich den Richterstand vor jener Depravation zu bewahren, von welcher man z. B. in Frankreich die traurigsten Beispiele erlebt hat. Fortfahren, die Beamten kümmerlich zu besolden, heißt auch ferner das Talent nöthigen, dem Staatsdienste fern zu bleiben!"

„Sie haben Recht, aber wo sollen die Mittel herkommen?"

„Es giebt ohne Zweifel noch viele Hülfsquellen, z. B. eine weise Sparsamkeit! Die meisten der obersten Beamten und Offiziere erhalten, meines Erachtens, zu viel an Gehalt, namentlich die Diplomaten, welche in den meisten Fällen mehr Unheil als Nutzen stiften!"

„Da höre ich Ihren Vetter Bergen, der haßt auch die Diplomaten! Doch, mein Freund, man kann nicht wohl gegen den Strom schwimmen. Auch mein Oheim versuchte

es eine Zeit lang; aber indem er sich in seinem rastlosen Streben nach Wahrheit und Recht abmattete, begegnete er nur allzuoft dem leeren Tadel und verstand sich zuletzt im erkältenden Verdrusse selbst nicht mehr. Ich halte nichts von den Beglückungssystemen, und wenn ich Millionen fände und sie unter die Menge streute, ich würde damit nur neues Unglück aussäen! Könnte ich aber jetzt einen Schatz finden, ich wollte ihn schon verwenden auf recht nützliche Weise!"

Paul gedachte bei diesen Worten sogleich der in seinem Besitze befindlichen Urkunde, welche von dem Klosterschatze in Eichenried handelte, und er trug kein Bedenken, den Herzog davon in Kenntniß zu setzen. Dieser hörte aufmerksam zu, und Paul verschwieg nicht, welche Ansprüche von einigen seiner Vorfahren an das reiche Kloster gemacht worden waren.

„Lassen Sie uns die Sache als ein Geheimniß betrachten," sagte der Herzog, „damit sie durch Mißlingen nicht lächerlich wird. Aber wenn dieser Schatz gefunden werden sollte, so gestatten Sie mir, Ihnen für einen Theil dessen, was Ihre Väter verloren, gerecht zu werden! Und nun, mein lieber Werkmann, müssen Sie mir noch sagen, ob Sie irgend einen Wunsch hegen, dessen Erfüllung in meiner Macht liegt!"

„Ja," erwiederte Paul, „ich wage, eine Bitte an Eure Königliche Hoheit zu richten!"

„Lassen Sie," fiel ihm der Herzog in das Wort, „las-

sen Sie, wenn wir allein sind, diese Titel! Ich betrachte Sie als meinen Freund, und ich hoffe, Sie werden mich für den Ihrigen halten. Immer sind Ihnen meine Zimmer offen, Werkmann, und ich glaube, Sie werden die aufrichtige Neigung, die ich für Sie empfinde, nicht mißbrauchen! Genug hiervon, und heraus mit Ihrer Bitte!"

„Ich habe einen unglücklichen, irregeleiteten Jugendfreund, welcher im verwichenen Jahre auf der Universität plötzlich verhaftet und fortgeschafft worden ist. Bei meiner beträchtlichen Entfernung von dem Orte ist es mir nicht möglich gewesen, zu ermitteln, was er begangen hat."

„Wie heißt der arme Teufel?"

„Sein Name ist Lasberg. Er war Hauslehrer, wollte jedoch späterhin die Staatswissenschaften studiren und ging daher nochmals auf die Universität!"

Unter diesen Worten war der Herzog an seinen Schreibschrank getreten und hatte ein kleines schwarzes Buch hervorgesucht, worin er blätterte. „Richtig," sagte er, „hier steht sein Name; vermerkt finde ich aber, daß er ein Pasquill auf meinen Oheim gemacht hat und im Verdacht gewesen ist, falsche Kassenscheine gemacht zu haben!"

Paul wurde, als er dies vernahm, von großer Bestürzung ergriffen; der Herzog reichte ihm jedoch die Hand und sagte:

„Nun, nun, ich denke nicht schlimm von Ihnen, weil Sie für diesen Verbrecher bitten! Ich werde mir die

Acten vorlegen lassen, aus denen mögen Sie sich selbst überzeugen, was ihm zur Last fällt!“

„Ach, Vieles erkenne ich schon aus der mir von Ihnen mitgetheilten kurzen Notiz,“ erwiederte Paul. „Aber ich sehe auch, wohin verkehrter Ehrgeiz und die moderne Philosophie führen können!“

„Diese nimmt freilich jetzt den Mund etwas voll, und scheint ein wahres Behagen daran zu finden, mit ungeschickter Hand das Secirmesser zu führen. Leichter ist es allerdings, aufzulösen und umzureißen, als zu verbinden und aufzubauen! Doch, ich sehe Ihnen an, daß Sie ermüdet sind von den Erscheinungen, die uns beiden der heutige Tag gebracht hat. Ich hoffe, Sie aber recht bald wieder zu sehen; wir haben noch Mancherlei zu besprechen!“

Mit unverkennbarer Herzlichkeit drückte der junge Fürst unserm Freunde die Hand und entließ ihn. Von den mannigfaltigsten Empfindungen bewegt verließ Paul das Schloß, und es that ihm wohl, die würzige Kühle der Nachtluft einzuathmen und in der tiefen Stille, die ihn umgab, der glücklichen Stunden zu gedenken, die ihm das Geschick gegönnt hatte.

3.

Mit dem warmen Antheil, den der Freiherr an seinem jungen Verwandten nahm, hörte er aus des letztern Munde dessen gute Aufnahme bei dem Herzog, und lernte erst jetzt das Ereigniß kennen, durch welches Paul dem hohen Herrn so nahe getreten war, und Paul erfuhr wiederum, daß der Name Bornheim, den der Herzog ihm damals genannt, seinem Adjutanten, der ihn begleitete, zugehörte. Hauptsächlich aber empfand Dora lebhafte Freude über das ihrem Freunde gewordene Glück. „Nicht deshalb freue ich mich," sagte sie, „weil Sie zu einer hochgestellten Person in ein so angenehmes Verhältniß getreten sind, sondern weil der Herzog ein so liebenswürdiger vorurtheilsfreier Mann ist, der mit uns wie mit seines Gleichen umgeht, aber sehr wohl gelernt hat, seine Würde zu bewahren. Unter einem Fürsten dachte ich mir sonst immer eine Art höheren Wesens, dem man kaum zu nahen wagen dürfe, und nun sah ich den Herzog Ottomar, den nur der Glanz der wahren Humanität umgiebt!"

„Wie leicht," nahm der Freiherr das Wort, „wird es überhaupt den Fürsten gemacht, die Herzen ihrer Untergebenen zu erobern! Aber jene Speichellecker und Schmeichler, welche sich, zu jedem Dienste bereit, an sie herandrängen, machen es den Fürsten nur allzuoft unmöglich, nach allen Seiten hin gerecht und wohlwollend zu sein. — Ich hoffe,

Du wirst diese Wahrheit immer beherzigen, mein lieber Paul, und Deine Stellung zu dem fürstlichen Freunde nie mißbrauchen, Dich aber dadurch auch nicht abhalten lassen, uns nach Bergerode zu begleiten; denn die Sitzungen der Kammern werden vermuthlich in diesen Tagen ihr Ende erreichen. Ich sehne mich nach meiner Heimath, wo manche Geschäfte meiner harren!"

Paul erwiederte, daß ein Umstand ihn noch einige Zeit an die Residenz fessele, nämlich sein dringendes Verlangen, das Geschick seines Freundes Lasberg genauer kennen zu lernen und entschieden zu sehen. Dora fragte, wer dieser Freund sei, und Paul nahm nun Veranlassung, sich ausführlich über ihn auszusprechen. Des Freiherrn Aufmerksamkeit richtete sich sogleich auf den unglücklichen jungen Mann, und sah er einer ausführlichen Berichterstattung auf Grund der Acten gespannt entgegen.

Diese ließen nicht lange auf sich warten; Paul empfing sie bereits nach einigen Tagen aus dem Kabinet des Herzogs und vertiefte sich sehr bald in ihren eigenthümlichen Inhalt.

Lasberg gehörte zu den Menschen, die, ihre Gaben überschätzend, sich berufen glauben, eine Rolle in der Welt zu spielen. Frühzeitig hatte er ein Tagebuch geführt, dessen Inhalt neben verschiedenen anderen schriftlichen Bekenntnissen und Abhandlungen einen hinreichenden Aufschluß über seine geistige Richtung gewährte. Einen Theil haben die Leser bereits kennen gelernt und daher die Ueberzeugung ge-

wonnen, daß er, von den Ideen des Materialismus befangen, nur in diesem Irrsale der modernen Philosophie sein und der Menschen Heil überhaupt erblickte. Immer mehr neigte er sich zu der Annahme, daß die reine Entwickelung der Philosophie durch die Forderungen der positiven Religion gehemmt werde, daß der Denker die Nachwirkung dogmatischer Vorurtheile zum Nachtheile der Wissenschaft nur zu lange empfinde und daher genöthigt werde, sich von ihnen gänzlich zu befreien. Es entging ihm in seinem Eifer, daß er unternahm, das Kind mit dem Bade auszuschütten, daß er sich über die Tragweite menschlicher Urtheilskraft eben so sehr täuschte, wie über die Möglichkeit, das edelste Geschenk der Allmacht, den Glauben, entbehren zu können. Indem er sich auf diese Weise am Gängelbande falscher und großsprecherischer Weisheit von Allem lossagte, was er früher für heilig und unantastbar gehalten hatte, verfiel er jener nüchternen Philosophie, welche da nichts mehr ausrichten zu können glaubt, wo sie nicht mit Händen greifen kann, und selbst die Moral wurde über Bord geworfen, da er ihre Gesetze wissenschaftlich nicht begründen zu können vermeinte. Wir haben gesehen, was er den Ansichten seines Freundes Paul entgegensetzte, und wie sehr der Philosoph über einige Widerwärtigkeiten den Kopf verlor. Unter den Einwirkungen der heftigsten Entrüstung schrieb er die Schmähschrift gegen den Fürsten, welcher nicht leicht einen Bittenden abwies, der sich mit Vertrauen an ihn wendete. Mit diesem ersten Schritte

in das Gebiet böser Thaten schien er sich der Macht eines feindseligen Geistes überlassen zu wollen. Jener junge verunglückte Kaufmann, den er im Postwagen kennen lernte und der sich Schwarz nannte, war früher Steinzeichner gewesen; er hatte aber gefunden, daß seine Kunst ihm nicht genug einbringe, und mit geringem Gelde begann er ein Handelsgeschäft, welches mit den versiechenden Mitteln sich zum Ende neigte. Nun erinnerte er sich seiner Kunst wieder, und konnte nicht recht begreifen, weshalb der Staat allein das Recht haben solle, Kassenscheine und Bank-Noten zu machen. Er versuchte, solche Werth-Papiere nachzuahmen und nach einiger Zeit gelang es ihm in einem so hohen Grade, daß nur der genaue Kenner nicht getäuscht werden konnte. Allein er hielt nicht für gut, sein gefährliches Geheimniß seinem neuen Bekannten Lasberg anzuvertrauen. Diesem redete er vor, daß er aus dem Verkaufe seiner letzten Waaren eine hübsche Summe erübrigt habe; er zeigte diese vor, sie bestand aus lauter falschen Kassenscheinen, die Lasberg aber für richtige hielt. Der geniale Künstler ging nun in seiner Güte so weit, dem armen Studirenden von seinem Ueberflusse einen Theil anzubieten. Lasberg war bereits in Geldverlegenheit gerathen und nahm dieses Darlehn dankbar an. Als er nach einiger Zeit Schwarz besuchte, klagte dieser sehr über heftiges Unwohlsein und bat seinen Freund, ihm eine Zehnthaler-Note zu wechseln, indem er vorgab, mehre kleine Zahlungen leisten zu müssen. Lasberg war sogleich bereit

und begab sich zu einem Kaufmann, dessen scharfen Augen die Fälschung nicht entging. Der Letztere verrichtete zwar das Wechselgeschäft, sendete aber, als sich Lasberg mit dem Gelde entfernte, ihm einen Diener nach, welcher über Namen und Wohnung des jungen Mannes Erkundigungen einziehen mußte. Dieser Auftrag wurde geschickt vollzogen und der Diener berichtete, daß Lasberg zu Schwarz gegangen und ein Freund des letzteren sei. Sofort nahm die von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzte Polizei eine Haussuchung in aller Stille bei Schwarz vor, da die Behörde gegen diesen Fremden einen stärkeren Verdacht, als gegen den Studenten, welcher nur Gehülfe zu sein schien, hegte. Allein eine solche Nachsuchung erfolgte auch in der Wohnung Lasbergs, und als man die Papiere durchsah, fand man die Urschrift des Pasquills gegen den Herzog, weshalb die Verhaftung Lasbergs erfolgte. Beide Angeklagte wurden ohne alles Aufsehen nach dem Sitze des nächsten Obergerichtes, wo Schwarz hauptsächlich seine nachgemachten Noten abgesetzt und außerdem einen groben Betrug verübt hatte, geschafft. Die Untersuchung ergab nicht, ob Lasberg im rechtlichen Sinne Theilnehmer an dem Verbrechen des vollständig überführten Fälschers Schwarz gewesen sei, und er selbst leugnete mit Entschiedenheit, darum gewußt zu haben, daß Schwarz falsche Kassenscheine gemacht, während er sich offen zu der Schmähschrift bekannte. Nur dieserhalb konnte er daher verurtheilt werden und das erkennende Gericht belegte ihn mit zweijähriger

Zuchthausstrafe. — Der Hergang der Sache ergab sich aus den Acten. Paul durchlas sie mit gespannter Aufmerksamkeit, und er fühlte sich in seiner anfangs so beklemmten Brust sehr erleichtert, als er die Ueberzeugung von Lasbergs Unschuld hinsichtlich der Fälschung gewonnen hatte.

Als dem Verurtheilten, zu welchem wir uns jetzt wenden, das Erkenntniß verkündigt wurde, vernahm er es mit Zorn und Entrüstung; aber dies leidenschaftliche Gefühl wich bald dem milderen Schmerze, den das Bewußtsein der Schuld einzuflößen pflegt, und er ergab sich mit Entsagung einem Geschick, das er nicht zu ändern vermochte. Nur der Gedanke an Cornelien und an seine Mutter preßte ihm Thränen aus, und als er nach Eichenried, dem Geburtsorte des treuen Freundes, dessen Rath er mehrfach unbefolgt gelassen hatte, abgeführt wurde, hielt er eine unpartheische Selbstschau, in jede Falte seines Innern einen prüfenden Blick werfend.

Und diese Prüfung war redlich gemeint. Der erste Vorsteher der Strafanstalt, ein strenger, unbeugsamer Mann, empfing den Verurtheilten wie jeden andern mit Zuchthausstrafe belegten Verbrecher, und war nicht gesonnen, einige Rücksichten auf die geistige Bildung Lasbergs zu nehmen, welcher sich bequemen mußte, Wolle zu reinigen und spinnen zu lernen. Aber die Rücksicht wurde ihm doch zu Theil, daß er, getrennt von Schwarz, mit diesem in keine Berührung mehr kam, und sein Bett in einem kleinen Saale fand, den er mit einigen älteren Züchtlingen theilte. Es war ihm

gestattet worden, in freien Stunden etwas zu lesen; es fehlte ihm aber ein passendes Buch, bis endlich einer der Unteraufseher eins brachte. Es wurde von Lasberg, der in langer Zeit kein Buch gesehen hatte, mit Lebhaftigkeit ergriffen und aufgeschlagen: es war die Bibel. Still legte er das ihm bekannte Buch auf die Seite, und begab sich, als die Freistunde erschien, mit seinen Leidensgefährten in den Garten hinab, den sie zusammen, unter Aufsicht eines Beamten, durchwanderten. Für Lasberg war dies die erste Begünstigung, die er genoß. Aber wie mächtig schlug sein Herz, als er die freie Luft athmete, als er die schönen Berge sah, deren Gipfel im sanften Abendroth zu ihm herüber leuchteten, während eine Schaar fröhlicher Vögel über den rauschenden Wald flog und ihm zuzurufen schien: Freiheit, Freiheit! Er gedachte seiner Kinderjahre, jener harmlosen Tage, wo keine Schuld, keine schwarze Sorge das Knabenherz drückten! Ja wohl, sagte er zu sich selbst und schwer aufathmend, ja wohl hat Jesus Recht, wenn er sagt: den Kindern ist das Himmelreich! Und hat er denn nicht noch Vieles gesagt, was voll tiefer Weisheit ist? Ach, wer dem Heiligen den Rücken kehrt, der wendet sich auch von der Wahrheit ab!

Als er nach dem Saale zurückgekehrt war, faßte er zu der Bibel und schlug sie ohne Wahl auf; sein Auge haftete auf dem 27. Psalm, und er las:

„Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem

sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?"

„Verbirg dein Antlitz nicht vor mir, und verstoße nicht im Zorn deinen Knecht, denn du bist meine Hülfe! Laß mich nicht, und thue nicht von mir die Hand, Gott, mein Heil!"

Ein wunderbarer Trost kam über ihn; er fühlte sein Herz entlastet, und als sich seine Gefährten zur Ruhe legten, kniete er still zu den Häupten seines Bettes nieder und betete.

Von diesem Augenblicke an betrachtete er seine früheren philosophischen Studien mit anderen Augen, ja er hielt einen großen Theil derselben für eine Kette von Irrthümern, und neigte sich zu der Ansicht, daß es anmaaßende Thorheit sei, das Bestehen der Dinge, die der Mensch mit seinen Sinnen nicht erreichen könne, zu leugnen. Mußte er, der sich keineswegs zu den beschränkten Geistern rechnen durfte, sich nicht den Vorwurf machen, daß er, trotz aller Philosophie, auf selbst gewählten Wegen in das Unglück gegangen war? Diese Ueberzeugung drang so mächtig auf ihn ein, daß er meinte, er könne sich der Nothwendigkeit nicht entziehen, wieder gut zu machen, was er verdorben hatte. Aber es kam ihm nicht in den Sinn, eine Abkürzung der Strafzeit zu erwirken, oder die Gnade des Landesherrn in Anspruch zu nehmen. Er wollte Buße thun, in der Stille und Abgeschiedenheit, zu der er verurtheilt war, einen neuen Weg

der Erkenntniß suchen, um an sich selbst die Erfahrung zu machen, daß die von Menschen verhängte entehrende Strafe den wahrhaft Reuigen nicht für das ganze Leben in Schmach und Elend stürzen könne. Denn es war ihm nicht unbekannt, daß fast alle die, welche aus den Zuchthäusern entlassen werden, das Mißtrauen verfolgt. Das vorschnelle Urtheil so vieler Menschen, das harte, unbillige Herkommen läßt selten zu, daß der einst Gefallene, gestärkt durch Mitgefühl, gehoben durch reine Vergebung und Liebe, sich wieder emporrichte und ein neues Dasein lebe.

Von so edlen Vorsätzen erfüllt, blickte er um sich und sah, wie es um seine unglücklichen Gefährten stand, in deren Nähe er leben mußte. Die meisten, abgestumpft durch Elend und Verbrechen, trugen ihr Loos entweder mit Gleichgültigkeit, oder Ingrimm gegen die Menschen und ihre Gesetze. Lasberg gewann bald durch seine Persönlichkeit und die ruhige Festigkeit seiner Haltung einen gewissen Einfluß auf die in seiner Nähe befindlichen Züchtlinge, und dieser Einfluß gewann durch allmählich ausgesprochene Belehrungen dergestalt an Stärke, daß der strenge Vorsteher auf Lasberg aufmerksam wurde, und ihm seine Wirksamkeit zu erleichtern suchte. Der Letztere durfte z. B. in freien Stunden Musik treiben. Er spielte die Geige mit einiger Fertigkeit und zeigte gelegentlich in dem Betsaale, der zum Gottesdienste eingerichtet und mit einer kleinen Orgel versehen war, daß er auch auf dieser etwas leiste. Längst hatte Lasberg die

Wahrheit erkannt, daß die schönen Künste, wo sie mit richtigem Verständniß geübt werden, das Leben veredeln. Mit Bewilligung des Vorstehers durfte er sich nach und nach einen Sänger-Chor bilden, den er rasch zu vervollkommnen wußte und im Stillen übte, so daß es ihm möglich wurde, größere Gesangstücke vorzunehmen.

„Ueberlassen Sie sich keinen zu glänzenden Illusionen,“ sagte der Vorsteher eines Tages zu ihm, „denn unter diesen Züchtlingen ist all zu viel rohes Gesindel, das nicht einmal durch Körperstrafen gezügelt werden kann, geschweige durch die Kunst. Versuchen Sie jedoch, was Sie erlangen können. Ich habe mir durch einen Freund, welcher für Musik schwärmt, allerlei Noten schicken lassen; sehen Sie die Sachen durch und wählen Sie sich das Brauchbare aus. Uebrigens eröffne ich Ihnen, daß Sie von morgen ab in meiner Schreibstube beschäftigt werden und ein besonderes Zimmer erhalten sollen. Ich hoffe, Sie werden diese Vergünstigung nie mißbrauchen!“

Lasberg sprach seinen Dank aus, aber er merkte aus dem etwas unsicheren Benehmen des Vorstehers bald, daß er auf die Probe gestellt werden sollte. Mit großem Vergnügen sah er die Noten durch, und da er darunter den herrlichen Chor der Gefangenen aus Beethovens Fidelio fand, so übte er diesen mit seinen Sängern ein, und am Abend des nächsten Sonntags wurde dieses Werk in einem der größeren Säle des Hauses in Gegenwart der Beamten und ihrer An-

gehörigen so wacker ausgeführt, daß der ernste Vorsteher seine Anerkennung offen aussprach, und einige der anwesenden Frauen ihr Lob in Worten und selbst Thränen äußerten. Von diesem Tage an war das Loos Lasbergs fast ein erfreuliches zu nennen; er hatte einen sehr sichtbaren Einfluß auf die moralische Haltung der meisten Züchtlinge gewonnen, und zu sich selbst wieder Vertrauen gefaßt, so daß er ohne Sorge in die Zukunft geblickt haben würde, wenn sein Verhältniß zu Cornelien nicht gewesen wäre. Um seiner Mutter jeden Schmerz um ihn zu ersparen, hatte er ihr kurz vor seiner Abführung nach Eichenried, und mit Erlaubniß eines nachsichtigen Gefangenwärters, geschrieben, er gehe mit einem zufällig gefundenen Gönner auf Reisen. Es konnte nicht fehlen, daß ihm diese Nothlüge nur einen geringen Trost gewährte, aber er mußte sich in das Unabänderliche fügen, und hoffte, daß seine Reue Frucht tragen werde.

Schon öfters hatte Lasberg im Betsaale vor dem Beginnen des Gottesdienstes die versammelten Züchtlinge mit den Augen gemustert und manches schreckliche, von gemeinen Leidenschaften zerfurchte Gesicht darunter gefunden. Um so mehr fiel ihm aber inmitten dieser abschreckenden Gestalten ein junger schöner Mann auf, der sich stets abgesondert hielt, und durch den milden Ausdruck seiner regelmäßigen Züge auszeichnete. Sein braunes etwas lockiges Haar fiel in vollen Massen auf die edelgebaute Stirn, aber in dem großen blauen Auge lag eine gewisse Schwermuth, die nur dann zu

weichen begann, wenn der Prediger seinen Vortrag hielt. Immer wieder richteten sich Lasbergs Blicke auf diesen Menschen, welcher trotz seiner Züchtlings-Kleidung etwas Bedeutendes anzukündigen und das Mitleid herauszufordern schien, sich ihm zuzuwenden. Lasberg fragte daher eines Tags den Vorsteher, wer dieser junge Mann, der höchstens ein Alter von zwanzig Jahren verrieth, sei und was er verbrochen habe. Lachend erwiederte der Vorsteher:

„Der Schein trügt! Auch mich hat das hübsche Aeußere dieses Menschen früher bestochen, aber wenn Sie hören, daß er ein Brandstifter ist, so wird Ihr Mitleid wohl ein Ende finden!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Vorsteher. Einer der Aufseher hatte die Aeußerung des Vorgesetzten vernommen; er machte ein ungläubiges Gesicht und schüttelte leise mit dem Kopfe. Lasberg bemerkte dies und fragte den Beamten, welcher sich durch seine herkulische Gestalt und die Schwerfälligkeit seiner Bewegungen bemerkbar machte, was er von dem jungen Menschen halte. Der Aufseher erwiederte, sehr langsam redend und gewisse Redensarten unermüdlich einschiebend: „Der Herr Vorsteher, mein' ich unmaaßgeblich, ist hier doch im Irrthum, verstehen Sie! Der Mensch, den der Herr Vorsteher gar nicht nennen wollte, verstehen Sie, heißt Anton Felner, und man weiß eigentlich nicht, wo er geboren ist, denn ein großer Brand hat die Kirche, worin er getauft sein soll, verstehen Sie, sammt

den Kirchenbüchern und Taufregistern ganz und gar verzehrt. Anton aber, mein' ich unmaaßgeblich, ist nicht so schuldig, als er dargestellt worden. Ich war bei dem Gericht, verstehen Sie, wo er in Untersuchung war, als Exekutor angestellt, und habe damals alle die bösen Kerle und die Zeugen gesehen, die gegen ihn auftraten; aber alle diese Bursche sahen aus wie des Teufels Gesellen, und von der Ehrlichkeit hielten diese Kreaturen nicht viel, verstehen Sie!"

„Also Anton Felner heißt er," sagte Lasberg. „Sie mögen Recht haben, Herr Werner, wenn Sie nichts Böses von ihm denken; aber sagen Sie, könnte ich den Anton nicht einmal sprechen, allein sprechen? Es fällt mir schwer, an seine Schuld zu glauben, und es sollte mich freuen, wenn ich diesem schönen jungen Menschen einen Dienst leisten könnte!"

„Das wird schwer halten, verstehen Sie!" erwiederte Werner. „Denn der Herr Vorsteher sind sehr strenge und wir müssen diesen Anton immer im Auge haben!"

„Ist er aber unschuldig, so begeht man ein großes Unrecht, wenn man dem Unglücklichen die Gelegenheit nimmt, sich nachträglich zu vertheidigen!"

„Was kann unser einer thun! mein' ich unmaaßgeblich. Im verwichenen Jahre war einmal ein vornehmer Herr aus der Hauptstadt hier, und ganz von ungefähr, verstehen Sie, hörte ich diesen Herrn mit dem Herrn Vorsteher von dem Anton reden. Sie sprachen, daß er scharf in Aufsicht genommen werden müßte; aber was sie sonst noch redeten,

konnte ich nicht mehr vernehmen, und ich weiß nicht, ob von dem Anton nur so nebenbei geredet worden ist!"

„Wer war denn der vornehme Herr aus der Hauptstadt?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber etwas Geringes war er nicht. Er hatte einen eigenen Wagen bei sich und ein Bedienter mit Silberborten am Rocke blieb auf dem Flur stehen."

Dies Gespräch gewährte Lasberg zwar nicht diejenige Belehrung, die er suchte, aber die Aeußerungen des Aufsehers genügten doch, den an dem jungen Züchtlinge genommenen Antheil zu vermehren. Wenn Lasberg nun auch nicht vermuthen konnte, daß jener Anton Felner ohne Urtheil und Recht in die Züchtlingskleidung gesteckt worden sei, so war doch die Möglichkeit, daß böswillige Entstellung der Wahrheit seine Schuld in den Augen der Richter vermehrt haben konnte, nicht zu bestreiten. Er fuhr daher fort, seine Aufmerksamkeit auf den jungen Menschen zu richten, und nach einer Gelegenheit zu spähen, ihn einmal ohne Zeugen zu sprechen, obgleich er kaum hoffen konnte, dies zu erlangen, da die Aufsicht sehr streng und unermüdlich war. Der Zufall kam ihm indessen zu Hülfe. Es war nicht gewöhnliche Neugier, die ihn reizte, die nähere Bekanntschaft Antons zu suchen, ob sie gleich verzeihlich gewesen wäre. Denn das einförmige Leben in dem Zuchthause hatte trotz aller Geschäfte etwas Ermattendes, und der lebhafte Lasberg würde gern zu jedem erlaubten Mittel, die schleichenden Stunden

zu kürzen, gegriffen haben, wenn er sich nicht eine höhere Aufgabe gestellt hätte. Er war mit Recht der Ansicht, daß diese seine Aufgabe durch eine Handlung des Mitleids keinen Eintrag erleide.

Der Vorsteher, dessen Strenge nie die geringste Abweichung von der vorgeschriebenen Ordnung duldete, wurde in Folge einer Erkältung krank, und da er eine sehr schnelle Herstellung hoffte, so übertrug er sein Amt seinem der unteren Beamten, die ihm von jedem kleinen Ereigniß Meldung machen mußten. Statt aber nur einen Tag im Bette zuzubringen, wie er gehofft hatte, mußte er eine Woche lang darin ausharren. Diese Zeit glaubte Lasberg benutzen zu müssen, um Anton Felner kennen zu lernen, und er machte daher dem Aufseher, dessen volles Vertrauen er gewonnen hatte, den Vorschlag, den jungen Menschen in einer der Nächte, in welchen Werner die Wache in dem Schlafsaale besorgte, worin Antons Bett stand, auf höchstens zwei Stunden in sein, Lasbergs, Zimmer gehen zu lassen. Der Aufseher schwankte; aber die Aussicht auf Belohnung, welche ihm für den Fall verheißen wurde, daß Anton Felner unschuldig seiner Freiheit beraubt werde, siegte über jede Bedenklichkeit. Seit Lasberg erfahren hatte, daß eine vornehme Person aus der Hauptstadt an dem armen Züchtlinge ein Interesse hatte, war das seinige bedeutend gestiegen, und er fühlte sich gedrängt, in dieser ihm geheimnißvoll scheinenden Angelegenheit so klar wie möglich zu sehen.

Die Stunde, von welcher er so viel erwartete, erschien und Anton trat still und schüchtern in Lasbergs Zimmer, welches nur vom Monde sparsam erhellt war; denn Licht durfte in keinem Zimmer der Gefangenen brennen. Lasberg bot dem Leidensgefährten seine Hand, führte ihn nach dem Bette, auf dessen Rand sich Beide setzten, und sagte ihm, daß seine Jugend Theilnahme erwecke. „Ich habe Sie schon oft beobachtet," fuhr Lasberg fort, „und es hat mir leid gethan, daß man Sie so streng behandelt und Ihnen nicht erlaubt, an dem Singunterricht, den ich gebe, Theil zu nehmen. Wie ich höre, sind Sie wegen Brandstiftung hier; haben Sie sich denn einmal so weit vergessen, Feuer anzulegen?"

„Nein," erwiederte Anton bestimmt, „aber der schwarze Heinrich sagt's!"

„Der schwarze Heinrich? Wer ist das? Erzählen Sie doch, Anton; wir haben nicht viel Zeit, und ich möchte gern Ihre Schicksale kennen lernen, um Ihnen zu helfen, wenn ich irgend kann! Haben Sie denn in der Hauptstadt Verwandte oder Bekannte, denen daran liegt, daß Sie hier sind?"

„Ich weiß nicht; ich kenne keine Verwandten!"

Lasberg ermüdete nicht mit Fragen und entnahm bald aus den Mittheilungen Antons, daß dieser eine mangelhafte Bildung genossen hatte und weder geschwätzig noch leichtfertig war. Vielmehr sprach aus seinem ganzen Wesen eine ruhige

Festigkeit, jene stille, aber entschiedene Haltung, welche mehr durch frühzeitiges Unglück hervorgerufen, als die hervortretende Seite des Charakters war. Diese Eigenschaften steigerten aber die Theilnahme Lasbergs um so mehr, als der Ausdruck des Leidens in dem schönen Gesicht seines seltsamen Gastes schon an sich genügt hätte, ihn nicht mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Der Inhalt jener Mittheilungen aber war im Zusammenhange folgender:

„Ich kann eigentlich nicht sagen, mit welchem Jahre meiner Jugend meine Erinnerungen sicher zu werden anfangen; denn Vieles erscheint mir wie ein Traum, und ich kann kaum behaupten, daß namentlich ein Ereigniß, das mein Gedächtniß bis jetzt festgehalten hat, Wahrheit ist oder Einbildung. Mir ist, als hätte ich als kleiner Knabe in einem hübschen Landhause in einem Thale gewohnt, und mit einer Wärterin oft verkehrt; als hätte mich ferner ein großer Mann mit dunklem Bart in einer Nacht durch eine große Wasserfluth getragen. Die hierauf folgenden Begebenheiten habe ich aber vergessen. Als Knabe von fünf bis sechs Jahren befand ich mich in einer unter der Erde zwischen Felsenwänden angelegten Wohnung mitten in einem großen Walde; die Stelle, wo diese Wohnung lag, war von dichtem Gebüsch und Schwarzdornen umgeben. Durch diese Gebüsche führte ein versteckter, gar nicht in die Augen fallender Weg nach einer Fallthür, und diese war mit Moos bedeckt. Wenn man sie aufklappte, stand man vor

einer Treppe von etwa fünfzehn Stufen und kam dann in einen dunklen Gang, welcher vor zwei ziemlich großen Stuben lag. Auch waren Küche und Keller da, aber die Wände dieser Räume bestanden nur aus Erde und Felsen; denn dies Gestein bildete an einigen Stellen fast glatte Flächen und hatte nach oben Spalten, die zu Fenstern und Luftlöchern benutzt worden waren. Diese Fensteröffnungen lagen so versteckt und auf schwer zugänglichen Punkten, daß sie von außen nicht gesehen werden konnten. Die Stuben aber enthielten das nöthige Hausgeräth und einige Betten, die von Sackleinwand gemachten Kissen waren mit Moos gestopft. Hölzerne Thüren verschlossen die Stuben, und es fehlte auch nicht an Oefen, die im Winter geheizt wurden. Der Rauch verlor sich dergestalt zwischen dem wilden Gestein und den hohen Felsen, daß sich eine Rauchsäule gar nicht bilden konnte. Diese verborgene Wohnung nun theilte ich mit einer Frau, die ich Gertrud nannte und für meine Mutter hielt. Sie mochte etwa dreißig Jahre alt sein; sie war gut und freundlich gegen mich und unterrichtete mich im Stricken und im Flechten kleiner Netze. Sie verstand sich aber auch auf das Verfertigen von Schuhen, die sie aus Tuchstreifen machte, und gab mir ganz heimlich Unterricht im Lesen; denn dies sollte der Mann nicht merken, der uns fast jede Woche auf einen oder zwei Tage besuchte und Lebensmittel brachte. Wenn er fortging, nahm er die von uns verfertigten Sachen mit. Dieser Mann erinnerte mich durch

sein finsteres Gesicht immer an den, der mich durch das Wasser getragen hatte; er war vermuthlich Gertrudens Mann, und sie bewies ihm in allen Dingen, die er anordnete, Gehorsam. Er wurde von ihr Heinrich genannt, und wenn er kam, gingen Beide in die Nebenstube, wo sie oft lange Zeit mit einander redeten, während ich in der andern Stube bleiben mußte. Ich war dies so gewohnt, daß es mir nicht auffiel. Nur an Heinrichs finsteres unwirsches Wesen konnte ich mich nicht gewöhnen; ich hielt mich von ihm fern und vermehrte dadurch vermuthlich seine Abneigung gegen mich. So vergingen Jahre; unsere Beschäftigung blieb sich gleich, und mich kettete nur die Macht der Gewohnheit an Gertrud, welche mir in der Abwesenheit Heinrichs manche Freiheiten gestattete; denn sie ließ mich öfter in den Wald hinaufgehen, und ich hatte darüber immer sehr große Freude. Ich kletterte gar zu gern zwischen den Felsen umher, wo ich mir in einer von der Natur gebildeten Halle ein Lager bereitete und allmählich anfing, über mich und meine Verhältnisse nachzudenken. Mehrmals ergriff mich der Gedanke, durch den Wald zu laufen, um zu sehen, was vor ihm zu finden sei; ich kannte ja nichts, als meine düstere Wohnung, die Felsen und den Wald. Und doch war dies karge Leben schön gegen mein jetziges!"

Anton wendete sein Gesicht zur Seite, um seine Bewegung zu verbergen. Nach kurzem Schweigen fuhr er fort:

„Eines Tages saß ich auch zwischen den Felsen, wo ich

immer neue seltsame Gebilde auffand, als mein Blick einen krächzenden Raben gewahrte, welcher auf einen hohen Baum flog. Ein mächtiges Verlangen erfaßte mich, diesen Baum zu erklettern, und ich war rüstig genug, es auszuführen. Keuchend erreichte ich den breiten Wipfel, und wie war ich verwundert, als ich, dem plötzlich davon fliegenden Raben mit den Augen folgend, weit, weit in die blaue Ferne sah, die einige Berge begrenzten! Nun erst konnte ich mir eine Vorstellung von der Größe der Welt machen, und eine noch nie gefühlte Sehnsucht trieb mich an, diese Ferne und alle ihre Herrlichkeiten kennen zu lernen. Lange saß ich auf dem schwankenden Zweige, und schon war ich dem Entschlusse nahe, auf's Geradewohl in die Welt hineinzulaufen, als ich die Stimme Gertruds hörte, die ängstlich meinen Namen rief. An ihr hing mein Herz, und ich war so sehr an Gehorsam gegen sie gewöhnt, daß ich sogleich den Baum hinabkletterte und der ängstlich gewordenen Frau in unsere Wohnung folgte, wo ich ganz unerwartet Heinrich antraf. Dieser wollte über mich herfallen und mich schlagen, aber Gertrud warf sich zwischen uns und stieß die Worte aus: „Du darfst ihn nicht schlagen, er ist unglücklich genug! Verschone ihn, mir zu Liebe; ich habe Dir Alles geopfert, und fordere nicht zu viel von Dir!“ —

Heinrich zog die weinende Gertrud in die Nebenstube, indem er finster zu ihr sagte: „Willst Du wohl schweigen, Weib!“

„Ich wußte nicht, was dies Alles bedeuten sollte, und blieb unwillkürlich an der Thür stehen, welche Heinrich hinter sich zugeworfen hatte. Sie war schlecht eingefügt, ich konnte fast Alles hören, was Beide mit einander redeten, und ich hatte auch Veranlassung, auf die Worte des von mir gehaßten Mannes zu achten. Er sagte:

„Es wäre Deine Schuld, wenn der Junge jetzt fortgelaufen wäre! Du weißt, was uns versprochen worden ist, wenn wir ihn bis zu seinem sechzehnten Jahre behalten, dann soll er über's Meer. Und die Zeit wird hingehen, bis er ein tüchtiger Schiffsjunge wird!"

„Und ich sage Dir, Du versündigst Dich an dem Knaben, an dem Du kein Recht hast," antwortete Gertrud. „Aus Liebe zu Dir habe ich mich bisher nicht widersetzt; aber mein Gewissen läßt mir keine Ruhe mehr. Das Wild magst Du schießen, das hat der liebe Gott für uns Alle geschaffen, allein an einem Menschen darfst Du Dich nicht vergreifen!"

„Was soll denn mit ihm werden, was willst Du mit ihm anfangen?" fragte Heinrich heftig. „Das weißt Du so wenig, wie ich, und Du thust am Besten, wenn Du schweigst und mir gehorchst. Es geschieht ihm ja kein Leid und geht ihm gut, und damit Basta. Ich muß vor Abend wieder fort, mache das Essen fertig und sei keine Närrin!" —

Ich hatte mich nach diesen Worten von der Thür zurückgezogen und in die Nähe des Fensters gesetzt, um ein Netz fertig zu machen. Heinrich begab sich mit Gertrud

nach der Küche, um ihr bei der Zubereitung eines Hasen zu helfen, von welchem ich späterhin auch meinen Theil erhielt. Geredet wurde, wenn Heinrich da war, überhaupt nicht viel und ich hatte, da ich immer wieder an seine kurz zuvor gesprochenen Worte denken mußte, in meinem Geiste eine Beschäftigung, welche mir noch nicht geboten worden war. Zwar verstand ich nicht, was er damit meinte, ich solle über's Meer; aber ich traute diesem Menschen nichts Gutes zu, und beschloß, mich seiner Gewalt zu entziehen. Die eingeschüchterte Gertrud ließ mich nicht wieder in's Freie gehen, die Fallthür wurde verschlossen gehalten, und meine Kräfte, obgleich sie nicht gering waren, genügten damals noch nicht, die Thür mit Gewalt zu öffnen. Aber ich entdeckte einen anderen Ausgang. Der Weg nämlich, den der Rauch aus der Küche zwischen den Felsen hindurch nahm, wurde auch der meinige. Bei einer schicklichen Gelegenheit untersuchte ich ihn, und räumte mit großer Mühe einige lockere Steine hinweg, worauf ich in einen engen Gang gerieth, durch den ich mich aber durcharbeiten konnte. Dieser Gang führte in's Freie und war meinen Aufsehern nicht bekannt. Ich versah mich mit Brod, welches ich in ein von mir verfertigtes Netz that, nahm ein Messer mit und entkam in der folgenden Nacht glücklich. Gertrud hatte einen festen Schlaf und merkte nichts von meiner Flucht, die ich um so leichter bewerkstelligen konnte, als der Mond sehr hell schien. Es dauerte lange, eh' ich durch das Dickicht drang; dann wurde der

Wald lichter, und ich fing an zu laufen, bis ich vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Ich verkroch mich in ein Gebüsch und schlief sogleich ein. Endlich erweckte mich das Gebell eines kleinen Hundes; einen ähnlichen hatte Heinrich zuweilen mit in unsere Waldwohnung gebracht, und im ersten Augenblick dachte ich voller Schrecken, mein unerbittlicher Feind sei mir bereits nachgekommen, und wolle mich wieder zurückführen. Aber ich hatte mich geirrt; denn wenige Secunden später schlug ein mich mitleidig anschauender Mann das Gebüsch, worin ich ruhte, auseinander und fragte mich, was ich hier mache und wer ich sei. Ich nannte den Namen Anton Felner; denn Heinrich hatte mir öfters gesagt, daß mein Vatername Felner sei, gleich dem seinigen, und bat den fremden alten Mann, er möge sich meiner erbarmen. Er forschte mit seinen dunklen durchdringenden Augen lange an mir herum, und forderte mich dann auf, ihm zu folgen. Nach einer halben Stunde kamen wir zu einer an einem breiten Wege gelegenen Herberge, wo mein Beschützer, welcher sich Brinkmann nannte, einen Wagen zurückgelassen hatte. Wagen und Pferd waren mir etwas ganz Neues, und hundert andere Erscheinungen starrte ich mit Verwunderung an; ich kannte ja nur wenige Dinge. Auf dem Wege nach dem Hause hatte mich Brinkmann so viel wie möglich ausgefragt; er schüttelte öfters ungläubig mit dem Kopfe, aber war sehr freundlich und stellte, als wir bei der Herberge angekommen waren, seine Fragen über meine Erlebnisse ein.

Er deutete dann mit der Hand auf eine Baumgruppe und sagte, ich solle in das Gebüsch, das sie umgab, treten und auf ihn warten. Nach einigen Minuten kam er mit dem Wagen, den ein großes Pferd flink daherzog, in meine Nähe; das Hündchen, Fidel hieß es, stand auf dem Bocke und bellte mich an, und ich mußte nun auch in den Wagen steigen. Brinkmann sagte mir jetzt, er habe, damit mich niemand sehen solle, mich erst bei den Bäumen aufgenommen; er fragte dann nochmals nach meiner Herkunft und meinen Schicksalen, und ermahnte mich öfters, die Wahrheit zu reden. Ich verstand ihn nicht, was er damit meinte, und nun erst schien er mehr Vertrauen zu mir zu fassen. Abends kamen wir in einen kleinen Ort, wo mir gute Kleider angeschafft wurden, und anderen Tags ging die Reise weiter. Auch ich richtete nun allerhand kindische Fragen an meinen Beschützer, und erfuhr, daß er ein Kräuterkundiger sei, und eine große Reise gemacht habe, um eine erkrankte Schwester zu besuchen. Er hatte sie nicht mehr am Leben gefunden, und auf dem Rückwege nach seiner Heimath die Umgegend nach allerlei Pflanzen durchsucht. Bei dieser Gelegenheit war ich von Fidel aufgefunden worden, und seitdem blieb der Hund mir auch sehr zugethan. Was ich später erst verstehen lernte, will ich in Betreff Brinkmanns gleich erzählen. Er war Geistlicher und an einem großen Stift als Scholaster angestellt gewesen; aber dies Stift wurde zur Zeit der westphälischen Herrschaft aufgehoben, und er zog sich nun ganz in die Einsamkeit zurück,

wo er von einem nicht unbedeutenden Vermögen der Wissenschaft lebte. Seine Wohnung erreichten wir erst nach drei Tagen, da wir nur kurze Strecken täglich zurücklegten; sie lag in der Nähe eines kleinen Dorfes in einer schönen und fruchtbaren Gegend, wo ein großer Pflanzenreichthum und eine mächtige Baumschule ihm vollauf Beschäftigung gab. Als er mir diese Baumschule zeigte und erklärte, sagte er: „Sieh, das sind meine Zöglinge; ich suchte sie einmal unter den Menschen, aber diese haben mich undankbar und eigenwillig von sich gewiesen!“

„Der Scholaster führte ein ganz eingezogenes Leben. Er hatte außer einer alten Haushälterin und einem Knechte, welcher einen großen Theil der häuslichen Arbeiten verrichtete, niemanden um sich, und besaß nur wenige entfernt wohnende Verwandte. Mir fiel das nicht auf, da ich an die Einsamkeit gewöhnt war, ja ich freute mich derselben, denn auf diese Art konnte mein Verhältniß zu ihm nicht zerstört werden. Er bewies mir große Zuneigung, zeichnete Alles auf, was ich ihm über mein früheres Leben erzählt hatte, und gab mir Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und der Kräuterkunde. Diese liebte er hauptsächlich, und so kam es denn, daß ich in den anderen Wissenschaften nicht recht vorwärts kam. Aber wie konnte ich auch! Nur kurze Zeit war ich bei dem guten Scholaster, der mir sagte: „Gott bestimme den Lebensgang eines jeden Menschen, und seinem Gebote sich zu fügen, sei Pflicht. — Eines Tags hatte er

sich in der Baumschule sehr angestrengt; es wurde ihm unwohl, und ich führte ihn daher nach dem Hause zurück. Zufällig sah ich auf diesem Gange nach dem nahen Walde, und wurde eines Mannes ansichtig, den ich für Heinrich hielt; Gewißheit hatte ich darüber nicht, aber ich glaubte, seine Gestalt zu erkennen. Der Schrecken über das Befinden des Scholasters ließ mich nicht dazu kommen, genau zu prüfen, ob ich mich geirrt habe, oder nicht; ich führte den alten Mann in sein Zimmer, und er wurde zu Bett gebracht. Unsere Sorgfalt, unsere Gebete waren umsonst, er starb. Bis dahin hatte ich den Tod noch nicht kennen gelernt, und dies eigenthümliche Wunder der Natur erregte in mir Staunen und Schrecken. Fast zwei Jahre lang hatte ich im Hause des Scholasters zugebracht, und ich wußte nicht, was ich nun anfangen sollte. Nicht lange mehr sollte ich in Ungewißheit bleiben. Es war an die Verwandten des Verewigten geschrieben worden, und es vergingen fast zwei Wochen, ehe Antwort und die Verkündigung der Ankunft derselben eintraf. Kurz vor meiner Flucht aus der Waldwohnung hatte ich Gertrud nach meinem Alter gefragt; sie gab es auf funfzehn Jahre an. Ich war also fast siebenzehn Jahre zur Zeit des Todes meines Beschützers und hatte bereits meine jetzige Größe erreicht. Meine Kräfte waren oft geübt worden und ich bedurfte nur noch des Unterrichtes, um die Bildung zu erhalten, welche mein Alter eigentlich verlangte."

„Eines Abends besuchte ich das Grab des Scholasters, und setzte mich auf den grünen Hügel, um über meine Lage nachzusinnen; ich achtete nicht auf meine Umgebungen und die tiefe Stille, die auf dem Friedhofe herschte. Mit einbrechender Dunkelheit erhob ich mich wieder, um den Rückweg anzutreten. Kaum hatte ich aber den Ausgang des Kirchhofes erreicht, als ich von derben Fäusten gepackt und mir ein kleiner Sack über den Kopf geworfen wurde. Als ich zu schreien anfing, bedrohte man mich mit dem Tode, und ich wurde genöthigt, nebst meinen Begleitern zu laufen. Es war Herbst und das starke Rauschen der Bäume, welches ich nach einiger Zeit vernahm, verrieth mir, daß ich mich im Walde befand, wo ich plötzlich auf einen Wagen gehoben ward. Man trieb die Pferde an und nach einer langen Fahrt gelangten wir an ein Haus; ich mußte absteigen, aber erst dann, als ich an meinem Ziele angelangt war, band jemand die Schnur des Sackes, der meinen Kopf umhüllte, los, und ich konnte die Hülle ablegen. Ich befand mich allein in einem gewölbten Zimmer; die einzige Thür desselben wurde verschlossen, als ich meine Augen auf sie richtete. Es war Morgen; ein kleines, mit eisernen Stäben versehenes Fenster sah nach einem Hofe hinaus, und dieser war von einer Mauer umgeben. Obgleich ich mich im ersten Stock des Hauses auf diese Weise gefangen sah, so hoffte ich doch, entfliehen zu können, warf mich aber, da mich eine große Müdigkeit befiel, auf das weiche Bett, welches, dem Fenster ge-

genüber, in einer Nische stand, und schlief sogleich ein. Als ich erwachte, mochte es Nachmittag sein; ich erhob mich und stand vor einem ältlichen Manne, den ich nie gesehen hatte und der auf mein Erwachen gewartet zu haben schien. Er sah mich freundlich an und sagte, ich solle nur keine Angst haben, ich wäre bei Freunden. Wenn das wahr ist, erwiederte ich, so laßt mich frei, ich mag hier nicht bleiben. Mir wurde hierauf keine Antwort; aber jener Mann stellte einen Teller mit Brod und kaltem Fleisch auf den Tisch und fügte eine Flasche Bier hinzu. Ich war sehr hungerig und machte mich über die Speisen her, während mein Gefangenwärter sich leise entfernte. Ich wußte nicht, was ich von dieser Behandlung denken sollte, und hatte keinen andern Gedanken, als die Flucht. Die Mauer, welche den Hof umgab, war nicht hoch und an einigen Stellen schadhaft, so daß man sie leicht überklettern konnte; es kam nur darauf an, den Hof zu erreichen. Durch das Fenster konnte ich nicht entfliehen, es war mit eisernen Stäben verwahrt und die Stube fest verschlossen. Aber es blieb mir ein anderer Ausweg. Das Zimmer hatte einen Kamin; ich kannte seine Bestimmung, denn mein Pflegevater besaß ein Gartenzimmer, worin sich auch ein Kamin befand. Ich untersuchte ihn, indem ich auf einen Stuhl stieg, und nun die vier Seiten des Rauchfanges befühlte. Hierbei entdeckte ich, daß an den Seiten kleine Vertiefungen angebracht waren, so daß man in dem Schornsteine emporklettern konnte, ohne große Uebung

zu haben. Sogleich machte ich einen Versuch und fand, als ich etwa fünfzehn Fuß hoch gestiegen sein mochte, einige quer durch den engen Gang gelegte dünne Hölzer, an denen vermuthlich Fleisch und Würste zum Räuchern aufgehängt zu werden pflegten. Dieser Einrichtung entsprach auch eine an der einen Seite angebrachte, mit einem Laden versehene Oeffnung. Dieser Laden war nicht verschlossen; sehr wahrscheinlich hatte man den Kamin in langer Zeit nicht geheizt, und überhaupt schien das Zimmer lange unbewohnt gestanden zu haben. Eines jener Querhölzer brach ich heraus und konnte nun bequem an die Oeffnung kommen. Sie führte auf einen Boden, und vermöge einer Treppe gelangte man auf einen kleinen Flur, welcher durch ein Fenster erhellt wurde, aber durch eine verschlossene Thür verwahrt worden war. Mit aller Vorsicht stieg ich wieder in mein Zimmer hinab; es war dämmerig geworden, und ich nahm mir vor, aus dem Betttuche ein Seil zu machen und mich aus dem Flurfenster in den Hof hinabzulassen. Die Noth trieb mich an, Alles zu wagen, und kaum konnte ich die Nacht erwarten. Endlich glaubte ich, daß die Stunde gekommen sei. Mittelst meines Taschenmessers hatte ich das Betttuch, und da dies nicht reichen wollte, auch einen Ueberzug in Streifen geschnitten, aus denen ich das Seil drehte. Glücklich gelangte ich durch den Schornstein und nach dem Flur, wo ich leise das Fenster öffnete und das Seil am Fensterkreuze befestigte. Der Mond schien hell und klar, und ich konnte deutlich die Stelle

in der Mauer am Ende des Hofes sehen, wo ich sie zu überklettern gedachte. Rasch schwang ich mich in das Fenster, und begann mich an dem Seile herabzulassen; allein unglücklicher Weise befand sich gerade unter dem Flur eine Stube; ich sah zu meinem Schrecken Licht darin, und stieß mit dem einen Fuße so stark gegen das Fenster, daß eine Scheibe klirrend zerbrach. Sogleich entstand Lärm in dem Zimmer, und kaum hatte ich den Erdboden erreicht, als ein Mann aus der Hofthür und auf mich losstürzte. Im klaren Mondlichte erkannte ich Heinrich, Gertrudens Mann, und ob ich nun gleich meine Sache für verloren hielt, so ergriff mich doch ein heftiger Ingrimm gegen diesen Menschen, dem ich nie ein Leid zugefügt hatte. Als er mich anpackte, schlug ich ihn mit der Faust aus aller Kraft in's Gesicht, so daß er fluchend zurücktaumelte; allein dies verzweifelte Verfahren erweckte seine Wuth und er griff mich nochmals an. Erst jetzt erfuhr ich an mir selbst, daß ich eine nicht geringe Stärke besaß; denn es gelang mir, meinen Feind so nachdrücklich zu Boden zu werfen, daß er eine Zeitlang besinnungslos liegen blieb. Nun wollte ich über die Mauer klettern, aber kaum hatte ich es versucht, als jener ältliche Mann, den ich für einen Gefangenwärter hielt, mit einer Stange bewaffnet herbeikam, und mich damit auf den Kopf schlug. Ich stürzte herab und verstauchte mir den rechten Fuß; es ward daher meinen beiden Feinden leicht, mich zu überwältigen, und in ein dunkles Behältniß des Hauses zu

schaffen, wo ich die Nacht unter heftigen Schmerzen zubringen mußte. Während mir Beide ein Strohlager zurecht machten, hielt ich im bittern Gefühl meiner Niederlage meine Augen geschlossen, und Heinrich, welcher mich für ohnmächtig hielt, sagte zu seinem Gefährten: Wenn doch der Bengel nicht wieder erwachte! Es wird gewiß noch acht Tage dauern, eh' er abgeholt werden kann! — Nun, erwiederte der Andere, wir werden ja Nachricht erhalten, und dann wollen wir noch eins trinken und lustig sein! Morgen aber schaffen wir ihn wieder in sein altes Gefängniß; hier ist die Aufsicht zu schwer. Wir wollen nachsehen, wie der Fuchs aus der Falle gegangen ist!" —

„Ich schlief wenig oder nicht, und wurde anderen Tags wieder in das Zimmer gebracht, aus welchem ich entflohen war. Das Haus hatte einige Nebengebäude und sah aus, wie eine ehemalige Försterwohnung oder ein ähnliches Gehöft; ich konnte Alles nur flüchtig überblicken. In meinem Gefängniß war mir jede Aussicht auf Errettung genommen; denn den Schornstein hatten meine Feinde gehörig gegen jeden Fluchtversuch verwahrt, und ich sah mich genöthigt, mich in mein Geschick zu ergeben. Das Nachdenken über mein Loos preßte mir Klagen und Thränen aus; dann gedachte ich wieder der Lehren, die mir der fromme Scholaster gegeben hatte, als er mich in der Religion unterrichtete, und indem ich auf die Hülfe Gottes rechnete, fand ich wieder Ruhe und schlief endlich ein. Aber in der Nacht weckte mich ein erstickender

Qualm; ich sprang auf und sah auf dem Hofe den Wiederschein eines Feuers, das unter mir im Hause ausgebrochen war. Ich fing an zu rufen, aber niemand hörte mich; in meiner Angst zerstieß ich die Scheiben des Fensters, damit ich frische Luft athmen konnte, und begann, an den Eisenstäben desselben mit aller meiner Kraft zu rütteln. Die Mauer bestand aus Ziegelsteinen, und diese mußten wohl mürbe geworden sein; es fielen einige heraus, und nachdem ich meine Anstrengungen noch etwas fortgesetzt hatte, gelang es mir, zwei Eisenstäbe aus der Wand zu brechen. Der aus schadhaften Brettern bestehende Fußboden unter mir fing an zu qualmen und heiß zu werden, im Kamin wurde der Rauch immer stärker, und es blieb mir zu meiner Errettung nichts übrig, als aus dem Fenster zu springen. Zu meinem Glücke war die Höhe des Stockwerkes, worin ich mich befand, nicht bedeutend; ich schwang mich ins Fenster, klammerte mich mit den Händen an den dritten noch festsitzenden Eisenstab und sprang hinab. Als ich mich unbeschädigt erhob, kamen meine beiden Gegner aus dem noch unversehrten Theile des Hauses. Der entgegengesetzte Flügel stand in hellen Flammen und mußte wohl in der Nähe wohnende Leute herbeigezogen haben; denn plötzlich wurde unter Geschrei an den neben dem Hause befindlichen Thorweg geschlagen, während Heinrich mich beim Halse packte und laut rief: „Hier ist der Mordbrenner!“ Sein Gefährte schloß den Thorweg auf, eine Anzahl von Männern eilte in den Hof, und stürzte auf mich

los, da Heinrich mit der Behauptung fortfuhr, ich hätte das Feuer angelegt. Ich wurde arg gemißhandelt und nach einem etwa eine halbe Stunde entfernten Dörfchen geführt, wo man mich in einen Keller sperrte. Andern Tags aber ward ich nach der Stadt gebracht, in welcher die Gerichtspersonen eine lange Untersuchung gegen mich führten. Heinrich und sein Gefährte traten als Zeugen gegen mich auf, und ersterer beschwor lauter von ihm erfundene Dinge. Er sagte, ich sei der Sohn seines vor Jahren verstorbenen Vetters Carl Felner; er habe mich, als dieser von einer bösen Krankheit hingerafft sei, zu sich genommen; ich sei aber ein Thunichtgut, den weder Ermahnungen noch Schläge zu bessern vermöchten und der das Mitleiden der Leute durch allerlei dumme Mährchen zu gewinnen suchte. Diese schändlichen Angaben bestätigte der andere Zeuge, welcher das abgebrannte Gehöft bewohnt hatte und Bittermann hieß. Er sagte, ich behauptete, ein fremdes Kind zu sein, das man Jahre lang unter der Erde verborgen gehalten habe. Heinrich hatte wirklich einen Vetter gehabt; es wurden vom Richter Erkundigungen eingezogen, und dieser erhielt die Nachricht, die Kirchenbücher des Geburtsortes dieses Felner wären in großer Unordnung gefunden worden, und man könne, da auch die Frau desselben todt sei, über seinen Sohn keine Auskunft geben."

„Auf die Frage des Richters, was ich denn für Dinge vorgebracht hätte, schwieg ich still; ich sah ja deutlich, daß

ich gegen meine Feinde nichts ausrichten konnte, und tröstete mich mit den Worten meines verstorbenen Lehrers: die Wahrheit komme doch einmal an den Tag."

Lasberg zweifelte keinen Augenblick, daß der unglückliche junge Mensch, dessen Mittheilungen er mit großer Aufmerksamkeit vernommen hatte, einer bedeutenden Familie angehöre. Die Art seiner Erzählung, so ungewöhnlich sie lautete, trug das Gepräge der Wahrheit, und seine Resignation steigerte nur das Interesse Lasbergs, welcher sich sagen mußte, daß sein Unglück mit dem des armen unschuldigen Gefangenen nicht zu vergleichen sei, daß er tief zu beklagen habe, in seiner jetzigen beschränkten Lage so gut als nichts für den Leidensgefährten thun zu können. Er begriff aber, daß, wenn er einst im Stande sei, für ihn zu wirken, er Beweise für die Behauptungen Antons haben müsse, und diese herbeizuschaffen, war offenbar das Schwierigste.

„Ihr Geschick, mein lieber junger Freund," hob er nach reiflicher Ueberlegung an, „hat meine ganze Theilnahme erweckt, und ich wünsche dringend, Ihnen helfen zu können. Die Namen der Personen, die Sie mir genannt haben, werde ich mir aufschreiben; aber ich möchte gern tiefer in die seltsame Sache eindringen. Wissen Sie nicht, wem das Gehöft gehörte, in welchem Sie zuletzt gefangen gehalten wurden? Dieser Bittermann und sein Gehülfe waren wohl nur Pächter der Besitzung!"

„Der Eigenthümer derselben," erwiederte Anton, „wurde

während der Untersuchung zuweilen genannt, er heißt Herr v. Roth. Wo er aber wohnt, weiß ich nicht!"

„Still!" sagte Lasberg plötzlich, „ich höre Geräusch!"

Er hatte sich auch nicht geirrt; die Thür des Zimmers wurde aufgemacht und ein Aufseher, welcher zufällig über den Corridor gegangen war, und in dem Zimmer sprechen gehört hatte, trat herein und fragte Anton, wie er hierher komme. Lasberg ergriff sogleich für ihn das Wort, und suchte den Aufseher zu beschwichtigen.

„Geben Sie sich keine Mühe, sich vor mir weiß zu brennen," entgegnete der Letztere. Sie halten gegen die Vorschrift nächtliche Zusammenkünfte mit einem gefährlichen Züchtlinge; dahinter steckt etwas! Ich muß die Sache dem Herrn Vorsteher anzeigen!"

Anton warf dem Aufseher einen Blick der Verachtung zu und sagte: „Ich bin nicht gefährlich, aber Ihr Alle könntet mich gefährlich machen!"

„Marsch, fort!" herrschte der Beamte ihn an, und begleitete ihn nach dem Schlafsaale des anderen Flügels, wo ihm der Aufseher Werner bestürzt entgegenkam, und von seinem Collegen mit Vorwürfen überhäuft wurde. Werner gelang es nicht, sich zu entschuldigen, er verwünschte im Stillen die Neugierde Lasbergs und sah mit großer Besorgniß einer Untersuchung des Vorfalles entgegen. Diese erfolgte jedoch nicht, als der Vorsteher wieder hergestellt war, und Werner nahm daher an, daß die gefürchtete Anzeige gar nicht

gemacht worden sei. Allein er wurde sehr bald bewogen, seine Meinung zu ändern; denn der Vorsteher ließ ihn eines Tags rufen und eröffnete ihm unter vier Augen, eine Wiederholung ähnlicher Unordnungen werde mit sofortiger Entlassung aus dem Dienste bestraft werden. Als Werner abgetreten war, wurde Lasberg beordert, um im Stillen eine ähnliche Strafpredigt zu vernehmen.

„Wenn ich Ihnen," fuhr der Vorsteher fort, „mit vollem Recht auch sagen könnte, Sie hätten die Ihnen hier so vielfältig bethätigte Nachsicht mit Undank belohnt, so will ich doch hiervon nicht reden; ich muß Ihnen aber sagen, daß ich mich darüber wundere, wie ein so kluger Mensch wie Sie den albernen Unschuldsbetheuerungen und Lügen eines frechen Verbrechers das Ohr leihen kann! — Erlauben Sie sich noch einmal eine solche Verletzung der hier geltenden Vorschriften, so nöthigen Sie mich, Sie gleich jedem anderen Züchtlinge ohne weitere Rücksicht zu behandeln; das merken Sie sich!"

Lasberg war so klug, auf diese Drohungen nichts zu erwiedern, um dem armen Anton, von dessen Unschuld er überzeugt war, nicht großen Nachtheil zuzufügen, und zog sich auf sein Zimmer zurück, wo er allerlei Entwürfe zur Enthüllung eines Verbrechens, für dessen Opfer er Anton Felner hielt, machte und wieder verwarf.

4.

Nachdem Paul die ihm zugestellten, gegen Lasberg gerichteten Untersuchungsacten durchlesen hatte, bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß sein unglücklicher Freund der Begnadigung nicht unwerth sei. Mit allem Fleiß arbeitete er einen gedrängten Auszug der wichtigsten Verhandlungen aus, und mit diesem begab er sich eines Tages zu dem Herzog, welcher ihn mit Wohlwollen, aber in ernster Stimmung empfing.

„Seien Sie mir willkommen, lieber Werkmann," begann der letztere. „Was haben Sie da für Papiere?"

„Es ist eine Art von Referat aus der Lasberg'schen Untersuchung."

„So, so! Mein Freund, zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich schon jetzt die Regierungsgeschäfte insofern als eine Last ansehe, als ich zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß das Regieren eine sehr schwierige Sache ist, daß ich unter dem Gewicht der Sorgen und der Verantwortlichkeit oft seufzen muß, und umsonst auf ein Mittel sinne, mir das schwere Amt zu erleichtern!"

„Ich hoffe, Hoheit, daß Sie den Muth nicht verlieren werden. Zeit und Uebung werden Ihnen beistehen, Ihre Aufgabe zu erfüllen!"

„Ein deutscher Mann darf den Muth nicht sinken lassen, das ist auch meine Meinung. Wissen Sie, was mir beson-

ders Kummer macht? Die Sorge, gerecht zu sein! Und es giebt Fälle, in denen man verzweifeln muß, das Richtige zu treffen, trotz Gesetz und Weisheit der Herren Minister! Doch, Sie wollen mir etwas vortragen!"

Paul ergriff das Wort in der Sache Lasbergs, und erstattete einen getreuen Bericht, an welchen er ein Charakterbild des irregeleiteten Freundes anreihte. Dann sagte er:

„Er ist schwer gereizt und geprüft worden, wenngleich sein Verbrechen keine Entschuldigung verdient; denn die Person des Landesherrn mußte ihm unter allen Umständen heilig sein. Aber dieser steht in seiner Unantastbarkeit so hoch über dem Beleidiger, daß ich nicht anstehe, zu behaupten, die Verzeihung ist da Pflicht, wo sie keine nachtheiligen Folgen hat. Die Gnade des Fürsten ist wie der Sonnenschein, der auch die Unwürdigen erquickt!"

„Sie sind ein mildgesinnter Fürsprecher," erwiederte der Herzog. „Aber ich kann in diesem Falle Ihnen nichts entgegensetzen; Sie haben ja meine Vermuthung, daß Lasberg eine gemeine That, eine Fälschung verübt, widerlegt. Er soll keine Strafe weiter dulden, ich begnadige ihn. Setzen Sie doch gleich die Verfügung an den Justizminister auf. Doch nein, er ist Ihr Jugendfreund, reisen Sie selbst zu ihm, bringen Sie ihm die Freiheit, wenn Sie finden, daß er derselben würdig ist!"

Nach diesen Worten ergriff der Herzog die Feder und

schrieb selbst den Befehl zur Entlassung Lasbergs aus dem Zuchthause.

„Hier, mein Freund," sagte er, das wichtige Papier Paul überreichend, „ich lege das Geschick des Gefangenen in Ihre Hände! Danken Sie mir nicht, oder erst dann, wenn Ihre Verwendung für diesen Lasberg gute Folgen hat. Mögen wir in dieser Angelegenheit nicht getäuscht werden! Sie werden Ihre Heimath wiedersehen, und könnten wohl mit Ihrem menschenfreundlichen Geschäft ein zweites, etwas materielles verbinden, das Heben des Klosterschatzes. Es wäre gar nicht so übel, wenn ich auf diese Weise meine leere Kasse zu füllen, und einigen braven Fabrikanten, die in bedrängter Lage sind, Vorschüsse zu geben vermöchte!"

„Wenn Sie mir Vollmacht geben wollen, Hoheit, den zweiten Versuch zur Befreiung des Schatzes aus den Banden der unterirdischen Mächte zu machen, so werde ich mich mit Freuden dem Geschäfte unterziehen, und es so geheim wie möglich betreiben!"

„Gut, die Vollmacht sollen Sie haben! Wüßten Sie mir doch auch einige tüchtige Minister an den Tag zu fördern, wir könnten sie brauchen! Es scheint fast, als wären in unserer Zeit keine großen Staatsmänner mehr zu finden; die Grundidee der Gegenwart ist der Erwerb des Reichthums durch die Industrie, alle übrigen Angelegenheiten werden fast als Nebendinge betrachtet. Es herrscht keine Begeisterung

mehr, in einzelnen Kunstgebieten ausgenommen, und bei dieser allgemeinen Verflachung kann kein schaffender Genius, wie ich ihn gebrauche, emporkommen. Beinahe sollte man wünschen, daß ein Krieg die Menschen und ihre Verhältnisse für einige Zeit durcheinanderrüttelte; er wäre vielleicht ein befruchtendes Gewitter! Ist es nicht schrecklich, an solche Heilmittel denken zu müssen? Wird je die Zeit kommen, wo die Vernunft die Menschen führt, wo die Humanität an der Hand der Religion die Unebenheiten des Lebens ausgleicht? Die Natur selbst ist in einem immerwährenden Kampfe und scheint den Menschen anzuregen, nicht in müßiger Ruhe das Leben zu beschauen! — Doch genug der Reflexion; reisen Sie, lieber Werkmann, und kommen Sie bald wieder; ich habe noch andere Aufträge für Sie!"

Paul entfernte sich, um dem Wunsche seines fürstlichen Gönners schnell entsprechen zu können. Er schrieb an den Freiherrn einige flüchtige Zeilen, um sich von ihm zu verabschieden, aber er wagte nicht, sich Dora vor der Erfüllung seiner Sendung zu zeigen, weil er eine Aufregung fürchtete, die seinem Geschäfte hätte nachtheilig werden können. Sprach in ihrem Herzen mehr für ihn, als das Gefühl der Freundschaft? Er wußte es nicht; aber daß sie ihm die zärtlichste Liebe eingeflößt hatte, konnte er schon seit langer Zeit nicht mehr bezweifeln, und oft hatte er überlegt, ob er wagen dürfe, seinen Empfindungen Worte zu geben. Immer wieder sagte ihm die ruhige Ueberlegung, er habe noch keine Stellung,

die ihn zu einem offenen Bekenntnisse berechtigte. Den Herzog aber anzugehen, ihm eine solche Stellung zu gewähren, konnte er nicht über sich gewinnen; er zog vor, durch Fleiß und Thätigkeit zu erwerben, was er der Gunst der Verhältnisse nicht verdanken mochte.

Weniger rücksichtsvoll waren, wie der Leser überzeugt sein wird, der Staatsrath v. Dallner und der Geheimrath v. Roth. Jener würde sich keinen Augenblick bedacht haben, sich mit Paul zu versöhnen, und mit dessen Hülfe sich in seiner Stellung zu befestigen, wenn er das geringste Vertrauen zu diesem Unternehmen hätte fassen können; denn er fürchtete sogar Pauls Rache. Einmal ging ihm der Gedanke durch den Kopf, seine Tochter Emilie könne vielleicht das Werk der Versöhnung vollbringen; aber Herr v. Roth äußerte gelegentlich, daß Paul ohne Zweifel mit Dora verlobt sei, und der Staatsrath unterließ daher jeden Versuch, den ehemaligen Hülfsarbeiter, den Emporkömmling, welchen er keineswegs liebte, wieder für sich zu gewinnen.

Was Herrn v. Roth anlangt, so hielt ihn seine gedachte Vermuthung ebenfalls ab, sich um Pauls Freundschaft zu bewerben; auch beschäftigten ihn andere Dinge, denen er große Wichtigkeit beizulegen genöthigt war. Außerdem würde er nicht Bedenken getragen haben, es zu unternehmen, das Wohlwollen des „Günstlings", wie Paul von gewissen Personen genannt wurde, zu erlangen. Weder edler Stolz, noch Seelengröße waren die Eigenschaften dieses Mannes,

der es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte, die Pläne seines Vaters auf das Vermögen des Freiherrn v. Bergen durchzuführen. Wie sehr er diesen haßte, haben wir bereits oben gezeigt, und Herr v. Roth fand späterhin keinen Grund, auf halbem Wege stehen zu bleiben; vielmehr drängten ihn die Umstände, Alles aufzubieten, um endlich an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen und — seinen Nächten Ruhe zu verschaffen. Denn im Hintergrunde seiner Vorstellungen lauerten der Verrath, Entehrung und Strafe. Oft auch seufzte er über das Mißgeschick seines Hauses; sehr frühzeitig war er Wittwer geworden, und von seinen Kindern ihm nur ein Sohn geblieben, der ihm schweren Kummer bereitete. Dieser Abkömmling des nicht beneidenswerthen Vaters, Lebrecht v. Roth, war die lebendige Verhöhnung seines Namens; denn er lebte nichts weniger als recht. Als Knabe schon zeigte er Hang zu thörichten Streichen, zur Trägheit im Lernen, und als er herangewachsen war, übte er sich im Vergeuden des Geldes, verbrachte er seine Zeit in schlechter Gesellschaft und Trinkgelagen. Sein Vater ließ kein Mittel unversucht, den jungen Wüstling zu bessern, aber dieser änderte sich immer nur auf kurze Zeit, und zuletzt kam der Sohn, welcher um die wichtigsten Geheimnisse des Vaters wußte, so weit, durch Drohungen das ihm stets mangelnde Geld zu erpressen.

Eines Tages fand der Geheimrath v. Roth auf seinem Pulte einen ihn in große Aufregung versetzenden Brief.

Dieser Brief kam aus Eichenried, und war von dem Wärter abgefaßt, welcher den Züchtling Anton Felner des Nachts auf dem Zimmer Lasbergs gefunden hatte; der Inhalt aber war folgender:

„Es lebt hier im Zuchthause ein ehemaliger Candidat der Theologie, zwar als Züchtling, aber auch als Orgelspieler und beredter Lehrer der Gefangenen. Er macht den Anwalt der angeblich Unterdrückten und Unschuldigen, und es ist ihm gelungen, heimlich mit Anton Felner in Verkehr zu treten. Was dieser dem Candidaten vertraut hat, weiß ich zwar nicht; allein zu vermuthen ist, daß er ihm nichts von Bedeutung verschwiegen haben wird. Daher melde ich diesen Vorfall sogleich und bin der Meinung, daß der Züchtling Anton in bessere Sicherheit gebracht werden muß!"

Der Geheimrath zog seine Stirn in düstere Falten, als er diesen Brief gelesen hatte, und vertiefte sich so sehr in Gedanken, daß er seinen herbeikommenden Sohn nicht bemerkte, welcher sich die Freiheit nahm, über des Vaters Schulter in den Brief zu blicken. Sogleich fiel ihm der Name Anton Felner in's Auge, und er hustete etwas, um seine Gegenwart dem Vater bemerkbar zu machen. Herr v. Roth schrack zusammen und erhob sich heftig von seinem Sitze. Lebrecht verlor aber die Fassung keineswegs und sagte:

„Lebt der Anton einmal wieder auf? Ich dachte, er wäre längst begraben!"

„Was weißt denn Du von ihm! Laß mich in Ruhe!“

„Nun, ich weiß so viel, daß man ihm einen Namen gegeben hat, der ihm nicht zukommt! Warum sollte ich das nicht wissen dürfen, bin ich doch ein Mitglied der Familie!“

„Ja, leider, aber ein sehr unnützes Mitglied, dem man keine Sache von Wichtigkeit anvertrauen darf! Wann wird endlich der Tag kommen, wo Deine Besserung in Wahrheit beginnt, mein Sohn? Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, das bedenke wohl! Belaste ich mich darum mit Sorgen, damit Du gedankenlos schwelgen und in den Tag hinein leben kannst? Stütze Dich nicht zu stark auf meine väterliche Nachsicht; meine Geduld geht zu Ende, weil ich sehe, daß ich einem Thoren Zeit und Mühe opfere! Aenderst Du Dich aber nicht, so bleibt mir nichts übrig, als Dich in eine — Besserungs-Anstalt zu schicken!“

„Da würde ich vorschlagen, daß Du gleich mitgingest; ich glaube, Du hast die Buße auch nöthig!“

„Nichtswürdiger, was wagst Du mir zu sagen! Bist Du mein Sohn?“

„O ja, doch eben nicht aus der Art geschlagen! Was hat es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit diesem Anton, diesem Familien-Geheimnisse? Warum wird mir es vorenthalten?“

„Wage es nicht, mit Deiner plumpen Hand an dies Geheimniß zu rühren; denn wisse, Unglücklicher, Deine Existenz

ist bedroht, wenn der thörichte Vorwitz diese Sache an das Licht zieht. Bringe mir Beweise Deiner aufrichtigen Besserung, und ich werde Dich in die Sache einweihen! Verlaß mich jetzt, ich habe Geschäfte!"

Lebrecht entfernte sich brummend aus dem Zimmer, und der Geheimrath schrieb einige Zeilen an den Pächter des kleinen Gehöftes, worin Anton Felner eine Zeitlang gefangen gehalten worden war. Er bat den Pächter Bittermann, den Heinrich Felner schleunigst zu ihm in die Hauptstadt zu senden.

Dieser lebte mit seiner seit Jahren kränklichen Frau in einem in der Nähe jenes Gehöftes gelegenen Dorfe, und wir führen den Leser in das von der Dürftigkeit der Bewohnerin zeugende Zimmer der Kranken. Sie saß in einem Armstuhle, den matten Blick auf ein Crucifix richtend, das vor ihr auf dem Tische stand, während ihr Mann auf einer Bank Platz genommen hatte und sich mit der Herstellung eines schadhaften Vogelbauers beschäftigte. Die eingefallenen Wangen der Kranken hatten sich in dem lebhaften Gespräche, das sie mit ihrem Manne führte, leise geröthet; in seinen Zügen herrschte dagegen dumpfe Gleichgültigkeit.

„Es wäre besser, Heinrich," fuhr seine Frau fort, während sie ihre mageren Hände faltete, „Du sagtest mir offen die Wahrheit! Seit Bittermann hier gewesen ist und heimlich mit Dir geredet hat, finde ich keine Ruhe mehr. Der arme Anton lebt noch, das lasse ich mir nicht ausreden,

und Du thätest wohl, ihm beizustehen, statt den Helfershelfer seines Verfolgers zu spielen. Du hast mir die Wahrheit immer verschwiegen, und Dich dadurch auch an mir schwer versündigt, denn Du solltest doch nicht vergessen haben, wie viel Du bei mir gut zu machen hast!"

„Höre doch endlich auf mit dem dummen Geschwätz," erwiederte ärgerlich der Mann. „Ich sage Dir, alle Deine Geschichten, die Du mir hundertmal vorgeleiert hast, sind dumme Einbildungen. Anton ist todt, und wenn der Herr v. Roth mich jetzt zu sprechen begehrt, so ist es wegen einer ganz andern Sache. Mache mir den Kopf nicht warm und gieb Dich zufrieden! Es wird Dir nichts abgehen, wenn ich nicht hier bin; ich reise heute Abend mit der Post und bin in zwei Tagen spätestens wieder hier. Sei vernünftig, Gertrud, und quäle Dich nicht mit dummen Gedanken!"

Gertrud antwortete auf diesen tröstenden Zuspruch nicht, und ihr Mann entfernte sich, als er seine Arbeit vollendet hatte, aus dem Zimmer, um sich auf die Reise vorzubereiten. Herr v. Roth war mit dem Reisegelde nicht sparsam gewesen, und Heinrich Felner legte einen Theil davon in den Kasten, worin seine Frau ihre besten Habseligkeiten zu verwahren pflegte. Um sieben Uhr Abends hörte er das Horn des Postillons durch das Dorf schallen; er sagte seiner Frau ein flüchtiges Lebewohl und stieg einige Minuten später in den Wagen, welcher andern Morgens in der Hauptstadt anlangte.

Felner kannte die Wohnung des Geheimrathes v. Roth

und begab sich sogleich dahin. Allein der letztere befand sich zu dieser Zeit in der Sitzung, und der Zufall wollte, daß Lebrecht den Fremden, dessen dunkle Farbe und schwarzes Haar ihm den Namen „schwarzer Heinrich" erworben hatten, auf dem Flur sah. Er brachte die Erscheinung dieses Mannes mit dem Schreiber des geheimnißvollen Briefes, in den er geblickt hatte, in Beziehung, und glaubte jetzt einen Versuch machen zu können, die Mysterien zu enthüllen, deren Kenntniß ihm der Vater so hartnäckig vorenthielt.

Felner fragte unter einer linkischen Verbeugung nach dem Herrn Geheimrath.

„Mein Vater ist in der Sitzung und wird vor Mittag nicht nach Haus kommen," erwiederte Lebrecht. „Sie kommen vermuthlich wegen des Anton, nicht wahr?"

„Ja wohl! Der Herr Papa hat mich zu sich berufen!"

„Ich weiß wohl! Treten Sie näher!"

Felner folgte dem jungen Herrn, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als seinem Gaste ein Frühstück vorzusetzen, wobei es an einem starken geistigen Getränk nicht fehlte. Felner sprach der ihm so freundlich gereichten Gabe auch wacker zu und faßte zu seinem leutseligen Wirthe Zutrauen.

„Das schmeckt!" sagte er, die letzten Bissen mit einem Schluck Rum hinabspülend, „das erfrischt!"

„Was macht denn Ihre Frau?" fragte Lebrecht auf's Geradewohl; denn er wußte nicht, ob jener verheirathet sei.

„Danke für gütige Nachfrage!" erwiederte der hungrige

Reisende. „Sie kränkelt noch immer, aber sie ist ein gutes Weib, die Gertrud, und grämt sich ordentlich um den Bengel, den Anton!"

„Das ist der Mühe nicht werth! Es ist eigentlich köstlich, daß er jetzt Anton heißt!"

„Statt Max, ja wohl! Es hielt schwer, der kleinen Range den Namen anzuheften! Der Junge sprach ja so gut wie ein Alter, als ich ihn mitnahm; ach, und was hat der zusammengeschrien! Aber mit der Zeit geht Alles!"

„Sagen Sie, lieber Felner, wie war denn eigentlich die Geschichte, wie glückte es denn, den Jungen mitzunehmen? Mein Vater hat mir die Begebenheit zwar einmal erzählt, aber immer so kurz, und ich habe auch damals nicht so darauf geachtet! Erzählen Sie mir die Sache im Zusammenhange! Doch erst noch ein Glas!"

Felner, welcher nicht zweifelte, daß der junge Herr v. Roth Alles hören dürfe, was sich auf diesen Gegenstand bezog, schlug das Getränk nicht aus, wischte sich mit der äußeren Handfläche den Mund und sagte:

„Sie wissen ja, wie Ihr verstorbenener Großvater mit dem Herrn v. Bergen stand, der die schönen Güter hat, die ihm nicht zukommen. Ich war als junger Mann oft in Wildenau, denn mein Geburtsort liegt in der Nähe, und die gute Jagd lockte mich oft dahin. Es bekam mir aber schlecht; der Verwalter paßte stark auf und ich wurde abgefaßt und habe lange sitzen müssen. Hernach wurde mir gesagt'

der Freiherr trage an meinem Unglücke die Schuld. Und dies glaub' ich auch; denn was hatte der Verwalter davon, daß ich eingesperrt wurde! Mittlerweile war meine alte Mutter gestorben, Niemand kümmerte sich ja um sie! Das schreit gen Himmel, Herr! Als Ihr Großpapa davon hörte, er kam zuweilen in die Gegend, ließ er mich rufen, und gab mir ein schönes Stück Geld zur Entschädigung. Ihr seid es nicht allein, sagte er, der von diesem Bergen leiden muß! Was liegt an einem Rehbocke; von Rechtswegen wäre eigentlich der Bock mein gewesen, denn die Güter, die Bergen hat, sind mir abgeschwindelt worden. Ich verstehe von solchen Rechtssachen nichts, aber ich glaubte Ihrem Großpapa. Der Bergen, sagte er, weiß sich zu helfen. Sein großes Gut ist Mannlehn; er hat zwar keinen Sohn, aber sich einen für Geld und gute Worte zu verschaffen gewußt, ich kann es nur nicht beweisen. — Was liegt daran, sagte ich. Narr, erwiederte Herr v. Roth, wenn dieser falsche Erbe nicht wäre, so würde dereinst mein Sohn das Gut bekommen!"

„Ganz recht!" fiel Lebrecht ein, indem er sich stellte, als wisse er diese Umstände. „Ich wollte besonders hören, Felner, wie Sie die Sache anstellten; ich meine, wie Sie den Jungen wegkaperten!"

„Nun, das war einfach genug; der Zufall kam mir zu Hülfe. Ich hatte eine Zeitlang eine Liebschaft mit der Kinderwärterin des Herrn v. Bergen gehabt, und als ich mit

dem Großpapa einig geworden war, machte ich mir in Wildenau öfters etwas zu schaffen, um die Liebschaft fortzusetzen. Ich wohnte aber schon in dem Dorfe, wo ich mir ein Häuschen gekauft und die Gertrud, eine junge Wittwe, kennen gelernt hatte. Die Gertrud war mir völlig ergeben, wie ein verliebtes junges Weib, und that, was ich wollte. Ich hatte mir in einer anderen Gegend einen Versteck im Walde ausgesucht, den niemand kannte außer mir und einem alten Wildschützen, der ihn mit einigen Freunden eingerichtet hatte, um das Geschäft des Wildprethandels an der nahen Grenze in's Große treiben zu können. Der alte Herr v. Roth sagte mir eines Tages, er werde mir ein kleines Gehöft, was der Bittermann bewirthschaftet hat, schenken, wenn ich den angeblichen Sohn des Freiherrn entführte und wieder zu dem machte, was er eigentlich sei, zu einem Bauerjungen oder einem Dienstknecht. Bedingung war aber, daß ich den Burschen wenigstens zehn Jahre lang in Aufsicht behielte, ihn gut behandelte und ihm nie sagte, welche Rolle er eigentlich habe spielen sollen, wenn es nach den Wünschen des Herrn v. Bergen gegangen wäre. Ich hatte nicht Ursache, dem Freiherrn grün zu sein und sagte zu. Der Gertrud sagte ich, mein Vetter, welcher ein bildschöner Kerl, aber gerade in jener Zeit gestorben war, habe mit einer vornehmen Dame eine Liebschaft gehabt, es sei ein kleiner Sohn da, und die Verwandten der Dame wollten das Kind über die Seite schaffen lassen. Der kleine Junge könne aber einmal,

seiner vornehmen Abkunft wegen, sein Glück machen, und es wäre deshalb gut, das Kind heimlich an sich zu nehmen. Gertrud glaubte die Geschichte, und da sie mittlerweile mein Weib geworden war, so konnte ich mich um so mehr auf ihren Gehorsam verlassen. Wir verkauften unser Häuschen, und ich begab mich, während Gertrud im nächsten Orte auf meine weiteren Befehle wartete, nach Wildenau, wo ich mit der Kinderwärterin bald dahin kam, daß sie meinte, ich wolle sie heirathen; denn sie wußte nichts von Gertrud. Ihre Herrschaft war eines Tages nach Bergerode gefahren, und ich hatte daher freien Spielraum. Ich wußte, wo das Mädchen mit dem kleinen Jungen schlief, und es war gar nicht schwer, ihn zu holen. Lange ging sie mit mir im Garten herum und verschmähte den Wein nicht, den ich ihr reichte, um sie schläfrig zu machen. Endlich sagte ich ihr gute Nacht und lauerte unter ihrem tiefherabreichenden Fenster, das sie der Wärme wegen halb offen gelassen hatte, auf den günstigen Augenblick. Plötzlich hörte ich ein sonderbares Rauschen, wie wenn ein wildes Wasser daher kommt! Und es kam auch und würde mich fortgerissen haben, wenn das Haus nicht etwas hoch gelegen gewesen wäre. Schnell schwang ich mich in das Zimmer, ergriff das schlafende Kind und weckte das Mädchen mit einem Stoße aus ihrem Schlafe. Die arme Kreatur hat sich aber, wie ich nachmals hörte, nicht retten können, und ist ertrunken. Sie werden von der Wassernoth gehört haben; der Teich, der die Hammerwerke trieb,

war ausgebrochen, und ich vermuthete dies gleich, als das Wasser ankam. Es entstand ein fürchterliches Geschrei, Menschen und Vieh kämpften mit den Wellen, die in alle Wohnungen drangen. Ich hatte zum Glück den Kopf nicht verloren und rannte mit dem kleinen Jungen, der aufgewacht war und ebenfalls schrie, auf den Dachboden, wo ich ihn wieder beruhigte. Nach einer guten Viertelstunde hatte sich das Wasser fast verlaufen: ich schlich mich, von der Dunkelheit beschützt, aus der Hinterthür und schlüpfte in den nahen Wald, während in Wildenau Heulen und Wehklagen herrschten. In der allgemeinen Noth hatte Jeder mit sich zu thun und achtete auf Andere nicht. Den Knaben wickelte ich in meinen Mantel und auf nur mir bekannten Wegen gelangte ich unangefochten zu meiner Frau, die den kleinen Ankömmling so gut aufnahm, daß er bald seine Mama vergaß. Nun kennen Sie die Geschichte, junger Herr; aber noch lange müßte ich erzählen, wollte ich Ihnen sagen, wie schwer sich Gertrud an unsere Waldwohnung gewöhnte, und was wir für Vorsichtsmaaßregeln gebrauchten, um nicht von unberufenen Leuten in diesem Verstecke aufgefunden zu werden. Aber schon nach einigen Monaten hatte sich mein Weib in Gesellschaft des Kindes an die Einsamkeit gewöhnt. Sie entsagte, wie sie behauptete, der Welt, denn sie bildete sich ein, ich hätte eine schlimme That gethan, und diese wollte sie wie eine Nonne büßen. Ich hatte im nächsten Dorfe eine Wohnung genommen, trieb mit allerlei Geräth Handel und versorgte den

Ortsrichter mit Hasen, Schnepfen und Rebhühnern, so daß mir nicht nachgeforscht wurde, wenn ich mitunter Tage lang abwesend war, um sie im Walde bei meiner Frau zu verleben."

„Die Sache lief aber doch schlecht ab, nicht wahr?" fragte Lebrecht dazwischen.

„Nun ja, die Gertrud hatte dem Jungen zu sehr den Willen gelassen, und als die zehn Jahre noch nicht herum waren, so war auch das Vögelchen flügge geworden und flog davon! Ich habe noch einen Vetter, der ist Matrose, und ich hatte vor, den Anton auch auf ein Schiff zu bringen; nun war aber der Bengel fort, und als ich ihn nach langer Zeit wieder fand und in Sicherheit brachte, konnte ich ihn als Schiffsjunge nicht gleich anbringen. Aber er sorgte selbst für sein Unterkommen; er steckte, wie Sie wissen werden, das Gehöft in Brand. Einige Jahre zuvor war der Herr Großpapa gestorben, und der Herr Geheimrath wollte gern die Sorge für den Burschen los sein; aber es ist fast, als ginge dies gar nicht gut zu machen. Es wäre besser gewesen, ich hätte ihn seiner Wärterin gelassen; er wäre dann mit dieser ertrunken!"

„Ich danke, Felner, für diese Mittheilung," nahm Lebrecht das Wort. „Aber sagen Sie meinem Vater nichts davon, daß Sie mich schon gesprochen haben; er ist sehr eigen in diesem Punkte, und obgleich er vor mir keine Ge-

heimnisse hat, so läßt er sich doch nicht gern vorgreifen. Ich schlage Ihnen vor, nach Tische wieder zu kommen!"

Felner war hiermit einverstanden und entfernte sich.

Lebrecht gingen allerlei Gedanken durch den Kopf; ein gewisses Grauen erfaßte ihn, wenn er das Geschick des armen geraubten, um seine ganze Jugend bestohlenen Knaben, dem anfänglich ein ganz anderes Loos beschieden zu sein schien, unparteiisch überblickte. Aber Lebrecht war schon zu tief gesunken, um dies Geschick in seiner ganzen Schwere zu würdigen, um den Vortheilen entsagen zu können, die ihm dereinst aus der Beseitigung des Erben aller Wahrscheinlichkeit nach werden mußten. Auch flüsterte ihm die gemeine Bosheit heimlich zu, daß er jetzt völlig ein Geheimniß kenne, mittelst dessen er seinen Vater zu beherrschen vermöge. Er beschloß, der Sache ihren Lauf zu lassen, und eröffnete daher dem zurückkehrenden Geheimrath nur, ein gewisser Felner habe ihn dringend zu sprechen verlangt und werde nach Tische wiederkommen.

Herr v. Roth erbleichte unwillkürlich, als er den Namen Felner vernahm; es fiel ihm schwer, die Miene der Gleichgültigkeit anzunehmen, und er begab sich, ohne ein Wort zu erwiedern, in sein Schreibzimmer. Sein Sohn nahm sich nicht die Mühe, weiter über dies Familiengeheimniß nachzudenken, und hatte es nach einigen Tagen beinahe vergessen. Er wurde jedoch bald wieder auf sehr unerwartete Weise daran erinnert. —

Das Zuchthaus in Eichenried hatte, wie wir gesehen haben, auch die Aufmerksamkeit ehrenwerther Männer auf sich gezogen, und unter diesen war es zunächst Paul Werkmann, welcher mit Ungeduld und Beklemmung der Stunde harrte, die ihn in das Vaterhaus führen, dem in tiefe Schmach gestürzten Freunde gegenüber stellen sollte. Er überlegte zuvor noch, ob es zu rathen sei, Cornelie v. Seltiz zu benachrichtigen, welchen Auftrag in Beziehung auf Lasberg er habe; allein er kam zu der Ansicht, daß es besser sein werde, diesen erst in Freiheit zu setzen, und ihm selbst zu überlassen, das junge Mädchen von der Wendung seines Geschickes zu unterrichten.

Glücklich langte Paul in seiner Heimath an; er wollte seine Mutter überraschen und deshalb hatte er ihr von seiner Reise nichts geschrieben. Die Bergräthin traute ihren Augen kaum, als sie den geliebten Sohn auf ihr Haus zuschreiten sah! Sie eilte mit Ausrufungen der Verwunderung und Freude ihm entgegen und schien sich unter den Regungen mütterlichen Stolzes über seine Gestalt, die sich männlicher entwickelt hatte, nicht satt an ihm sehen zu können. Er fand in dem elterlichen Hause nichts verändert; Alles darin sprach ihn wieder heimathlich an und weckte angenehme Erinnerungen. Aber auch ihm wurde eine Ueberraschung bereitet, als er seinen Schützling Anna wiedersah. Das junge Mädchen, deren körperliche Ausbildung durch mancherlei lähmende Umstände lange zurückgehalten worden war, hatte

sich gleich einer Frühlingsblume entfaltet, sie war zur Jungfrau geworden und doch in ihrem Wesen ein Kind geblieben. Wie oft hatte sie Verlangen getragen, den Mann wieder zu sehen, durch den sie den traurigsten Verhältnissen entrissen worden war, dem sie, wie das dankbare Herz ihr sagte, ihr ganzes Glück verdankte, das Glück, eine zweite Mutter in einer edelgesinnten Frau gefunden zu haben! Und nun stand er vor ihr in seiner edlen Gestalt, die großen, treuen Augen liebevoll auf sie richtend! Sie ergriff seine Hand, um sie an ihre Lippen zu führen, an den Mund, welcher im Drange des Augenblickes den Gefühlen, die sie bewegten, nicht Worte zu geben vermochte!

Mit Freude betrachtete die Bergräthin diesen Auftritt; aber Paul, beschämt von so viel Dankbarkeit, schloß das liebliche Mädchen in seine Arme und sagte:

„Sei mir herzlich gegrüßt, meine liebe Anna! Sieh, schon als Knabe beklagte ich, daß ich keine Schwester besaß, und nun ist sie mir in Dir geworden, und ich will immer Dein treuer Bruder sein!"

„Ja, mein Bruder," nahm Anna das Wort, „mein Bruder, der mir auch den Vater ersetzen wird!"

„Denn zum Vater selbst," fiel die Bergräthin ein, „ist er noch etwas zu jung, obgleich wir in einer Zeit leben, worin die Jugend so gern das Alter spielt! Ich denke aber, mein Sohn, daß Du Dir die Jugendlichkeit recht lange er-

halten werdest, wenn auch manche bittere Erfahrungen hier und da einmal die Stirne in Falten legen."

„Ja, liebe Mutter, Du weißt aus meinen Briefen, daß einige von meinen Erlebnissen nicht zu den angenehmen gehören; aber ich bin dafür reich entschädigt worden, ich habe namentlich einen Freund da gefunden, wo man es in der Regel am wenigsten erwartet, und dieser Freund ist es, der mich hierher gesendet hat!"

„Das klingt räthselhaft genug; aber ich hoffe, daß Du mir Alles hübsch in der Ordnung erzählen wirst. Jetzt müssen wir an häusliche Angelegenheiten denken. Du willst doch Dein altes Zimmer wieder bewohnen, nicht wahr, mein Sohn?"

„Wenn meine Mutter nichts dagegen hat!"

„Nun, Anna, so sorge einmal für Deinen Bruder; laß seine Sachen, wenn sie von der Post anlangen, auf seine Stube schaffen, lüfte sie aber zuvor hübsch aus und wische den Staub ab!"

Anna entfernte sich eilig, und die Bergräthin fuhr fort: „Die Anna wird einmal eine tüchtige Hausfrau, und ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mich ihre Gegenwart freut! Sie hat ein so liebenswürdiges, sich der religiösen Richtung zuneigendes Gemüth, das so sehr weit entfernt ist von Kopfhängerei und gemachter Demuth! Sie scheint mir in Wahrheit eine Perle zu sein, die einmal die Zierde eines braven Mannes werden wird. Und solche Mädchen sind jetzt selten!"

„In den höheren Ständen," erwiederte Paul, „mögen sie selten sein; aber um so mehr erfreuen gerade hier solche Erscheinungen. Dies bemerke ich in Beziehung auf Dora, die Tochter des Freiherrn, unseres Vetters."

Paul schilderte nun ausführlich die beiden Personen, seinen Aufenthalt in Bergerode und die Veranlassung dazu. Seine Mutter kannte aus seinen Briefen bereits die Ursache, die ihn dem Hause des Staatsraths v. Dallner entfremdet hatte, und sie vermied daher, auf so unangenehme Dinge jetzt näher einzugehen. Paul berührte diese nur nebenbei, und wurde desto ausführlicher über seine Bekanntschaft mit dem Herzoge und den neuen Versuch, den Klosterschatz zu heben.

„Dieser Versuch," fiel die Bergräthin lachend ein, „wird ebenso enden, wie den erste; darum wollen wir keine Worte darüber machen! Aber, was ist denn das für eine schreckliche Geschichte mit Lasberg?"

„Seinetwegen bin ich auch hier, liebe Mutter; ich habe seine Begnadigung erwirkt, und ich hoffe, Du gestattest mir, noch heute zu ihm zu gehen und ihm seine Freiheit anzukündigen. Würdest Du etwas dagegen haben, wenn ich ihm vielleicht hier im Orte, wo er ganz unbekannt ist, einstweilen eine Wohnung miethete?"

„Keineswegs! Du hast mir in Deinen Briefen so viel Gutes von ihm gesagt, daß ich hoffe, er wird seinen Fehltritt eingesehen haben. Ist dem so, so muß man ihm auch

freundlich entgegen kommen. Sehr wohl weiß ich, daß beinahe ein Fluch auf allen den Menschen ruht, die aus den Zuchthäusern entlassen werden. Freilich sind viele Nichtswürdige darunter, die weder Theilnahme wollen, noch verdienen; dies ist aber nur ein Grund mehr, auch an diesem das Werk der Liebe zu unternehmen!"

„Lasberg ist nur irre geleitet worden, dessen bin ich ziemlich gewiß!"

„Versuche Dein Heil bei ihm! — Nun aber, mein Sohn, muß ich einmal auf Deinen fürstlichen Gönner zu sprechen kommen. Dränge Dich nicht nach den Königen, sagt die Bibel. Dies ist ein weises Wort, und wenn ich auch nicht glaube, daß dieser liebenswürdige Fürst je vergessen wird, was er Dir schuldig ist, so gehört er doch einer zu hohen Sphäre an, als daß Du ihm in allen Verhältnissen nahe stehen könntest. Mache bescheidenen Gebrauch von Deiner Stellung zu ihm, dränge Dich nie zu ihm und zeige, daß Du ein Mann bist, der seinen eigenen Kräften vertrauen kann. Der Günstling eines Fürsten ist nicht immer beneidenswerth; sehr oft geht er durch Gefahren, welche Stolz und Eitelkeit ihm bereiten."

„Ich bin Dein ächter Sohn, liebe Mutter, denn Du sprichst meine eigenen Gedanken aus. Auch fehlt mir der zähe Ehrgeiz, welcher vor keiner Schwierigkeit zurückbebt und nichts im Auge hat, als ein hohes Ziel."

„Bleibe bei dieser Meinung, Paul, und denke immer

daran, daß das Glück fast nie bei diesem geträumten hohen Ziele liegt. Das ist gewiß der Vorzug des gebildeten Bürgerstandes, daß er weit leichter den Zustand einer gewissen Zufriedenheit erlangt, als jene vornehmen Leute, welche die Hälfte ihres Lebens in Täuschungen zubringen. Und ist denn in unserem lieben Deutschland nicht Alles, was es berühmt gemacht und ihm Anerkennung im Auslande verschafft hat, aus dem Bürgerstande hervorgegangen? Wer sich in der älteren und neueren Geschichte etwas umgesehen hat, wird dies bestätigt finden. Dein seliger Vater war dieser Ansicht, und sie hat sich mir auch tief eingeprägt. — Doch ich sehe Dir die Unruhe an, mein Sohn; Du möchtest Deine Freundespflicht erfüllen, darum gehe nur und bleibe nicht allzulange!"

Paul dankte seiner Mutter für ihre Aufmerksamkeit und verschwieg ihr nicht, daß sie in seinem Innern gelesen habe. Er öffnete dann seine Brieftasche, um sich zu überzeugen, ob die Begnadigungs-Ordre darin liege, und durchlas sie noch einmal, worauf er den Weg nach dem Zuchthause antrat. Es ergriff ihn ein wehmüthiges Gefühl, als er sich dem mächtigen und anscheinend wohlverwahrten Gebäude näherte, hinter dessen Mauern so viele Unglückliche nach Freiheit schmachteten, während ein Theil der Züchtlinge, wie die Erfahrung lehrte, gar kein Verlangen trug, die Anstalt zu verlassen, ja nicht selten gleich nach der Entlassung neue Verbrechen verübte, um wieder Aufnahme darin zu finden! Den Grund

dieser seltsamen Entscheidung suchte er in der Einrichtung der Zuchthäuser, welche diesem Namen nicht recht entsprechen. Der auf einer niederen Stufe der Bildung stehende Mensch findet in sorgloser Ruhe, auch wenn sie mit gewissen Entbehrungen verbunden ist, einen hohen Genuß, und diesem opfert er gern jede Art der Selbstständigkeit auf.

Unter diesen Betrachtungen hatte Paul die Pforte des Gebäudes erreicht; er zog die Glocke und fragte den Thürhüter nach dem Vorsteher, zu welchem er von einem der unteren Beamten geführt wurde. Paul eröffnete ihm, daß er für Lasberg die landesherrliche Begnadigung bringe, zunächst aber den letzteren sehen und sprechen möchte, bevor er ihn mit dieser angenehmen Nachricht überrasche.

„Es thut mir eigentlich leid," erwiederte dee Vorsteher, „daß Sie mir diesen jungen Mann entführen wollen; er hat in der That segensreich in dieser Anstalt gewirkt durch allerlei belehrende Vorträge und Erweckung des religiösen Geistes. Auf diesen letzteren Punkt kommt es nach meinen Erfahrungen hauptsächlich an, und Lasberg verstand es, diesen rohen Menschen in's Gewissen zu reden und seine Worte über Religion immer an das praktische Leben anzuknüpfen, ohne sich in biblische Phrasen zu verlieren, bei denen sich der gemeine Mann eigentlich gar nichts denkt!"

„Sie erfreuen mich durch diese Mittheilungen sehr;" entgegnete Paul, „denn Sie bestätigen meine Vermuthungen

über die mit meinem Jugendfreunde vorgegangene Verwandlung. Hätten Sie die Güte, ihn rufen zu lassen?"

„Er hat sein besonderes Zimmer, und ich will Sie sogleich zu ihm führen!"

Nach wenigen Augenblicken stand Paul dem Freunde gegenüber, der ihn mit sprachloser Verwunderung anblickte, dann aber mit einem Ausrufe der Freude in die Arme sank. Was hatten sie sich nicht Alles zu sagen! Lasberg begann die Geschichte seiner Verirrungen nach strenger Wahrheit vorzutragen, und eine Zeit lang ließ ihn Paul gewähren; dann aber sagte er:

„Ich kenne die Untersuchungs-Akten genau; ich werde Dir später mittheilen, wie ich dazu gekommen bin. Wenn mich nicht Alles täuscht, so hat Dein früherer Ehrgeiz einer ruhigen Erkenntniß Platz gemacht, welche Dir den Abgrund zeigte, an dem Du standest. Seine Irrthümer klar einzusehen, ist immer rühmlich, und ich hoffe, daß Dein Lebensmuth frisch und kräftig ist, wie sonst. Und nun laß mich Dir sagen: unser Landesherr will Dir wohl und hat Dir den Rest der Strafe erlassen. Hier ist der Befehl!"

So viel Glück hatte Lasberg nicht erwartet. Er fiel dem Ueberbringer so froher Botschaft jubelnd um den Hals mit den Worten: „O, wie dank' ich Dir um meiner Mutter willen! Ich habe ihr damals, als die Untersuchung zu Ende war, geschrieben, ich ginge auf Reisen; denn die Wahrheit durfte ich ihr nicht sagen. Nun will ich aber vor sie treten,

ein wahrhaft Reuiger, und ihr sagen, daß ich in der Zeit meiner Buße nicht zurückgegangen bin und Kenntnisse gesammelt habe!"

„Und Cornelie?" fragte Paul. Ich habe dies liebenswürdige Mädchen kennen gelernt, sie weiß nur, daß Du eine Freiheitsstrafe erleidest, nicht aber, wo Du sie erduldet hast!"

Lasberg verlor alle Farbe aus dem Gesicht und erwiederte mit gedämpfter Stimme: „Ich habe ihrer unwürdig gehandelt und ihr entsagt! Wie könnte ich vor ihr erscheinen!?"

„Ich weiß nicht, wie das Fräulein in dieser Sache denkt; aber es scheint mir, daß sie viel Selbstständigkeit besitzt und — sehr viel Liebe zu Dir!"

„Sie ist die Tochter eines Edelmannes und ich bin — nichts mehr! Meine stolzen Entwürfe sind wie Blätter im Herbstwinde zerstoben und verflogen!"

„Ihr Vater lebt nicht mehr!"

„Was sagst Du?! Der Baron v. Seltiz ist todt?" —

„Er starb, nachdem er sein Vermögen verloren hatte!"

„Ha, dann tritt mir Cornelie wieder näher, und ich darf für sie arbeiten!"

„Das wird nicht nöthig sein; sie ist die Universalerbin ihrer reichen Tante geworden!"

„Grausames Geschick, auch diese Hoffnung nimmst Du mir!"

„Es ist nicht so grausam, als Du meinst! Vergiß

nicht, daß ein gütiger Fürst Dir die Freiheit geschenkt hat. Auch eine Geldsumme bring' ich Dir, die Entschädigung, welche der Litterat Bohne Dir für Dein Drama gewährt. Es wird künftig, wenn Du dies gestattest, unter Deinem Namen gegeben werden. Das Stück hat gefallen, und ich kann Dich nur ermuntern, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten!"

Lasberg wurde von dieser Nachricht sehr erfreut. Es liegt einmal in dem menschlichen Gemüthe der Keim des Stolzes auf die schöpferische Geisteskraft; denn diese ist es ja hauptsächlich, die das Leben bewegt und ihm eine tiefere Bedeutung giebt, die dem Menschen hinweghilft über die gemeinen Unebenheiten des Daseins und ihm Trost und Beruhigung eben so leicht gewährt, wie das Bewußtsein einer guten That. Aber auch des Vorsatzes, eine solche zu vollbringen, konnte Lasberg sich rühmen. Er gedachte in seiner Freude, die ihm so eben bereitet worden war, an den unglücklichen Anton und sagte zu Paul:

„Man macht in einem Zuchthause seltsame Erfahrungen und Bekanntschaften, und da ich mich um meine Leidensgefährten vielfach bemühte, so konnte es nicht fehlen, daß ich tiefe Blicke in das Leben Einzelner werfen durfte. Ich habe einen jungen hübschen Menschen hier kennen gelernt, welcher wegen angeblicher Brandstiftung zu langjähriger Strafe verurtheilt worden ist. Er heißt Anton Felner und ist meines Erachtens unschuldig und das Opfer der Hinterlist und Nie-

derträchtigkeit. Die Kabale hat, wie es mir scheint, ihre Fäden bis in dies Haus hineingesponnen, und es ist daher große Vorsicht nöthig. Morgen ist allgemeiner Gottesdienst im großen Betsaale; der Vorsteher wird Dir gern gestatten, dieser Andacht beizuwohnen, und ich kann Dir bei dieser Gelegenheit sehr wahrscheinlich den Anton zeigen, der mir seine Geschichte erzählt hat, die sehr abenteuerlich klingt und an Kaspar Hauser erinnert. Aber unsere Zeit kennt mehr dergleichen seltsame Begebenheiten, und ich habe wenig von der Natur jener Polizei-Beamten, welche in ihrer Ungläubigkeit in den meisten Unglücklichen der Art, die durch die Erzählung ihres außerordentlichen Geschickes unser Mitleid in Anspruch nehmen, nur gemeine Betrüger sehen!"

Nach dieser Einleitung erzählte Lasberg dem Freunde Alles, was er von Anton Felner wußte und verschwieg auch die Namen nicht, die ihm genannt worden waren.

Paul hörte mit sich allmählich steigernder Aufmerksamkeit eine Mittheilung, deren Gewicht ihn in die lebhafteste Aufregung versetzte; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß Anton Felner kein anderer sei, als der verloren gegebene Sohn des Freiherrn v. Bergen! Dafür schien allein schon der Umstand zu bürgen, daß der Geheimrath v. Roth ihm am Schlusse der Erzählung als Eigenthümer des Hauses, in welchem Anton gefangen gehalten worden war, genannt wurde. Paul sprang, als sein Berichterstatter ihm nichts weiter in dieser Angelegenheit eröffnen konnte, von seinem

Sitze auf und sagte, das Zimmer mit lebhaften Schritten messend:

„Hast Du mir in dieser wichtigen Sache Alles gesagt, was Dir bekannt geworden ist, Lasberg? Hat auch Deine Phantasie nicht etwas hinzugefügt, oder anders gemalt?“

„Wo denkst Du hin! Mir liegt auch etwas an der Enthüllung des Verbrechens, das diesen jungen Menschen ohne Zweifel hierher gebracht hat!“

„Nun, sei nicht böse über meine Frage; aber verschaffe mir Gelegenheit, den Anton zu sehen. Hab' ich ihn gesehen, dann kann ich Dir auch mit ziemlicher Gewißheit sagen, welcher Familie er eigentlich angehört. Doch nun packe Deine Habseligkeiten zusammen, damit wir sie abholen oder uns zuschicken lassen können; das letztere schlage ich vor. Noch Eins muß ich Dich aber fragen: kennt Dich hier in Eichenried irgend Jemand?“

„Nein, kein Mensch! Wir leben hier in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, und selbst der Geistliche, welcher hier zuweilen den Gottesdienst besorgt, weiß nichts von mir!“

„Das ist mir lieb! Du weißt, das Zuchthaus giebt denen, die ihre Strafe darin erduldeten, eine gewisse Anrüchigkeit. Wir machen einen Spaziergang und ich begleite Dich dann in unser Gasthaus, wo Du zunächst bleiben kannst, bis wir über das, was Du zu unternehmen hast, einigermaaßen im Reinen sind. Wir wollen übrigens den

Vorsteher fragen, ob er uns gestatten will, morgen dem Gottesdienste beizuwohnen!"

Lasberg war mit dem Zusammenpacken seiner Habseligkeiten bald zu Ende; er legte seine besten Kleider an und begab sich nebst Paul zu dem Vorsteher, welcher jene Bitte gern gewährte und Lasberg den Entlassungsschein behändigte. „Sie wissen, Herr Lasberg," redete er diesen höflich an, „wie ungern ich Sie entlasse, da Sie hier so viel Gutes gethan haben; aber ich wünsche Ihnen zu Ihrer Begnadigung Glück; denn ich bin überzeugt, daß Sie etwas Tüchtiges leisten werden! Morgen seh' ich Sie also nebst dem Herrn Assessor hier; Sie finden dann wohl Gelegenheit, denjenigen Ihrer früheren Leidensgefährten, denen Sie Unterricht ertheilt haben, Lebewohl zu sagen. Thun Sie dies, wenn ich bitten darf, unter entsprechenden Ermahnungen; es wird noch lange nachwirken!"

Nach diesen Worten reichte der Vorsteher dem Scheidenden die Hand, und die Freunde entfernten sich, nachdem Paul gebeten hatte, das auf Lasbergs Zimmer befindliche Packet der Bergräthin zu übersenden. —

Es dunkelte bereits, als Paul nebst seinem Begleiter das Wirthshaus betrat, worin der unbekannte ehemalige Züchtling mit aller Unbefangenheit aufgenommen wurde. Der letztere willigte auch nach einigem Zaudern darein, sich der Mutter seines Freundes andern Tages vorstellen zu lassen; er bat aber Paul, ihm den Abend Gesellschaft zu leisten und

auf diese Weise die Befreiung aus der Haft und Schmach feiern zu helfen. „Ich weiß," fuhr er fort, während ein tiefer Ernst seine Züge beherrschte, „Du hängst nicht an Vorurtheilen, denn sonst wärest Du nicht zu mir gekommen; aber sage mir, wie ich es anfange, mich wieder empor zu arbeiten!"

„Durch nützliche Thätigkeit!"

„Das ist leicht gesagt! Was soll ich unternehmen, wo anfangen?"

„Es wird, es muß sich etwas finden, daran kannst Du am wenigsten zweifeln. Du hast Talent für die dramatische Dichtkunst, schreibe ein Stück, wenn Du jetzt nichts anderes zu beginnen weißt!"

„Ich habe eben ein Drama beendet, das mir noch lange in allen Gliedern liegen wird! Nein, ich muß in einer anderen Weise thätig sein. Ich habe mich nicht ohne Erfolg mit den Naturwissenschaften beschäftigt; diese bieten mir vielleicht etwas dar!"

„Zerbrich Dir damit jetzt nicht den Kopf! Wir wollen zur Feier des heutigen Tages eine Flasche Wein trinken und ich werde Dir erzählen, für wen ich diesen Anton halte. Hast Du mich gehört, dann wirst Du begreifen, daß diese Angelegenheit auch für mich von Bedeutung ist!"

Lasberg versprach dem treuen Freunde, alle trüben Gedanken abweisen zu wollen, und vernahm dessen Eröffnungen

mit demselben Antheil, die ihm der angebliche Anton Felner eingeflößt hatte.

Erst am späten Abende betrat Paul seine Wohnung und freute sich, seine Mutter, die ihn mit Verwunderung über sein langes Ausbleiben empfing, noch wach zu finden. Sie war aber weit entfernt, ihrem Sohne zu zürnen, und hörte mit Befriedigung, daß er Lasberg in einer seinen Verhältnissen entsprechenden Gemüthsstimmung gefunden und im Gasthause einstweilen untergebracht habe. Was Paul sonst noch Wichtiges in Erfahrung gebracht hatte, verschwieg er einstweilen; er wollte den erst sehen, welchen er für den Sohn des Freiherrn hielt; aber wenn sich seine Vermuthung bestätigen würde, augenblicklich den Vater des Wiedergefundenen von der gemachten Entdeckung benachrichtigen. Er brachte, von so bedeutenden Erlebnissen bewegt, eine sehr unruhige Nacht in dem Zimmer zu, worin er in seinen jungen Jahren so oft des goldenen Schlafes genossen hatte, und begrüßte anderen Morgens mit freudiger Zuversicht das helle Sonnenlicht, das durch die bunten Gardienen der Fenster strahlte. Nicht ohne Unruhe nahm er an der Seite seiner Mutter und der geschäftigen Anna das Frühstück ein und bald darauf beurlaubte er sich mit dem Bemerken, daß Geschäfte von der größten Wichtigkeit ihn nöthigten, das Haus auf kurze Zeit zu verlassen.

„Wichtige Geschäfte?“ fragte lächelnd die Bergräthin.

„Sie beziehen sich doch nicht etwa auf den Klosterschatz, mein Sohn?“

„Nein, liebe Mutter, aber allerdings auf einen Schatz, den ich für unseren Vetter, den Freiherrn v. Bergen, zu heben hoffe. In einigen Stunden spätestens bin ich wieder hier und werde Dir umständlich Alles erzählen!“

„Nun, so möge Gott mit Dir sein,“ erwiederte die Hausfrau und entließ den Sohn, welcher von Lasberg erwartet und nach dem Zuchthause begleitet wurde, wo man die Vorbereitung zu dem Gottesdienste bereits beendet hatte. Der Vorsteher empfing die beiden Gäste im Eingange des großen Betsaales, und überließ es mit großer Zuvorkommenheit Lasberg, für seinen Freund und sich selbst einen passenden Platz zu wählen. Dieser war bald gefunden; aber es bedurfte einiger Zeit, ehe Lasberg seinen Schützling, welcher an einem nicht sehr in die Augen fallenden Orte stand, herausfinden und, ohne Aufsehen damit zu erregen, seinem Begleiter bezeichnen konnte. Paul hatte nun für nichts mehr Auge, als den jungen Züchtling, und als dieser ihm bei einer veränderten Stellung das Gesicht ganz zuwendete, erkannte er sogleich die große Aehnlichkeit mit Dora, namentlich in den Augen und der Bildung der Stirn. Nur mit getheilter Aufmerksamkeit hörte er nun die Rede des Geistlichen; seine Gedanken suchten den Vater des Wiedergefundenen auf und schufen Pläne zur schleunigen Befreiung desselben. Als er sich endlich mit Lasberg wieder allein sah

und ihm sagte, daß er diesen angeblichen Anton Felner für Max v. Bergen halte, daß er daher sogleich Schritte zur Entlassung desselben aus dem Zuchthause thun wolle, rieth Lasberg zur Vorsicht und warf die Vermuthung hin, daß der Vorsteher vielleicht selbst mit in dem Complotte gegen den Freiherrn sein könne.

„Leider," erwiederte Paul, „sind wir dahin gekommen, auch gegen die Beamten kein unbedingtes Vertrauen mehr zu haben! Es wäre aber auch möglich, daß der Vorsteher durch irgend eine List gegen den armen Gefangenen eingenommen worden wäre; ich gebe Dir daher Recht und werde sogleich an seinen Vater schreiben. Dieser kann nach meiner Meinung nichts Besseres thun, als durch einen Befehl des Regenten das Gefängniß öffnen zu lassen. Oder, was meinst Du, Lasberg, wenn Du, der die wichtige Entdeckung gemacht hat, dem Freiherrn die unschätzbare Nachricht überbrächtest, daß sein Sohn noch lebt? Keiner als Du kann den Vater besser überzeugen, daß dieser Sohn in den Umgebungen des Lasters schuldlos geblieben ist. Diese Botschaft kann Dir auch sonst von Nutzen sein; der Freiherr ist ein angesehener Mann und wird viel dazu beitragen können, Deiner Thätigkeit ein neues Feld zu eröffnen!"

„Ich nehme diese Sendung an; die mir von Dir zugestellte Geldsumme setzt mich in den Stand, sogleich nach der Hauptstadt abzureisen, wo ich hoffentlich den Freiherrn noch finden werde. Auch will ich bei dieser Gelegenheit meine

Mutter aufsuchen, und so bald wie möglich hierher zurückkehren!"

Die Freunde waren an der Wohnung der Bergräthin angelangt, und Lasberg gab der Aufforderung Pauls nach, sich der Mutter des letzteren vorstellen zu lassen. Diese wurde durch die Persönlichkeit und das gewandte Wesen Lasbergs auf angenehme Weise aus dem Irrthume gerissen, in welchen sie die Annahme versetzt hatte, daß ein dem Strafgesetz verfallener Mensch gleichsam das Kainszeichen an der Stirn tragen müsse. Sie vermied in taktvoller Weise Alles, was den ehemaligen Züchtling an die Zeit der Schmach hätte erinnern können, und freute sich der Unterhaltung, die er mit Leichtigkeit führte und durch eingestreute Bemerkungen zu würzen verstand. Kaum war aber auf diese Weise eine Stunde verstrichen, als er sich verabschiedete und den Brief an den Freiherrn in Empfang nahm, den Paul unterdessen geschrieben hatte.

Der letztere ertheilte dem Freunde noch einige Aufträge und unterrichtete nun seine Mutter von den wichtigen Dingen, deren Kenntniß er hauptsächlich dem Scheidenden verdankte. Seine Pflegeschwester Anna hing bei seiner Erzählung mit Erstaunen an den Lippen des Erzählers.

„Du siehst mich mit Zeichen des Schreckens an, liebe Anna," sagte Paul, als er mit seinem Berichte zu Ende gekommen war. „Und doch hast Du armes Kind auch schlimme Dinge erlebt!"

„Ja," erwiederte Anna seufzend, „ich habe meinen Vater unter den Händen der Mörder gesehen; aber diese Begebenheit liegt so sehr in undeutlichen Umrissen in der Vergangenheit, daß mir fast so ist, als hätte ich sie nur einmal erzählen gehört! Es geht mir hier so wohl, und ich habe ganz verlernt, an die Bosheit der Menschen zu glauben! Muß denn die Sünde sein, und warum läßt Gott so schreckliche Thaten zu?"

„Mein gutes Kind," erwiederte die Bergräthin, „diese Frage ist schwer zu beantworten; denn wer ermißt die weisen Absichten der Vorsehung! Aber wie uns der Schatten erst das Licht recht erkennbar macht, so messen wir den Werth der Tugend erst an der Bedeutung der Sünde. Der Fehlende soll an sich selbst erkennen, daß er gesündigt hat, und der innere Richter, unser Gewissen, mahnt uns immer, was wir unterlassen sollen; dies könnte nicht geschehen, wenn wir das Böse nicht kennen gelernt hätten, und ein reines Leben ohne Fehl führt doch auch der beste Mensch nicht. Unser Leben ist eine Pilgerfahrt, und ihre Beschwerden dürfen uns nicht entmuthigen!"

„Hänge nicht zu oft so ernsten Gedanken nach," sagte Paul freundlich; „folge mehr Deinem natürlichen Gefühl und sei heiter und wohlgemuth. Auch mit den Fröhlichen ist Gott!"

„O, ich kann sehr fröhlich und lustig sein, wie ein Vogel im Busche!"

„Singst Du auch, Anna?"

„Ach, nein! Ich bin nur ein Spatz, keine Nachtigall!"

„Behüte, wer wollte sich den Spatzen vergleichen! Weit lieber möchte ich Deine behende Gestalt eine zierliche Bachstelze nennen! Was meinst Du, wollen wir unsern Bach an der Waldwiese einmal aufsuchen und dann den Kreuzgang ansehen?"

Anna sprang vergnügt fort, ihren Hut zu holen, und bald darauf ging sie mit ihrem Freunde über die frische Wiese und pflückte sich einen Strauß duftiger Blumen. Paul erzählte ihr von der Hauptstadt, von Bergerode, dem schönen Landsitze des Freiherrn, dessen Namen ihr in ihrem fernen Dörfchen oft genannt worden war. „Es mag recht schön sein," sagte Anna zutraulich, „über ein so großes Besitzthum zu gebieten; aber schöner ist es doch noch, in der stillen Wohnung der Mutter, wo wir so friedlich neben einander leben und unsere Arbeit thun. Und wenn der Sonntag kommt, dann ist Alles so festlich! Wir gehen in die Klosterkapelle; der Gesang der Gemeinde hallt im Kreuzgange wieder, und die Gestalten der geharnischten Ritter nicken mir ordentlich zu, als wollten sie mir sagen, daß sie sich auch gedemüthigt haben vor Gott und sich freuen, daß ich in dem von ihnen gegründeten Kirchlein bete! Dann gehe ich so glücklich nach Haus und denke an die Vergangenheit, an die Gräber meiner Eltern, den guten Pfarrer Walter, und wie ich so unerwartet hierher gekommen bin! Wer einmal, denk'

ich mir immer, eine Zeitlang so recht innerlich froh und zufrieden gewesen ist, der kann niemals wieder unglücklich werden!"

„Gewiß nicht, gute Anna! Denn das reinste Glück des Menschen wohnt ja in seinem innersten Gemüthe und ist ganz unabhängig von Glanz und Reichthum. Was aus den Erdengütern werden kann, das bezeugen diese Trümmer des einst so mächtigen Klosters! Wir stehen ja hier an der Pforte des Kreuzganges; sieh, dort schlingt sich schon der Epheu an einer Säule empor und verkündigt den Verfall menschlicher Werke!"

Paul schritt durch die Pforte und suchte die Stelle auf, wo nach der von ihm aufgefundenen Urkunde, deren Inhalt er auswendig wußte, der Eingang zur Schatzkammer sich unter dem mit Steinplatten belegten Boden befinden sollte. Diese Platten waren noch wohl erhalten, sie verriethen nicht, daß eine nachsuchende Hand sie zu beseitigen unternommen hätte, und Paul überlegte, daß diese Seite des viereckigten Kreuzganges leicht abgesperrt und dem Besuche der Ortseinwohner entzogen werden könne. Letzteres aber erkannte er für nöthig, um, von fremder Neugierde unbelästigt, die Nachsuchung zu beginnen. Als er in das elterliche Haus zurückgekehrt war, ließ er einen alten, aber als rechtschaffen sehr bewährten Maurermeister rufen, und unterrichtete ihn im Allgemeinen von dem bevorstehenden Unternehmen, ohne gerade zu sagen, daß nach einem Schatze gesucht werden solle.

Auch der Ortsvorstand wurde benachrichtigt, daß eine Nachsuchung vorgenommen werden solle, und ihm die landesherrliche Genehmigung mit dem Bedeuten vorgezeigt, man wünsche jedes Aufsehen zu vermeiden. Zum größten Erstaunen der Bewohner Eichenrieds wurde bereits anderen Tages der von Paul bezeichnete Theil des Kreuzganges mit einem Bretterverschlage umgeben, worauf der Maurer und sein Sohn in Pauls Gegenwart die Arbeit begannen. Vorsichtig hob man eine Anzahl von Steinplatten aus dem Boden und gelangte nach Entfernung einer darunter liegenden größeren Platte auf eine schmale, in die Tiefe führende Treppe von wenigen Stufen, welche unser Freund mit unruhig pochendem Herzen betrat.

5.

Eine halbe Stunde von Eichenried befand sich am Eingange eines Dorfes eine Fabrik, worin Metall- und Blech-Waaren verschiedener Art verfertigt wurden. Die Zahl der hier beschäftigten Arbeiter war bedeutend, die Waare stand im besten Ruf; dennoch aber herrschte seit einiger Zeit der Geist des Mißmuthes und der Unzufriedenheit in der Anstalt. Die Arbeiter verlangten eine Erhöhung ihres Lohnes, der Fabrikherr dagegen wartete auf eine günstige Gelegenheit, den Lohn herabzusetzen. Wenn dieser ausgezahlt worden war,

und dies geschah an jedem Sonnabend, begaben sich die meisten Arbeiter nach einem hart am Walde gelegenen Wirthshause, wo über Fabrikangelegenheiten gesprochen, und auch ein Theil des sauer erworbenen Wochengeldes leichtsinnig verschwendet wurde.

An demselben Tage, wo Werkmann die Nachsuchung am Kreuzgange leitete, hatten sich die genannten Besucher jener Kneipe, die nach ihrem Schilde „zum rothen Hahn" genannt wurde, sehr zahlreich eingefunden, und an ihren lebhaften Gesprächen und der Hast, womit Einzelne die Getränke in die durstige Kehle gossen, konnte man die Aufregung wahrnehmen, welche unter den Gästen herrschte. Eine kurze Stille trat jedoch ein, als ein Mann unter ihnen erschien, der die meisten jubelnd mit den Worten begrüßten: „Willkommen, schwarzer Heinrich!"

Heinrich Felner schüttelte mit unheimlichem Lächeln vielen Bekannten die Hand. Zwei angebliche Vettern von ihm arbeiteten in der Fabrik, denn er hatte ihnen gesagt, seine und ihre Mütter seien Geschwisterkinder gewesen. Der Bauer und der Arbeiter nehmen es mit dem Stammbaume nicht so genau, wenn es sich nicht etwa um eine Erbschaft handelt.

„Ihr waret ja lange nicht hier, Heinrich," sagte ein großer bärtiger Mann, „und Ihr kommt heute gerade recht!"

„Was ist denn los!? Es ist ja Montag, und Ihr spektakelt, als wäre der wilde Jäger unter Euch!"

„Ja, er war auch unter uns! Der Teufel ist in den Kommerzienrath gefahren, er hat uns heute angekündigt, er müsse unsern Lohn kürzen, oder uns entlassen, denkt Euch, Alle entlassen!“

„Er sieht wohl seine Fabrik wie eine Zwangsanstalt an!?“

„Freilich, darum sind wir auch abgezogen, und wollen nicht eher zurück, bis er uns Zulage giebt!“

„Wenn nur das vermaledeite Zuchthaus nicht wäre! Wenn Ihr Rebellion anfangt, da könnt Ihr leicht hineinkommen. Es sitzen so schon genug Unschuldige drin!“

„Das ist wahr!“ riefen einige Stimmen.

„Es ist ein Teufels-Nest, und wir sollten es ausnehmen und die armen Jungen befreien, die da sitzen, da wären wir es auch für immer los!“ sagte ein Anderer.

Dieser Vorschlag gefiel den Versammelten, unter denen die Vernunft kein Gehör mehr finden konnte, und Heinrich Felner, der sehnlich auf den Moment blinder Aufregung gewartet hatte, schürte die Flamme durch aufreizende Reden immer mehr an. „Ich habe Euch schon von meinem Verwandten Anton Felner erzählt,“ fuhr er fort, „der sitzt auch unschuldig in dem Loche und kann nicht heraus!“

„Da ist er ja aus unserer Familie!“ rief einer jener Vettern. „Den wollen wir holen!“

„Drauf und dran!“ brüllte ein bereits Trunkener dazwischen. „Der Anton soll leben!“

„Hoch!!" schrie die ganze Gesellschaft. Heinrich Felner aber, welcher besorgte, daß sein Plan in dem Toben dieses Tumultes zu Grunde gehen könnte, gebot mit lauter Stimme Ruhe und sagte, wenn sie eine so edle That ausführen wollten, so dürfte sie nicht zuvor durch lautes Geschrei verrathen werden.

„Das ist wahr!" sagte der Bärtige. „Wir müssen behutsam sein! Die Obrigkeit, von der so viel geschwatzt wird, hilft uns nicht zu unserem Rechte; nun, da wollen wir doch den Herren einmal zeigen, daß wir nicht mit uns spaßen lassen!"

Diese hochfahrende Meinung fand übermäßigen Beifall in der aus mehr als sechszig Arbeitern bestehenden Versammlung. Einige der Entschlossensten traten mit Heinrich Felner in ein neben dem Saale gelegenes Zimmer, wo die Art und Weise, wie der Angriff auf das Zuchthaus unternommen werden sollte, besprochen wurde. In der einen Abtheilung des Hofes der Strafanstalt befanden sich zur Bewältigung etwaiger Feuersgefahr eine Spritze und Leitern. Mit Hülfe einiger Stangen wollte man die äußere Umfassungsmauer überklettern, dann mittelst der Leitern sich den Eingang in den Hof und in das Hauptgebäude selbst verschaffen! Felner rieb sich vergnügt die Hände; er wußte, daß er auf die geheime Mithülfe des Aufsehers Schmidt, welcher Anton einst in Lasbergs Zimmer getroffen hatte, rechnen durfte, und er sah daher dem guten Erfolge des Unternehmens entgegen,

jederzeit bereit zur Flucht, wenn es mißlingen sollte. Er verstand, das Feuer der Aufregung in den Gemüthern der Arbeiter zu erhalten, und wo es erlöschen zu wollen schien, half er mit einigen Gläsern Branntwein nach. Auf seinen Vorschlag brach die Menge erst nach Mitternacht auf, um den Frevel, dessen Bedeutung und Folgen von den einzelnen Theilnehmern nicht berechnet wurden, ungesäumt auszuführen.

Die Nacht war sehr stürmisch, und diesem Umstande mußte es wohl hauptsächlich zugeschrieben werden, daß die Personen, welche im Zuchthause die Wache hatten, das Geräusch nicht vernahmen, welches die über die Mauer kletternden Arbeiter, deren erste Versuche, dies Bollwerk zu besiegen, nicht recht gelingen wollten, in ihrem wüthenden Eifer verursachten. Endlich aber war man im Hofe der Anstalt, die Leitern wurden herbeigeschafft und dicht bei einem mit eisernen Stangen nicht verwahrten Flur-Fenster angelegt. Heinrich Felner, dessen Gesicht mit schwarzer Farbe unkenntlich gemacht worden war, stieg diese Leiter hinan, drückte mittelst eines bereit gehaltenen großen Klebepflasters eine Fensterscheibe geräuschlos ein, öffnete das Fenster und stieg in den Flur hinab, in dessen Bereiche der Saal lag, worin Anton schlief. Nach und nach folgten mehre der kühnsten Begleiter ihres Anführers, und als diesem jetzt einer der Aufseher, der die Wache hatte, erschrocken entgegentrat, wurde er bei der Kehle gepackt und genöthigt, zu schweigen und den erwähnten Saal zu öffnen. Hierin entstand

sogleich eine große Unruhe; die Züchtlinge verließen ihr Lager und zogen ihre Kleider an, und unter ihnen befand sich auch Anton, welchem der durch sein geschwärztes Gesicht unkenntlich gewordene Felner einen langen Mantel und einen Hut zuwarf, indem er ihm zurief, ihm zu folgen. Der junge Mensch erkannte jedoch an der Stimme seinen alten Feind; er war gar nicht gesonnen, sich diesem zu überlassen, eben so wenig aber vermochte er, den Lockungen der Freiheit zu widerstehen. In dem Augenblicke, wo sein unermüdlicher Verfolger ihm die Hand reichte, um ihn nach dem offenen Fenster hinzuziehen, hatte aber jener Aufseher sich loszumachen gewußt und die Lärmglocke gezogen, auf deren lauten Ruf eine Anzahl der unteren Beamten der Anstalt herbeieilte. Mittlerweile hatte sich jedoch auch ein beträchtlicher Haufe von Fabrikarbeitern, welche fast alle mit Knitteln, oder rohen Werkzeugen, die der Zufall ihnen in die Hände führte, bewaffnet waren, im Flur eingefunden und es entstand nun ein hartnäckiger Kampf, dessen Ende nicht abzusehen war, dessen heftig entbrennende Wuth aber dem zum Fenster gedrängten Anton so viel Zeit gewährte, im Rücken der streitenden Arbeiter einen kühnen Streich auszuführen. Seine Körperkraft hatte in den letzten Jahren bedeutend zugenommen; mit einem gewichtigen Faustschlage schmetterte er den zudringlichen Felner zu Boden und stieg die eben frei gewordene Leiter nach dem Hofe hinab, wo ihn die hier zurückgebliebenen unbekannten Freunde nicht nur jubelnd em-

pfingen, sondern auch seine Flucht dadurch bereitwillig unterstützten, daß sie ihm beim Ueberklettern der Mauer wesentliche Dienste leisteten. Nach einer kurzen Anstrengung befand er sich im Freien und eilte, ohne Kenntniß der Gegend und der Wege, dem nahen Walde zu, dessen Ende seine behenden Füße mit Anbruch des Tages erreichten.

Das Licht des jungen Morgens belebte ihn, und er ruhte unter einem Baume aus, seine Lage überdenkend. Er sah mit Unwillen auf seine Sträflingskleidung, welche der ihm aufgedrungene Mantel nur unvollkommen verbarg; aber die Vorsicht, welche Felner bei der Vorbereitung zur Flucht angewendet hatte, kam dem Flüchtlinge zu Statten. In den beiden großen Taschen, deren Schwere ihm schon längst aufgefallen war, fand er einen leichten Kittel von gestreiftem baumwollenen Stoffe und eben solche Beinkleider; ja die eine Tasche der letzteren enthielt sogar eine kleine Geldsumme, hinreichend genug, um ihn in den ersten Tagen gegen die äußerste Noth zu schützen. Er verbarg die Züchtlings-Jacke in einem hohlen Baume, zog die Beinkleider über die, welche er trug und ging nun, einem Handwerksburschen ähnlich, rüstig fürbaß, um, wie er sich in den letzten Momenten der Ueberlegung vorgesetzt hatte, seinen Beschützer Lasberg aufzusuchen. Er hatte von der Begnadigung desselben gehört und hoffte in seinem kindlichen Vertrauen, diesen Freund zu finden. Die polizeilichen Maaßregeln waren seit der Regierung des jungen Herzogs in ihrer Strenge sehr gemildert worden,

und unangefochten ging Anton der Landstraße zu, wo er unbeachtet vorwärts schritt.

Während der Flucht des glücklich Entkommenen herrschten in der Strafanstalt zu Eichenried noch eine halbe Stunde lang Kampf und Verwirrung, die von einigen Züchtlingen zur Flucht durch das Flurfenster benutzt wurde. Ihnen folgten sehr bald mehre zur Besinnung gekommene Arbeiter, unbekümmert um ihre Kameraden, welche im Handgemenge mit den Beamten, denen ein Theil der Gefangenen sogar kräftigen Beistand leistete, allmählich unterlagen und sammt dem noch immer halb besinnungslosen Anstifter der Unternehmung festgenommen wurden. Die Nemesis hatte aber unverkennbar gewaltet. Felners Plan, so gut er im Sinne der Selbstsucht angelegt war, scheiterte am unverhofften Widerstande dessen, der befreit werden sollte, und der Aufseher Schmidt, den Felner durch Bestechung und Verheißung großen Lohnes für sich zu gewinnen gewußt hatte, erhielt nicht allein in dem Kampfe eine sehr schwere Verletzung, sondern gerieth auch im Laufe der Untersuchung in den Verdacht der Begünstigung des Ueberfalles, so daß er aus der Anstalt entfernt und streng beobachtet wurde.

Die Bewohner Eichenrieds erhielten von dem so eben erzählten Ereignisse erst dann Kunde, als die Ruhe und Sicherheit der Anstalt wieder hergestellt waren; aber ihre Aufmerksamkeit wendete sich doch weit entschiedener dem geheimen Treiben Pauls zu, den wir wieder aufsuchen. Die

Neugierde hatte wahrgenommen, daß er sich mit dem Maurermeister Altmann und dem Sohne desselben in den Bretterverschlag des Kreuzganges begeben hatte, und obgleich Männer in der Nähe des Verschlages zur Abwehr der Zudringlichen aufgestellt worden waren, so hörten doch einige das von der Spitzhacke uud dem Brecheisen verursachte Geräusch und knüpften daran allerhand Vermuthungen. Paul war sehr erfreut, daß er den Eingang in die Schatzkammer so bald fand. Er stieg die kleine Treppe hinab und stand nun vor einer eisernen, mit einem mächtigen Schlosse verwahrten Thür, die aber vom Roste sehr zerstört war, so daß der Versuch, die eiserne Kramme mittelst des gewichtigen Hammers zu beseitigen, schnell gelang. Die Thür öffnete sich schwer knarrend in den halb zerbröckelten Angeln, und Paul trat in das kleine von Quadern gebildete Gemach, indem er es mit einer hellbrennenden dicken Wachskerze beleuchtete. Es war keineswegs leer. In verschiedenen Kisten von Eichenholz, die sich gut erhalten hatten, lagen schwere goldene Trinkgefäße, eins derselben war mit kostbaren Edelsteinen besetzt; ferner mehre Kreuze aus Gold und großen Diamanten bestehend, und andere werthvolle Gegenstände. Daneben standen große silberne Leuchter und Ampeln, ein metallener Kasten, welcher bis zum Rande mit alten Goldmünzen gefüllt war, und eine nicht unbedeutende Anzahl von Silberbarren. Von diesem reichen Schatze nahm Paul im Namen des Herzogs Besitz und rief den Meister Altmann

und dessen Sohn herbei, als diese an der kleinen Pforte stehen blieben und nicht näher zu treten wagten. Mit Staunen betrachteten sie die glänzenden Reichthümer und leisteten, als sie sich satt gesehen hatten, das Versprechen, über diesen Fund nicht zu reden. Paul sagte beiden Männern eine Belohnung zu, und diese gewährte ihnen der Herzog später in der freigebigsten Weise.

Der Abend war unterdessen herbeigekommen, und es wurde beschlossen, die sämmtlichen Kostbarkeiten, von denen Paul sogleich ein Verzeichniß verfertigte, in das Haus der Bergräthin zu schaffen, was um so leichter auszuführen war, da dasselbe ganz in der Nähe des Klosters lag. Stück für Stück wurde nun in Sicherheit gebracht, und als die Dame sich überzeugte, daß die Hoffnungen ihres Sohnes sich erfüllt hatten, empfand sie beinahe Schrecken; denn sie fürchtete, daß diese Reichthümer ihm Sorge und Noth bereiten würden. Paul ließ den Schatz in ein sicheres Kellergewölbe bringen, und begab sich dann wieder nach der ausgeleerten Schatzkammer. Die beiden Maurer verstanden sie so gut wieder zu verschließen, daß keine Spuren ihrer Thätigkeit zurückblieben. Nun erst überließ er sich an der Seite seiner Mutter der Freude über das Gelingen einer Unternehmung, die so sehr an das Gebiet des Mährchenhaften streifte, und setzte sich hierauf an den Schreibtisch, um dem Herzoge einen ausführlichen Bericht zu machen, welcher noch am späten Abende der Post übergeben wurde.

Die Bergräthin freute sich der Thätigkeit ihres Sohnes und des Umstandes, daß es ihm gelungen war, durch den unerwartet gewonnenen Reichthum den landesväterlichen Absichten des Herzogs zu Hülfe zu kommen. „Ihm gehört ja," fuhr sie fort, „dieser Schatz von Rechts wegen, und durch eine edelmüthige Anwendung kommt das dem Lande wieder zu, was ihm zu den Zeiten des Klosters entzogen worden war; denn nicht bloß Deine Vorfahren haben dazu beigetragen, das Kloster zu bereichern, das nun eine Ruine ist. Hättest Du den Schatz für Dich gefunden, ich würde mich kaum darüber freuen können; mit dem Reichthume ziehen die Sorgen in jedes Haus! Genügsamkeit ist goldeswerth!"

„Gewiß, liebe Mutter; aber darum wollen wir doch eine etwaige Vermehrung unseres Besitzthums nicht von der Hand weisen!"

„Nein, mein Sohn! Rechne aber auf keine zu große Belohnung! Jedenfalls wirst Du dem Herzoge eine angenehme Ueberraschung bereiten, ihm eine Freude machen, und schon dafür mußt Du dem Geschicke dankbar sein. Nun aber, denk' ich, suchen wir die Ruhe!"

Die Bergräthin zog sich in ihr Schlafzimmer zurück; Paul aber konnte noch lange Zeit den Schlaf nicht finden, und erst in später Nacht suchte er das Bett. Als er das Fenster, welches nach der Richtung, wo die Strafanstalt lag, hinschaute, schließen wollte, schallte ein auffallendes, dumpfes Geschrei zu ihm herüber; da es aber nach eini-

gen Minuten verstummte, schloß er das Fenster, und sein Geist war bald mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt.

Andern Morgens drang jedoch die Kunde des von den Fabrikarbeitern auf die Strafanstalt unternommenen Angriffs in das Werkmannsche Haus. Paul wurde von großer Besorgniß ergriffen; denn er gedachte sogleich des jungen Gefangenen, dessen Befreiung ihm so sehr am Herzen lag.

„Eile doch sogleich nach der Anstalt," hob die Bergräthin an. „Ich muß Dir überhaupt sagen, daß ich sehr in Angst bin wegen dieses armen Max! Allgütiger Gott, — der Sohn eines reichen und angesehenen Edelmannes sitzt im Zuchthause! Wenn der junge Mensch unter so vielen verworfenen Menschen nicht verdorben worden ist, so ruht der Segen Gottes sichtlich auf ihm!"

Paul schickte sich seufzend an, nach der Anstalt zu gehen; ihm fiel das Geschrei wieder ein, das er in der Nacht vernommen hatte, und er machte sich Vorwürfe, daß er nicht sogleich nach dieser Wahrnehmung an Ort und Stelle gegangen war; er hätte ja vielleicht nützlich sein können. Mit eiligen Schritten näherte er sich dem in tiefer Ruhe liegenden Gebäude und fand den Vorsteher, den er sofort aufsuchte, in großer Thätigkeit, weil derselbe die gefangen gehaltenen Arbeiter und die Zeugen des Vorfalles vorläufig verhörte. Als Paul in das Zimmer trat, wurde eben Heinrich Felner vernommen, dessen braun und blau gefärbtes

und verschwollenes Gesicht von dem kraftvollen Schlage, der ihn niedergeschmettert hatte, Kunde gab.

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Herr Assessor," sagte der Vorsteher, „denn Sie sind ein Rechtsverständiger und können uns hier einen großen Dienst leisten!"

Paul bat dagegen um eine kurze Unterredung unter vier Augen und fragte, als sie ihm gewährt worden war, nach Anton Felner. Der Vorsteher sah ihn überrascht an und erwiederte: „Also auch Sie interessiren sich für diesen Menschen, der mir dagegen von anderer Seite als ein höchst gefährliches Subjekt geschildert worden ist! Ihr Freund Lasberg war gleichfalls für diesen Anton eingenommen!"

„Wenn Lasberg ihm seine Neigung zugewendet hatte," erwiederte Paul, „so hat dies nach meiner Ansicht mehr Gewicht, als jene von gewisser Seite gekommenen Behauptungen, die ohne allen Zweifel aus der Luft ergriffen worden sind. Sie werden der Gerechtigkeit einen Dienst leisten, wenn Sie den jungen Mann in Ihre Obhut nehmen!"

„Verzeihen Sie, wenn ich ihn dagegen für einen Schwindler halte. Doch es kann zunächst auf unsere Meinungen gar nichts ankommen; denn dieser Anton Felner ist in der verwichenen Nacht nebst anderen Züchtlingen entflohen!"

Paul vernahm diese Nachricht mit wahrem Kummer, und sogleich faßte er den Entschluß, mit dem Ortsrichter, welcher ohnehin zur Untersuchung der Sache verpflichtet war,

in Verbindung zu treten und ihm bei dem Versuche zur Aufklärung der Sache hülfreich zur Seite zu stehen. Er eröffnete dies dem Vorsteher und bat ihn, das Verhör einzustellen und durch voreilige Thätigkeit der des Inquirenten nicht zu schaden. Der Vorsteher sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein und ließ die Gefangenen in abgesonderte Zimmer abführen. Der alte Justizrath erschien sehr bald in Begleitung des Actuarius und besprach sich lange Zeit mit Paul, welcher sehr geneigt war, die ganze gegen das Zuchthaus gerichtete Unternehmung der Arbeiter in Beziehung zu Max zu setzen. Der Richter empfing in dieser Hinsicht einige Winke, und entfaltete trotz seiner hohen Jahre eine unermüdliche Thätigkeit. Heinrich Felner beobachtete anfangs ein hartnäckiges Schweigen; denn er war mit sich selbst uneins, was er sagen sollte, da er voraussetzen durfte, daß die von ihm verleiteten Fabrikarbeiter auf ihn allein alle Schuld wälzen würden. Und so kam es in der That. Es mußte sich daher dem Inquirenten die Frage aufdringen, welche Beweggründe Felner gehabt habe, die ganze Unternehmung zu wagen, deren Verlauf dem Leser bekannt ist. Der Justizrath überließ den verstockten Sünder einstweilen sich selbst und war bemüht, Beweise der ihm von Paul mitgetheilten Thatsachen zu sammeln. Unerwartet wurde er in dieser Bemühung unterstützt. Gertrud, die Frau Heinrich Felners, fand sich nämlich eines Tages bei dem Actuarius des Gerichtes ein, um für ihren Mann zu bitten, und als sie zum Richter geführt wurde,

bekannte sie diesem offen, sie habe sich lange vergebens bemüht, ihren Gatten zu überzeugen, daß er mehr wie irgend ein Mensch nöthig habe, Buße zu thun, und von den bösen Thaten sich fern zu halten, die er unter dem Einflusse eines mächtigen Mannes vollbringe. Sie nannte als solchen Herrn v. Roth, aber der Justizrath wollte, bevor er sich gegen letzteren wendete, sich mit seinem jüngeren Collegen Paul besprechen, und er begnügte sich daher einstweilen, Gertrud dringend zu ermahnen, jene angeblichen bösen Thaten ihm zu erzählen, wenn sie mit sich selbst zu Rathe gegangen und gewiß sei, daß sie Wahrheit berichte.

Paul wurde jedoch auf die angenehmste Weise verhindert, dem sorgenvollen Beamten mit seiner Kenntniß der Verhältnisse beizustehen; denn als er eben im Begriff war, der Einladung des Justizraths Folge zu leisten, meldete man ihm einen Fremden, und dieser trat wenige Augenblicke später in das Zimmer unseres Freundes. Es war kein anderer als der junge Herzog.

„Sie haben mich vermuthlich hier nicht erwartet, lieber Werkmann," begann letzterer heiter. „Zunächst aber muß ich Ihnen sagen, daß ich im strengsten Incognito hier bin, mich begleitet nur mein Kammerdiener. Ich will die Zustände des Landes genau kennen lernen, und werde daher öfter solche Reisen machen!"

„Zu diesem Vorsatze, der sehr wichtige Folgen haben wird, kann ich nur Glück wünschen, Hoheit!"

„Lassen Sie die Hoheit, Freund, und nennen Sie mich Baron Prüfer, das wird zu meinem Geschäft passen. Und nun nehmen Sie meinen Dank für Ihre Thätigkeit, der ich gerade in der Zeit der Bedrängniß eine so bedeutende Hülfe verdanke! Zeigen Sie mir den Schatz, ich hoffe, es hat ihn kein böser Kobold wieder verschwinden lassen!“

Bei diesen Worten trat die Bergräthin in das Zimmer und sich vor dem Fremden, welcher in seinem Wesen etwas Gebietendes hatte, höflich verneigend, sagte sie: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich wußte nicht, daß mein Sohn Besuch hatte! — Lieber Paul, der Justizrath hat nochmals geschickt, er möchte Dich gern sprechen; doch wird die Sache wohl nicht so eilig sein!“

„Stellen Sie mich Ihrer Mama doch vor!“ sagte der Herzog freundlich.

„Liebe Mutter, der Herr Baron v. Prüfer!“

„Ein alter und aufrichtiger Freund,“ fuhr der Herzog munter fort, „der sich herzlich freut, die Frau Bergräthin kennen zu lernen!“

„Ich hoffe,“ erwiederte die letztere, „der Herr Baron werden das Wenige, was wir Ihnen gastlich bieten können, nicht verschmähen!“

Nach einer tiefen Verbeugung entferte sich die Hausfrau wieder, um dem Justizrath sagen zu lassen, ihr Sohn habe Besuch erhalten und könne jetzt nicht abkommen. Der Herzog folgte unterdessen seinem Begleiter in das Gewölbe,

worin der Klosterschatz aufbewahrt wurde, und überzeugte sich sehr bald von der Bedeutung desselben, indem er jedes einzelne Stück scharf in's Auge faßte. Nachdem er einen der goldenen Becher genau betrachtet, sagte er:

„Sehen Sie, hier besagt die kurze lateinische Inschrift, daß Ihr Ahn, Konrad v. Werkmann, dieses Gefäß dem Kloster geschenkt hat! Lassen Sie uns diesen Kelch mit herauf in Ihr Zimmer nehmen. Ich schätze übrigens den Werth dieser Herrlichkeiten auf eine Million Thaler, und sie sollen dem Lande zu gut kommen!"

Der Ort der Aufbewahrung der Reichthümer wurde wieder verschlossen und festgesetzt, daß sie, gehörig in Kisten verpackt, so bald wie möglich dem Herzoge übersendet werden sollten. Auch bestimmte der letztere sogleich die den beiden Maurern zugedachte Belohnung, und sagte, als er in Pauls Zimmer zurückgekehrt war, zu diesem, er habe die übernommenen Verpflichtungen nicht vergessen. „Empfangen Sie aus meiner Hand eins der Güter zurück," fuhr er fort, „die Ihren Vorfahren gehörten, nämlich die hiesige Domaine. Hier ist die darüber bereits ausgefertigte Urkunde!"

Mit diesen Worten legte der Herzog das zusammengefaltete Papier in den goldenen Kelch und überreichte ihn unserem Freunde. Freudig bewegt stammelte dieser seinen Dank und sagte, er wage hauptsächlich deshalb eine so hohe Gabe anzunehmen, weil sie ein Theil des Besitzthums seiner Väter gewesen sei.

„Und ich gebe Ihnen diesen Theil hauptsächlich deshalb," erwiederte der Herzog lachend, „weil Sie mir werth sind und ich Ihnen meine Dankbarkeit doch endlich einmal bethätigen muß. Nun aber führen Sie mich nach dem Kreuzgange und lassen Sie mich etwas von der reizenden Gegend sehen. Wahrlich, die alten Mönche verstanden es, sich einen Wohnplatz zu wählen! — Ihre Mama wird mir doch ein Mittagsessen nicht versagen? Wir müssen den Becher, welcher so lange geruht und keinen Dürstenden erquickt hat, wieder zu Ehren bringen und den neuen Gutsherrn leben lassen!"

Man kann sich denken, mit welcher Freude Paul diese Aeußerung seines fürstlichen Gastes aufnahm. Er bat sogleich für einige Minuten um Urlaub, und eröffnete seiner Mutter, daß der Baron zu Mittag bei ihnen bliebe. Die Bergräthin wollte den Sohn etwas ausführlicher sprechen; allein er sprang in ihr unbegreiflicher Eile wieder davon und verließ kurz darauf mit dem Fremden, dessen Namen sie niemals nennen gehört hatte, das Haus.

In Gedanken verloren durchwanderte der junge Fürst das alternde Gemäuer des Kreuzganges, besah die Stelle, wo der Schatz zu Tage gefördert worden war, und er trug sodann Verlangen, von einer der nahen Anhöhen die Gegend zu überblicken. Paul führte daher seinen Gönner nach dem Berge, wo wir bereits der Bergräthin und Anna begegnet

sind. Der Herzog lächelte, als sein Führer ihm sagte, man nenne diesen Hochwald das Himmelreich.

„Die bescheidenen Vorfahren,“ setzte er hinzu, „waren etwas voreilig mit diesem Namen. Ach, in Italien, da, wo ich Gioconda zuerst sah, wäre diese Bezeichnung mehr am Platze gewesen!“

„Haben Sie noch keine Nachricht von ihr erhalten?“ fragte Paul theilnehmend,

„Nein,“ entgegnete der Herzog düster. „Ich muß meine jugendliche Uebereilung schwer büßen! Wir wollen heute von dieser Sache nicht reden, es findet sich wohl eine andere Zeit; ich möchte heute nicht gern verstimmt werden! — Wo liegt denn das Zuchthaus, und wie steht es mit Lasberg? Sie haben mir nichts von ihm in Ihrem Schreiben gesagt!“

„Dort liegt das Haus, und wenn mir es erlaubt ist, erzähle ich ausführlich, weshalb Lasberg diese Gegend verlassen hat. Die Sache muß doch einmal zu dem Landesherrn gelangen, denn sie wird seiner Entscheidung bedürfen!“

„Sie erregen meine Neugierde, Werkmann!“

Dieser machte nun den Herzog mit dem verbrecherischen Gewebe, welches um den Freiherrn v. Bergen geschlungen worden war, bekannt und erzählte von dem kürzlich auf die Strafanstalt gemachten Angriffe, die Vermuthungen, die er daran knüpfte, nicht verschweigend.

„Der arme, brave Bergen!“ sagte der Herzog, als Paul seine Mittheilungen beendet hatte. „Nehmen Sie sich

der Sache eifrig an, und sorgen Sie dafür, daß der Vater seinen Sohn wieder erhält! Es ist schrecklich, daß das Verbrechen, welches man immer nur in den untersten Regionen der Menschheit früher suchen zu müssen glaubte, sich wie eine ausbrechende Pest in den Familien des Adels zeigt! In England, Frankreich und Belgien haben wir bereits die schaudervollsten Dinge erlebt; nun scheinen wir daran zu kommen! Diese Basiliskeneier brütet der glaubensarme Liberalismus aus, und allgemach werden wir dahin gelangen, wo die sogenannten freien Nordamerikaner zu stehen sich brüsten! Wahrlich, sie wissen nicht, was sie thun, diese selbstsüchtigen Verächter des Königthums, das ja doch in Deutschland nur Segen gebracht hat! Die Wuth nach Erwerb wird immer stärker, und das Heer der Proletarier und Bettler immer größer! Das ist eine trübe Aussicht; denn ich gehöre nicht zu denen, die der Zukunft nur mit Gleichgültigkeit gedenken! Wir bauen stolze Kirchen, aber zu Ehren der menschlichen Eitelkeit; die unsichtbare Kirche Jesu scheint in Verfall zu gerathen!"

„Diese Erfahrungen," erwiederte Paul, „sind vielleicht sehr ersprießlich für die spätere eigentliche Entwickelung des religiösen Geistes, welcher jetzt allerdings durch das Elend der gemeinen Arbeiter und Bettler gehemmt wird. In dieser Beziehung hat die Gesetzgebung noch ein großes Feld zu bebauen!"

„Aber sie wird nicht viel ausrichten, mein Freund.

Denn „aus Gemeinem ward der Mensch gemacht," und es ist nicht zu hoffen, daß das Heer derer, die sich von Andern ernähren lassen wollen, sich je mindern werde. — Ich spüre übrigens auch etwas von dieser menschlichen Schwäche, und ich schlage Ihnen vor, daß wir uns überzeugen, was die Mama gekocht hat. Sie glauben schwerlich, wie viel Vergnügen es mir macht, des lästigen Zwanges ledig, wie jeder andere ehrenwerthe Staatsbürger kurze Zeit leben, und mich an der gesunden Natur meiner Umgebungen freuen zu können. Ich bitte Sie daher dringend, mir bei diesem harmlosen Genusse keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Ich komme mir heute vor, wie der Kalif Harun al Raschid, der mit seinem ersten Minister verkleidet durch die Straßen von Bagdad zieht!"

Paul kreuzte seine Arme über der Brust und machte einen ächt orientalischen Bückling. Lachend trat der Herzog mit ihm den Rückweg an, und als sie in das Gastzimmer des Werkmannschen Hauses traten, fanden sie die Bergräthin in gespannter Erwartung, ob der vornehme Gast zur rechten Zeit eintreffe, ob er Suppe und Braten, welche beide der Erlösung aus Topf und Pfanne harrten, noch schmackhaft finden werde. Die umsichtige Hausfrau hatte nicht vergessen, einige Flaschen edlen Rheinweines auf die mit dem saubersten Tischzeug bedeckte Tafel zu stellen und die Pflegetochter Anna, sowie die aufwartende Köchin gehörig belehrt, wie sie sich zu verhalten hätten, um nicht das Mißfallen des Herrn

Barons zu erregen. Der Gast entfaltete aber sehr bald auf so unbefangene Weise seine angeborne Liebenswürdigkeit, wußte mit der Wirthin und der kindlichen Anna, deren Verhältniß zum Hause ihm die Bergräthin beiläufig mittheilte, so anmuthig zu scherzen, daß der munterste Geist die kleine Gesellschaft belebte, und Paul mit wahrer Genugthuung sah, daß seine gute Mutter sich in der behaglichsten Stimmung befand. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, erinnerte der Herzog an den goldenen Becher, welchen Paul sogleich herbeiholte.

„Ei, ei, mein Sohn,“ sagte die Hausfrau, „diese Sachen solltest Du nicht berühren, sie sind dem Herzoge, wenn er sie auch durch Dich empfängt!“

„Vergeben Sie,“ fiel der Gast ein, „dieser Becher gehört Ihrem Herrn Sohne; er mußte doch ein Andenken an die Findung des Schatzes erhalten, und der Herzog hat mich beauftragt, ihm diesen Becher zu behändigen. Ich denke aber, der bescheidene Sohn sollte etwas mehr beanspruchen, nicht wahr, Frau Bergräthin?

„Nun,“ erwiederte diese, „eine gute Anstellung könnte ihm nicht schaden, und er wartet eigentlich lange genug darauf. Mein Sohn leidet an einer etwas zu starken Uneigennützigkeit. Er kennt den Herzog persönlich und hat ihm sogar einen wichtigen Dienst geleistet, aber —“

„Aber,“ unterbrach sie lachend der Gast, „Undank ist

der Welt Lohn, wollen Sie vielleicht sagen. Sie haben ganz Recht, dieser Herzog will mir nicht gefallen!"

„Sie sind im Irrthum, Herr Baron! Ich kenne den Herzog nicht von Person, aber mein Sohn weiß nur Gutes und Liebes von ihm, und was mich betrifft, so bin ich nur gewohnt, von meinem Landesherrn das Beste zu denken!"

„Brav, brav, Frau Bergräthin! So denk' ich im Grunde auch; aber was Ihren Sohn betrifft, so habe ich doch in Betreff seiner Gesinnungen über den Herzog einige Zweifel. Denn der Herzog möchte Ihren Sohn gern zu seinem Kabinetsrathe machen, und Ihr Sohn will nicht!"

„Wie, Paul, Du willst nicht?"

„Du siehst ja, liebe Mutter, daß der Herr Baron scherzt. Er weiß recht gut, daß ich mich zu einer solchen Stelle nicht eigne!"

„Was hat denn so ein Kabinetsrath eigentlich zu thun, Herr Baron?" fragte die Bergräthin.

„Vor allen Dingen ein unbestechlicher, ehrlicher Mann und ein klarer Kopf zu sein!" erwiederte der Herzog.

„Das ist zwar viel, Herr Baron, aber ich bin überzeugt, daß Paul diese Eigenschaften besitzt. Suchen Sie es ihm begreiflich zu machen. Wie der Herzog über ihn denkt, weiß ich zwar nicht, allein ich sollte meinen —"

„Der Herzog," fiel dieser ein, „denkt über Ihren Sohn ganz wie ich, und dieser Sohn wird dem Landesherrn einen

Dienst erweisen, wenn er sich den Wünschen desselben fügt! Was sagt denn Anna dazu?"

„Ich meine," sprach das junge Mädchen schüchtern, „er muß dem Herzoge gehorsam sein!"

„Hast Du diesen schon gesehen, oder wie denkst Du Dir den Fürsten, mein Kind?"

„Ich denke mir ihn in seiner Majestät, wie er die Krone trägt und vom Throne herab zu seinen Unterthanen redet, ihnen Gutes thut und sie belehrt!"

„Ja, ja, mein gutes Kind," rief der Herzog nicht ohne Bewegung aus, „Du giebst den Fürsten eine weise Lehre! — Doch hier ist ja der alte Becher! Sehen Sie, Frau Bergräthin, das Gefäß trägt den Namen eines Werkmann, es kehrt zu seinen Nachkommen zurück, und ich wünsche, daß es sich von den Werkmann's nie wieder trennen möge!"

Der edle Gast hatte den Becher unter diesen Worten mit Wein gefüllt und reichte ihn der Wirthin, welche von dem duftenden Getränke nippte und den Pokal zurückgab, indem sie sagte: „Dank, Dank, Herr Baron, für den schönen Wunsch, besonders aber für Ihre Gegenwart! Sie haben uns heute einen festlichen Tag bereitet, ich habe mich seit Jahren im innersten Gemüthe nicht so heiter gefühlt, als jetzt, und dies schulde ich Ihnen! Gestatten Sie mir aber, daß ich Ihnen als eine durch Ihre Freundschaft für meinen Sohn beglückte Mutter innigst danke. Fahren Sie fort, ihm Freund und Rather zu sein, und ich glaube hinzusetzen

zu dürfen, daß er sich bemühen wird, Ihrer Fürsorge werth zu bleiben!"

Paul war von so verschiedenen Empfindungen bewegt, daß er keine Worte finden konnte, diesen Gefühlen Ausdruck zu geben. Das ganze Verhalten seiner Mutter, die in ihrer Arglosigkeit keine Ahnung hatte, wer ihr Gast sei, sowie ihre letzten Worte rührten ihn tief und waren ihm doch auch wieder so komisch, daß er plötzlich in ein Gelächter ausbrach. Der Herzog wurde hierdurch in seiner Heiterkeit nicht gestört und sagte:

„Nun endlich lös't sich das räthselhafte Schweigen in Fröhlichkeit auf! Ich denke, Frau Bergräthin, wir dürfen es nun wagen, den neuen Kabinetsrath leben zu lassen!"

Paul erröthete. Aber der gütige Fürst nahm den Pokal zur Hand, stieß mit Mutter und Sohn an und reichte dann auch Anna den Becher, die das schwere Gefäß mit bebender Hand an den schönen rosigen Mund hob und trank; dann richtete sich ihr klares Auge auf Paul, und sie sagte: „Sei immer gut, Paul, vergiß der Leidenden nicht, wenn Du zum Herzog gehst!"

Dieser klopfte dem lieblichen Mädchen die Wange und erhob sich, um Abschied zu nehmen. Als er Paul die Hand reichte, sagte er: „Folgen Sie mir, lieber Kabinetsrath, sobald Ihre Geschäfte hier erledigt sind; ich hoffe, Sie werden mir Glück bringen!"

„Könnt' ich es doch!" erwiederte Paul, „ich würde ja

nur bringen, was ich in so reichem Maaße, so unverdient empfangen habe!"

Der Herzog drückte der Bergräthin die Hand, und indem er Allen Lebewohl sagte, bat er, sich nicht in der häuslichen Ruhe und Ordnung stören zu lassen. Paul sah diese Bitte als Befehl an, und ließ den Fürsten allein nach dem Gasthause zurückgehen, wo der harrende Kammerdiener Alles zur Abreise vorbereitet hatte. Als Paul in das Zimmer zu seiner Mutter zurückkehrte, äußerte sie sich lobend über den liebenswürdigen Freund ihres Sohnes. Dieser umarmte seine Mutter mit lebhafter Bewegung und sagte:

„Ja, liebe und ehre ihn nur, es war ja kein anderer als der Herzog!"

„Der Herzog?! Ja, das hätte ich mir auch im Traume nicht beikommen lassen!"

„Noch weniger wohl, daß er mich zum Eigenthümer der hiesigen Domaine machen würde. Sieh hier die Urkunde!"

Die Bergräthin vergoß, nachdem sie das inhaltschwere Papier gelesen hatte, Freudenthränen. „So hast Du doch wenigstens einen Theil des Grundbesitzes Deiner Vorfahren wieder erhalten! Im nächsten Jahre läuft die Pachtzeit ab, und ich denke, mein Sohn, wir bewirthschaften das Gut selbst, da es nicht allzu weitläufig ist. Ich kenne einen tüchtigen und redlichen Verwalter, den wollen wir für uns zu gewinnen suchen; auf das Milchwesen verstehe ich mich

genau, und die Anna werde ich schon anlernen. Du gehst nach der Residenz und trittst Deine Stelle als Kabinetsrath an, und wir bleiben einstweilen hier!"

Mutter und Sohn plauderten noch lange Zeit über die künftige Einrichtung des Hauses, und allerlei Pläne wurden entworfen. Pauls Gedanken richteten sich hauptsächlich auf Dora und ihren Vater; er hatte ja nun eine Stellung erlangt, in der er wagen durfte, seine Augen zu dem Fräulein zu erheben. Mit Entzücken gedachte er der vielleicht nahen Möglichkeit, dies liebenswürdige Wesen sein zu nennen, und sehnte die Stunde herbei, die ihn in ihre Nähe bringen würde.

6.

Lasberg suchte, als er in der Hauptstadt eingetroffen war, der mit seinem Freunde getroffenen Verabredung gemäß, die Wohnung des letzteren auf, um daselbst sein Quartier zu nehmen. Sein erster Weg war zu dem Freiherrn v. Bergen. Dieser verweilte nach dem Schlusse der Kammern noch eine Zeitlang in der Hauptstadt, denn er hoffte, hier ermitteln zu können, welcher Art das zwischen Herrn v. Roth und dem Schreiber Semler bestehende Bündniß sei. Als ihm Lasberg gemeldet wurde, sann er gerade über dies Geheimniß nach, aber er vermuthete auch nicht entfernt, daß die Erscheinung

des jungen Mannes mit diesem Gegenstande zusammenhinge. Lasberg sagte ihm, er komme von Eichenried und bringe einen Brief Pauls, welcher in einer wichtigen Angelegenheit geschrieben habe. Der Freiherr lächelte und vermuthete, sein Vetter werde in dem Schreiben sein Herz ergossen haben; denn es war ihm nicht entgangen, welchen tiefen Eindruck Dora auf Paul gemacht hatte. Er öffnete daher den Brief erst, als Lasberg auf denselben mit einiger Unruhe blickte, und las ihn mit steigender Aufmerksamkeit durch. Als er das Ende des Schreibens erreicht hatte, bedeckte er beide Augen mit den Händen, als wolle er, ganz in sich zurückgezogen, prüfen, ob er sich in dem Inhalte der empfangenen Nachrichten täusche, oder nicht. Hierauf las er den Brief nochmals, aber seine hervorbrechenden Thränen hinderten ihn, die letzten Worte Pauls zu durchlaufen. Dies weiche Gefühl wich bald einer stürmischen Aufregung, und in diesem Zustande des Gemüthes fand ihn seine zufällig in das Zimmer tretende Tochter. Er eilte ihr jubelnd entgegen, preßte die Verwunderte in seine Arme und vermochte kaum die Worte auszurufen: „Dora, Dora, Dein Bruder lebt!"

Es währte lange, ehe Vater und Tochter die Ruhe fanden, der ausführlichen Erzählung Lasbergs die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Die Darstellung des ehemaligen Leidensgefährten des unschuldigen Max war eben so klar als besonnen, und es konnte ein Zweifel darüber, das der letztere

wieder aufgefunden worden sei, nicht mehr entstehen. Mit Beziehung hierauf sagte der Berichterstatter:

„Blicken Sie nicht mit Besorgniß deshalb auf den Wiedergefundenen, weil ihn ein — Verurtheilter an einem Orte gefunden hat, wo in der Regel das Verbrechen, selten die Reue wohnt! Sie dürfen es als eine besondere Gunst des Schicksals ansehen, daß der vielgeprüfte Max trotz seiner Umgebungen rein und gut geblieben ist! An ihm haftet kein Makel, er ist in doppelter Beziehung schuldlos!

„Wenn dies wahr ist," erwiederte der Freiherr, während Dora ihre von Thränen überströmenden Augen von Zeit zu Zeit auf den tief erschütterten Vater heftete, „wenn dies wahr ist, dann wird mein Sohn mir zwiefach zurückgegeben! Aber ich glaube Ihnen, mein lieber Lasberg, so wie ich der Versicherung meines Vetters Paul glaube, daß Sie selbst als ein Neuerstandener anzusehen sind! Verzeihen Sie meine offene Aeußerung; aber die wichtige Entdeckung, die Sie gemacht haben, sichert Ihnen für immer meine Theilnahme und meine Dankbarkeit. Noch in dieser Stunde treffe ich die Anstalten zu meiner Reise nach Eichenried, und ich würde mich freuen, wenn Sie mir bald dahin folgen könnten!"

Lasberg entgegnete, daß ihn verschiedene Geschäfte in der Hauptstadt zurückhielten, und entfernte sich. Ihm war zu Muth, als sei er jetzt entsündigt worden, als dürfe er nun wieder frei seinen Blick erheben und in die Gesellschaft zurücktreten, die ihn ausgestoßen hatte. Von solchen erhe-

benden Gefühlen bewegt, eilte er über die Straßen, deren Richtung er nicht recht beachtete; denn er sah sich plötzlich auf dem freien Platze, wo ihm Cornelie die letzte Zusammenkunft gewährt, wo er die heißen Versicherungen ihrer Liebe empfangen hatte, um bald darauf in einer Strafanstalt auf jedes fernere Lebensglück zu verzichten! Ein sehnsüchtiges Gefühl trieb ihn, den nah gelegenen Garten aufzusuchen, zu welchem er mit seiner Freundin gegangen war. Es schlug elf Uhr Vormittags, als er die Pforte der Anlagen betrat, die völlig menschenleer zu sein schienen. Er wählte den Weg nach einer etwas seitwärts befindlichen Laube, und indem er sie betrat, sah er eine Dame im entgegengesetzten Ende derselben stehen. Sie stieß einen Schrei aus und würde zu Boden gesunken sein, wenn er sie nicht in seine Arme aufgefangen hätte. Es war Cornelie! — —

Sie war mit Absicht in dem Garten, während Lasberg hauptsächlich vom Zufalle dahin geleitet worden war. Hier hatte sie den Geliebten zuletzt gesehen, der einsame Ort war ihr werth geworden, und von Zeit zu Zeit fuhr sie dahin, um wenigstens einige Minuten lang ihren theuersten Erinnerungen zu leben und aus ihnen Trost zu schöpfen. Durch den Pastor Walter war sie belehrt worden, daß Lasberg eine unbesonnene That im Gefängniß büße; weiter hatte er ihr nichts gesagt, sie vielmehr ermahnt, nicht nachzuforschen, sondern sich in das Unabänderliche mit der Kraft ihrer Seele, die sie schon oft bewährt habe, zu fügen. Fast ein

Jahr war vergangen, noch immer harrte sie einer Nachricht über ihren Freund entgegen, und sie begann bereits an seinem Wiedersehen zu zweifeln. Nun war er ihr plötzlich zurückgegeben; sie drückte ihn jubelnd an die hochklopfende Brust. Indem ihre Blicke sich aber tief in seine Augen senkten, schien sie die kummervolle Frage an ihn zu richten, ob sein Herz sich nicht von dem ihrigen gewendet habe.

„Ich will nicht fragen, wo Du warst," begann sie endlich, „bist Du doch wieder da, und ich hoffe, wir trennen uns nicht mehr!"

„Meine theure Cornelie, nie habe ich aufgehört, Dich zu lieben; aber so oft Dich mein Geist in der Ferne suchte, geschah es nur, um Deine Vergebung zu erflehen, weil ich es in einer schwachen Stunde gewagt hatte, Dein Loos an das meine zu knüpfen, das so unsicher war und noch ist! Wir wollen uns nicht erweichen, Geliebteste; aber wir müssen uns trennen! Ich habe Dir Bekenntnisse zu thun, deren Inhalt die Rechtfertigung unserer Trennung enthält! Glaube mir, mein Herz blutet bei diesem Gedanken; allein das Verhängniß, dem ich verfallen bin, ist mächtiger, als alle süßen Wünsche!"

Cornelie sah ihren Freund mit Erstaunen an und sagte:

„Ich weiß gar wohl, daß Dich einmal eine unglückliche Richtung Deiner Philosophie vergessen ließ, daß der Mensch sein hauptsächlichstes Thun und Denken in Beziehung zu der ewigen Macht bringen muß; daß es Momente giebt, wo die

edlen Forderungen des Geistes gebieterischer sind, als die der Lebensformen; ich weiß auch, daß eine unüberlegte Handlung Dir eine Strafe zugezogen hat. Allein nie habe ich mich überreden können, daß die Stärke Deiner Liebe von äußeren Verhältnissen und Rücksichten abhängig sei!"

„Du siehst diese Verhältnisse wie ein junges gefühlvolles Mädchen an; ganz anders wird einmal nach Jahren der kältere Verstand urtheilen. Doch es ist nöthig, daß ich Dir Alles erzähle, was Du wissen mußt, um meine Dir seltsam erscheinenden Aeußerungen ganz verstehen zu können. Ich hoffe, Deine Zeit gestattet Dir, noch eine halbe Stunde hier zu verweilen!"

„Ich bin, Gott sei Dank, Herrin meiner Zeit," erwiederte Cornelie. „Seit ich eine Erbin geworden" setzte sie lächelnd hinzu, „werden auch meine Handlungen keiner weiteren Prüfung unterworfen!"

Lasberg ließ nun seine Bekenntnisse folgen; das Gesetz der Wahrheit blieb vom Anfang bis zum Ende derselben seine Richtschnur, und er gestand daher offen, daß er im Zuchthause bis jetzt gewesen und durch Verwendung seines Freundes Werkmann vom Herzoge begnadigt worden sei.

Als das Wort „Zuchthaus" über seine zögernden Lippen ging, erbleichte Cornelie etwas; aber sie suchte ihre große Bewegung zu verbergen und hörte den Mann, den sie mit unvermindertem Feuer liebte, bis zum Ende seiner Mittheilungen. Ja, sie mußte sich gestehen, daß ihn das Unglück,

das tiefe Leid, das er erfahren hatte, ihr noch theurer machten, da ihr die Reue nicht entging, die sein Herz durchdrang.

„Du meinst," hob sie, als er schwieg, mit treuer Zuversicht an, „daß die Welt in Dir nur den Verurtheilten sehen und mich nicht tadeln werde, wenn ich mich von Dir lossagte. Aber ich vermag das Band, das uns vereinigt, nicht zu zerreißen, und diese sogenannte Welt, der es so leicht wird, die Gebote der Moral und der Religion den kläglichsten Vorurtheilen aufzuopfern, gilt mir sehr wenig. Ich habe auch die dunkeln Seiten des Lebens kennen gelernt und weiß, daß die Menschen, welche sehr schnell bei der Hand sind, uns zu verdammen, gar nicht daran denken, uns für gebrachte Opfer zu entschädigen. Also nichts mehr von Trennung! Wir sind beide noch jung und können warten, wenn es sein muß, und was meine Mutter betrifft, so fürchte ich ihren Widerstand jetzt nicht mehr, denn sie läßt mich gewähren!"

Mit feuchten Augen sah Lasberg das liebliche, ihm mit unwandelbarer Treue ergebene Mädchen an; er streckte ihr seine beiden Hände entgegen und bedeckte die ihrigen mit Küssen. „Wohlan, meine Cornelie," erwiederte er endlich, „ich gebe diesen Gründen, die mich im Innersten erfreuen und wahrhaft erquicken, unbedenklich nach und bin der Deine wie zuvor! Ich habe die Verzeihung meiner Mutter erlangt und mit neuem Muthe beginne ich nochmals den Kampf mit

dem Leben! Nicht ohne Erfolg habe ich mich mit den Naturwissenschaften beschäftigt, auf Gewerbe und Handel einen Blick geworfen und hoffe, mir eine ehrenvolle Stellung in der Welt gründen zu können!"

„Ich kann diesen schönen Vorsatz nur billigen," sagte Cornelie. „Aber ich habe jetzt eine Bitte an Dich, mein lieber Alfred. Herr v. Woltershausen hat das Gut meines Vaters gekauft und ich wünsche nichts mehr, als diesen alten Sitz meiner Väter wieder erwerben zu können. Wenn es Deine Zeit irgend gestattet, so reise zu ihm und suche den Wiederankauf zu vermitteln; meinen Vormund werde ich schon für meinen Plan gewinnen, und an Geld fehlt es ja nicht. Dann hab' ich aber noch ein Anliegen. Dein vorhin erwähnter Freund Werkmann war früher oft im Hause des Staatsrathes v. Dallner, eines Verwandten von uns, und des letzteren Tochter Emilie wurde von Werkmann sehr verehrt; ja, ich glaube annehmen zu können, daß Beide nahe daran waren, sich zu verloben. Dies Verhältniß hat ein plötzliches und der armen Emilie unerklärliches Ende genommen. Sie grämt sich, und ich fürchte, das Brustleiden, das sie befallen hat, wird dadurch nur gesteigert werden. Sie vermuthet, bei Werkmann verleumdet worden zu sein, und ich bitte Dich, ihn nach dem Grunde der plötzlichen Aenderung seiner Gesinnungen recht bald zu fragen. Emilie möchte gern klar in dieser Sache sehen und sich vor dem immer noch geliebten Freunde rechtfertigen. Seit Kurzem lebt sie wieder

hier in der Hauptstadt, denn der Arzt hatte sie auf das Land und in einige Bäder geschickt. Ihr ehrgeiziger Vater hat den Abschied erhalten, und das gute Mädchen wendet ihre letzten Kräfte daran, ihn zu trösten und seinen Mißmuth zu besiegen!"

„Wenn dieser Dallner früher verabschiedet worden wäre," erwiederte Lasberg, „so hätte sich vielleicht auch mein Unglück nicht ereignet! Es folgt aus solchen Erfahrungen aber nur, daß der Mann frühzeitig nach Selbstständigkeit streben, sich nicht zu sehr von der Laune und Willkühr Anderer abhängig machen soll."

„So denk' ich auch, Geliebter! Möchten wir doch Beide die schöne Selbstständkeit erlangen, die dem Leben erst wahren Werth giebt! Doch wann und wo sehen wir uns wieder? Ich meine, wir wählen zu unserer nächsten Zusammenkunft diesen Garten, den ich in dieser schönen Jahreszeit täglich besuche. Und jetzt bin ich ganz unbehindert, denn meine Mutter hat eine Vergnügungsreise unternommen, an welcher ich nicht Theil nehmen mochte!"

Die Liebenden bestimmten den Tag des Wiedersehens und nach einer herzlichen Umarmung trennten sie sich, da Cornelie ihre Abwesenheit vom Hause nicht zu sehr verlängern wollte. Noch oft wendete sie ihr Gesicht nach dem ihr wiedergeschenkten Freunde um, dem es schwerer wie jemals wurde, sich von der reizenden Gestalt loszureißen.

Lasberg eilte in die Wohnung Pauls, um, dem Auftrage des letzteren gemäß, die im Schreibschranke zerstreut umher liegenden Briefe und Schriften zusammen zu legen und einzusiegeln; denn er hatte keinen Grund, zu vermuthen, daß Paul vermöge der völligen Umgestaltung seiner Verhältnisse schon nach wenigen Tagen in die Residenz zurückkehren würde. Bei dieser Gelegenheit fand er den Brief Edmunds an Paul, worin die eben so unrichtige, als höchst ungünstige Schilderung Emiliens enthalten war. Die Vermuthung lag nahe, daß dieser Brief den irregeleiteten Paul veranlaßt habe, sein Verhältniß mit Emilien aufzulösen. Lasberg legte zwar den Brief zu den übrigen Papieren, die er einsiegelte, er machte sich jedoch zuvor einen kurzen Auszug des Inhalts, um Cornelien davon in Kenntniß zu setzen.

Am Abend desselben Tages begab er sich auf den Weg nach Wiesenthal, und als er einige Stunden später sein Ziel erreichte, lebte er ganz den Erinnerungen an die schöne Zeit, wo die Gewalt eines thörichten Ehrgeizes ihn noch nicht besiegt hatte, wo er sich jener Schuldlosigkeit erfreute, welche mit seiner Beschäftigung Hand in Hand ging. Anderen Tags begab er sich nach dem nahen Gute und fand daselbst den jungen Herrn v. Woltershausen. Dieser war um so mehr zu dem Verkaufe des Grundstücks geneigt, als sein geiziger Vater es zu theuer bezahlt zu haben behauptete.

Diese Meinung theilte Lasberg keineswegs; denn er wußte von einem einsichtsvollen Verwalter, mit welchem sich

der stolze und eigensinnige Baron v. Seltiz nicht vertragen konnte, weshalb der vielfach gekränkte junge Mann seine Dienste aufkündigte, daß das Gut bedeutender Verbesserungen und der Ertrag=Erhöhung fähig sei. Sehr zufrieden mit dem Ergebnisse seiner Sendung begab sich Lasberg auf den Rückweg nach Wiesenthal. Auf der nächsten Anhöhe schaute er sich die ihm bekannte Gegend an, und als ein Bürger des nahen Städtchens, den er in früheren Zeiten oft gesprochen hatte, grüßend vorüberging, rief er ihn an und fragte, wie es ihm gehe. „Ich dank' Ihnen für gütige Nachfrage, Herr Lasberg," entgegnete Meister Dollinger, „es geht mir wie immer, schlecht und recht, könnte aber besser sein!"

„Das ist die allgemeine Klage, Herr Dolliger! Der Mensch ist selten mit dem zufrieden, was er hat!"

„Ganz wahr, Herr Lasberg, aber Mancher hat ganz besonderes Malheur! Ich besah mir eben mein Stückchen Land hier bei der Anhöhe, und hatte so meine Gedanken. Mein Vetter selig, der Bergmann war, behauptete steif und fest, hier sei ein Kohlenlager. Nun wollte ich mein Land an Herrn v. Woltershausen verkaufen und sagte ihm von den Kohlen; er lachte mich aber aus und sagte, ich solle mir kein dummes Zeug vorschwatzen lassen. Ich habe auch mit anderen Leuten gesprochen, aber sie lachten auch. Die Wiesenthaler halten sich immer für sehr klug, aber der Dummköpfe sind sehr viele darunter, das können Sie mir glauben!"

Lasberg schenkte diesen zutraulichen Eröffnungen ein aufmerksames Ohr, und als ihm Meister Dollinger auf Befragen einen sehr mäßigen Kaufpreis nannte, erklärte er dem ehrlichen Manne, er werde ihm einen Käufer verschaffen. Dollinger reichte ihm die breite Hand zum Einschlagen dar, entwickelte auch in verschiedenen Fragen, wo Lasberg die letzte Zeit sich aufgehalten habe, eine große Redseligkeit und begleitete den jungen Mann bis zu dem Gasthofe im Städtchen. Das Nähere im Betreff des Kaufgeschäftes wurde hier besprochen.

„Reden Sie mit Niemandem von der Sache," ermahnte Lasberg. „Ich werde veranlassen, daß ein Sachverständiger den Grund und Boden untersucht; giebt dieser Hoffnung, daß hier ein Kohlenlager zu finden ist, so sollen Sie Ihr Land gut bezahlt erhalten."

Meister Dollinger, seines Gewerbes ein Zimmermann, drückte Lasberg nochmals vergnügt die Hand und ging nach seiner nahen Wohnung. Der letztere aber setzte sich an seinen Schreibtisch, um seinem Freunde Paul einen ausführlichen Bericht über die inhaltreichen Tage, die er durchlebt hatte, zu senden. Am Schlusse des Briefes hieß es:

„Es giebt viele Menschen, denen Alles mißlingt, was sie unternehmen, andere wieder, die plötzlich und unerwartet vor dem Tempel des Glückes stehen. Mir ist, als gehörte ich zu diesen letzteren; aber ich hoffe, daß es mir nicht wie dem weisen Sadi ergeht, der in der Tiefe des Tempels ein

— Grab fand! Nein, ich gedenke nun erst wahrhaft zu leben, in unveränderter Thätigkeit suche ich von jetzt ab den Genuß meines Daseins! —"

„Schon in Eichenried ist mir der Gedanke gekommen, eine Spinn-Anstalt zu schaffen, und hier in Wiesenthal, wo viel armes Volk lebt und geneigt ist, für Lohn zu arbeiten, hat dieser Gedanke neue Nahrung erhalten. In der Nähe des Städtchens sollen Steinkohlen zu finden sein; ist dem so, dann wäre schon viel gewonnen. Ueber kurz oder lang wird man durch diese Gegend eine Eisenbahn führen. Welche Aussicht für den Absatz der Kohlen und des Fabrikates, das ich herzustellen hoffe! Aber zu einer solchen Unternehmung gehört ein Capital; zunächst aber muß ich einen geschickten Geognosten haben, der mir den Boden untersucht, welcher die schwarzen Schätze bedecken soll. In der Residenz finde ich den letztern ohne Zweifel, das nöthige Geld aber wirst Du mir vielleicht geben können, wenn der Erdlager-Kenner zu dem Ankaufe des mir angebotenen Grundstücks räth. Das Capital wäre ja sicher!"

Lasberg hatte in dem letzten Jahre Besonnenheit genug erlangt, um nicht in den früheren Fehler, sich zu rasch weitgreifenden Hoffnungen und Einbildungen hinzugeben, von Neuem zu verfallen. Er überlegte mit Ruhe und Einsicht, was ihm zu thun obliege; aber indem sein Herz ihn trieb, seiner Cornelie anzudeuten, welche Pläne er für die Zukunft entworfen hatte, erkannte er auch die Nothwendigkeit, sich so

bald wie möglich eine lohnende Wirksamkeit zu verschaffen. Er harrte daher mit Ungeduld der Stunde des Wiedersehens entgegen, und als sie endlich schlug, eilte er in den stillen Garten, den freundlichen Zeugen seines Glückes. Cornelie erschien wenige Minuten später, und war hoch erfreut über Alles, was der beredte Mund des Geliebten ihr verkündete. In ihrem Glücke gedachte sie auch der leidenden Emilie, und als sie derselben erwähnte, erinnerte sich Lasberg sogleich jenes Briefes des Herrn v. Beil, dessen Inhalt er seiner Freundin mittheilte. Cornelie behauptete, daß dieses unheilvolle Schreiben auf Irrthümern und verleumderischen Mittheilungen beruhe, und ihr Scharfsinn suchte in dem Geheimrath Stolzenberg den übelwollenden Zuträger boshaft ersonnener Dinge, da sie durch Emilie wußte, daß diese den zudringlichen Freier abgewiesen hatte.

„Ich bin die einzige Verwandte der armen Dallner,“ sagte sie, „die ihr nahe steht und sie aufrichtig liebt; ich werde daher an diesen Herrn v. Beil ohne Weiteres schreiben und ihn fragen, woher er seine Nachrichten hat.“

Lasberg konnte diesen Vorsatz nicht mißbilligen; er bestärkte vielmehr Cornelien darin, und diese führte ihn aus, als ihr Freund sich von ihr verabschiedet hatte, um den neuen Geschäften obzuliegen, von deren Gelingen er so viel erwartete.

Edmund v. Beil hatte sich, als ihm die unangenehme Gewißheit geworden war, daß er auf Dora verzichten müsse,

auf seine Güter zurückgezogen, um hier in beschaulicher Weise sein Mißgeschick zu vergessen. Seine heitere Natur war nicht gemacht, sich lange Zeit jenem sorgenvollen Trübsinne zu überlassen, welcher alle wahre Thätigkeit lähmt. Aber kaum war es ihm gelungen, sich zu ermannen, so erhielt er Corneliens Brief, welcher nicht geeignet war, seine wieder erwachende Heiterkeit zu mehren. Er mußte sich bekennen, daß er dem alten Sprichworte, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, in Beziehung auf den Staatsrath v. Dallner und dessen Tochter zu viel Glauben geschenkt, daß er den hämischen Erzählungen Stolzenbergs ein Vertrauen gegönnt hatte, das sie nicht verdienten; auch war dieser in seiner Handlungsweise sowohl, als auch in seinen Reden späterhin nicht vorsichtig genug gewesen, um den Schein der Wahrhaftigkeit sich erhalten zu können. Alles dies fiel Edmund jetzt schwer auf's Herz; er machte sich heftige Vorwürfe über seine Voreiligkeit, wenn sie gleich zum Theil nur aus seiner Freundschaft für Paul hergeleitet werden konnte; ja, er ging so weit, sich zu sagen, daß er für seine unüberlegte und folgenschwere Handlung dadurch vom Geschick bestraft worden sei, daß er auf Dora habe verzichten müssen! Um so weniger aber glaubte er jetzt Ursache zu haben, diesen Stolzenberg zu schonen, und er bedachte sich nicht lange, Cornelien zu erwiedern, von welcher Person er die Nachrichten über Fräulein v. Dallner empfangen hatte. Hiermit aber begnügte er sich nicht; er begab sich anderen Tages nach der

Hauptstadt und suchte den Geheimrath v. Stolzenberg auf, um ihn der mehrgedachten Mittheilungen wegen zur Rede zu stellen.

Stolzenberg hatte sich der kühnen Hoffnung hingegeben, eine rasche Laufbahn machen zu können; er überschätzte seine Leistungen etwas ungebührlich und sah, als der junge Herzog das Ministerium plötzlich entließ und neue Räthe der Krone wählte, mit Schrecken, daß er nicht beachtet werde. Auch in seinen späteren Bewerbungen um die Hand einer Dame, welche den ersten Ständen angehörte, war er nicht glücklich, und er ging damit um, seine Versetzung in die Provinz zu beantragen, als ihm Edmund v. Beil angemeldet wurde. Er konnte diesen nicht abweisen; es war ihm aber, als werde dieser Besuch ihm nichts Gutes bringen. Edmund begann auch sehr bald ohne alle Umschweife sein Thema zu behandeln und daran die Frage zu knüpfen, auf welchem Grunde die Mittheilungen des Herrn Geheimraths über Fräulein v. Dallner ruhten, und ob die angeblichen Thatsachen, die derselbe ihm nach Beendigung der von dem Staatsrath gegebenen Gesellschaft erzählt habe, bewiesen werden könnten. —

Stolzenberg war auf solche Fragen nicht vorbereitet, er verlor so sehr die Fassung, daß er einige Augenblicke betroffen schwieg und sich erst sammeln mußte. Endlich erwiederte er:

„Sie beehren mich mit einer seltsamen Frage, Herr v. Beil! Seit jenem Abende, von dem Sie reden, ist eine

so lange Zeit verflossen, die Sache selbst, verzeihen Sie meiner Freimüthigkeit, erscheint mir so unwichtig, daß ich mich außer Stande sehe, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben!“

„Unwichtig,“ nahm Edmund wieder das Wort, „ist mir keine Sache, welche das Wohl eines Freundes, die Ehre einer Dame betrifft! Genau erinnere ich mich aus früherer Zeit einiger Gerüchte, die über Fräulein v. Dallner ihren Lauf durch die Residenz machten; aber diese Gerüchte wurden nicht allein von Ihnen bestätigt, sondern Sie erzählten auch einige Begebenheiten, welche auf jene Dame das nachtheiligste Licht warfen, ja ihre weibliche Ehre verunglimpften. Mein Freund Werkmann warb damals um die Liebe des Fräuleins v. Dallner, und ich hielt für meine Pflicht, ihn von Allem in Kenntniß zu setzen, was mir hauptsächlich von Ihnen eröffnet worden war. Der Wahrheit gebührt immer die Ehre, ist diese Wahrheit aber verletzt worden, so liegt offenbar eine Verleumdung vor, deren Folgen schwer auf dem Gewissen dessen lasten müssen, der sie ausgesprochen hat!“

„Herr, was erlauben Sie sich, mir zu sagen,“ entgegnete der Geheimrath aufgebracht. „Sie vergessen, mit wem Sie reden und wo Sie sich befinden!“

„Keineswegs! Noch habe ich Sie nicht beschuldigt, aber die Art Ihrer Erwiederung deckt Ihre Blöße auf, mein Herr v. Stolzenberg, indem Sie sich durch Ihren Zorn verrathen! Ich erwarte Ihre Beweise, und bringen Sie mir bis morgen

keine, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich Herrn v. Dallner und seiner Tochter eröffne, daß Sie ein Verleumder sind!"

Edmund, dessen kraftvolle Gestalt dem kleinen Stolzenberg Schrecken einflößte, sprach so nachdrücklich, daß sein Gegner verstummte und entsetzt nicht von der Stelle zu rücken wagte, als jener ohne Gruß davon eilte. Langsam erholte er sich wieder, und nun erwachte der gekränkte Stolz in ihm. Er suchte einen alten Bekannten auf, um mit diesem die Sache und die gegen Edmund zu ergreifenden Maaßregeln zu besprechen. Es war die Rede von einer Herausforderung, und der angeblich tief Beleidigte suchte den dazu nöthigen Muth sich einzureden.

Als Edmund am andern Tage um dieselbe Zeit von seinem Gegner noch keine Nachricht erhalten hatte, nahm er an, dieser Stolzenberg wisse keine zu ertheilen, und begab sich in die Wohnung des Staatsrathes v. Dallner, welcher den jungen Mann mit einiger Verwunderung empfing.

Herr v. Dallner spielte seit seiner Entlassung den verkannten Staatsmann, und pflegte gegen einige Vertraute von den neuen Einrichtungen, die der Herzog beliebt hatte, mit einer gewissen Geringschätzung zu reden. Als er Edmund begrüßte, reichte er ihm mit den Worten die Hand:

„Wie geschieht mir denn, mein junger Freund, Sie wagen es, den verkannten ehemaligen Diener des Landes aufzusuchen?"

„Eine Verkennung führte mich allerdings zu Ihnen, wenn auch nicht die Ihrer Person, Excellenz! Mit Dienstsachen hab' ich mich, dem Himmel sei gedankt, nicht zu befassen, und ich komme nur in Privatangelegenheiten. Der Assessor Werkmann —"

„Sagen Sie der Minister Werkmann," fiel der Staatsrath mit ironischer Miene ein. „Sie scheinen nicht zu wissen, daß dieser Werkmann auf eine sehr geheimnißvolle Weise ein beneideter Günstling des Herzogs geworden ist, und wenn er noch keinen Ministerposten hat, so wird er ohne Zweifel in aller Kürze einen erlangen!"

„Ich habe meinen Freund, es ist meine eigene Schuld, seit längerer Zeit nicht gesehen und auf meinen Gütern gelebt; aber wenn Werkmann eine solche Stellung erlangt haben sollte, so wäre dies für das Land ein Glück zu nennen; denn er hat Geist, Kenntnisse und Redlichkeit, drei Dinge, welche keiner unserer früheren Minister besaß. Um Sie, Excellenz, ist es aber Schade; Sie hätten die biegsame Dehnbarkeit Ihrer Talente dem Lande nicht entziehen sollen! Wie ein geschickter Lootse wußten Sie durch alle Klippen zu steuern, jeden Wind zu Ihrer Fahrt benutzend, und wenn es ein — Süd-Nord gewesen wäre!"

„Sie sind sehr gütig," erwiederte Herr v. Dallner nicht ohne Verlegenheit, denn er wußte nicht genau, welche Deutung er diesen seltsamen Worten geben sollte. „Doch lassen wir diese Dinge ruhen," fuhr er fort, „und sagen

Sie mir gefälligst, von welcher Verkennung Sie vorhin redeten!"

Edmund eröffnete nun dem Staatsrathe, in welcher verleumderischen Weise der Geheimrath v. Stolzenberg über Fräulein Emilie gesprochen habe, und daß nur durch diese Aeußerungen der Assessor Werkmann veranlaßt worden sei, der genannten Dame seine Huldigungen nicht mehr darzubringen. Er verschwieg auch nicht, daß er diesen Stolzenberg bereits zur Rede gestellt und für seine Pflicht gehalten habe, den Vater der so tief Gekränkten hiervon in Kenntniß zu setzen. — Der Staatsrath sprang empört vom Stuhle auf und sagte:

„Ist es möglich, daß die Undankbarkeit so weit gehen kann!? Diesen Stolzenberg habe ich zu dem gemacht, was er ist; er hat mich um die Hand meiner Tochter gebeten, und er wäre mir sogar als Schwiegersohn willkommen gewesen; und dieser Mensch wagt es, mir so zu vergelten? Mein armes Kind scheint das Opfer dieser Niederträchtigkeit zu werden, denn sie kränkelt seit der Zeit, wo — —, doch genug von dieser beklagenswerthen Sache! Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen, und Sie sollen erleben, wessen ein so sehr gekränkter Vater fähig ist. Haben Sie die Güte, mir auch ferner beizustehen!"

Edmund sagte dies zu und empfahl sich. Der Staatsrath aber legte seine Orden an, bestellte den Wagen und fuhr zu dem Minister des Innern, den er als einen einfachen, energischen Mann kannte, und sagte ihm, wie sich einer

der Räthe des Ministeriums benommen habe, indem er sich auf das Zeugniß Edmunds bezog. Der Minister machte sich sofort einige Bemerkungen in seine Schreibtafel, und als Herr v. Dallner sich entfernt hatte, ließ der erstere den Geheimrath v. Stolzenberg rufen. Dieser vermuthete, daß er wegen eines Dienstgeschäftes vor den Minister beschieden werde, und wie unangenehm sah er sich getäuscht, als sein hoher Vorgesetzter einen Gegenstand zur Sprache brachte, welcher ihn schon einen Tag lang in die heftigste Bewegung versetzt hatte! Er vermochte zu seiner Vertheidigung kein Wort vorzubringen und las bereits seine Verurtheilung in der strengen Miene des Ministers, als dieser wieder das Wort ergriff und sagte:

„Sie werden sich noch heute zu Fräulein v. Dallner begeben, und diese Dame in Gegenwart des Herrn v. Beil um Vergebung wegen der ihr zugefügten schweren Beleidigung bitten. Dies ist wohl das Geringste, was Sie thun können; außerdem erscheint es dringend nöthig, daß Sie den Personen, welche von Ihren verleumderischen Reden unmittelbar Kenntniß erhalten haben, eröffnen, daß Ihre Mittheilungen — Unwahrheiten sind!"

„Excellenz," stammelte Stolzenberg wüthend, „Sie muthen mir etwas zu, was ich nicht vollbringen kann, ohne meine hiesige Existenz unmöglich zu machen!"

„Das ist Ihre Sorge, nicht die meinige, und die geringste Folge Ihrer Handlungsweise. Glauben Sie, daß

der Herzog unter den Räthen des Ministeriums Verleumder dulden wird?"

Der ergrimmte Geheimrath bat um Entlassung und entfernte sich. Lange überlegte er, ob er dem Gebote des Ministers nachkommen solle, oder nicht; denn sein Hochmuth empörte sich gegen die ihm gemachten Zumuthungen. Die Furcht aber, den Zorn des Herzogs zu erwecken, ja die Besorgniß, vielleicht seiner Stelle verlustig zu gehen, erwiesen sich als siegreich, und er fand sich daher im Hause des Staatsrathes ein, um das Werk seiner äußerlichen Demüthigung zu vollbringen, nachdem er von diesem Schritte seinen Gegner Edmund benachrichtigt hatte.

Emilie vernahm zwar von ihrem Vater mit Befriedigung, daß Herr v. Beil sie zu sprechen wünsche, denn sie wußte, daß dieser ein Freund Pauls war; allein sie erbebte, als der erstere ihr nach und nach das Gewebe der Bosheit ihres einstigen Verehrers Stolzenberg enthüllte.

„Ich will den Abscheulichen nicht sehen," sagte sie, „was kann mir an seinen heuchlerischen Erklärungen liegen!"

„Doch, mein Kind, er muß um Vergebung bitten, dieser Schritt wird eine gute Wirkung hervorbringen. Herr v. Beil wartet bereits im Nebenzimmer; erlaube, daß ich ihn zu Dir führe!"

Emilie gestattete dies und ihr Vater zog sich einstweilen in seine Stube zurück. Edmund erschrack, als er der bleichen

Gestalt des kaum noch so blühenden jungen Mädchens gegenüberstand.

„Nicht wahr," hob sie mit matter Stimme an, „Sie finden mich sehr verändert? Seit einigen Monaten habe ich die Ueberzeugung, daß ich an demselben Uebel leide, das auch meine Mutter getödtet hat!"

„O, nicht doch," erwiederte Edmund gerührt. Sie leiden, aber Sie werden genesen!"

Emilie bewegte verneinend das Haupt, und nach einem kurzen Schweigen sagte sie: „Sie bringen mir Nachricht von Ihrem Freunde; ich sollte ihm zürnen, daß er mich so ganz vergessen hat!"

„Ein nichtswürdiger Verleumder hat ihn von Ihnen entfernt; ich selbst war von diesem Elenden getäuscht worden! Werkmann ist, wie ich heute erfahren habe, in seiner Heimath, aber er würde gleich mir hier vor Ihnen stehen, wenn er wüßte, was mich hierher geführt hat!"

„O, meine Ahnung! Das war es! Ja, ja, nur so erklärt sich Alles, die dienstlichen Verhältnisse allein hätten ihn mir nicht entzogen! Doch ich erkenne hierin das Walten einer höheren Macht, die jedem zuwägt, was er tragen kann! Mir ist es nicht vergönnt, glücklich zu machen; aber ich habe doch wenigstens die Genugthuung, von ihm nicht verkannt zu werden, sobald er hört, was hier vorgegangen ist. — Ich

höre Geräusch; dieser Stolzenberg kommt! Sein Sie mein Beistand, Herr v. Beil!"

Emilie hatte sich nicht getäuscht; der Erwartete erschien und vollzog Alles, was ihm oblag, mit fester Stimme, aber mit einem Gesicht, worin Ingrimm und Bosheit sich um die Oberhand stritten. Des Fräuleins Wangen brannten vor Entrüstung; sie sah ihren Feind mit einem einzigen Blicke unaussprechlicher Verachtung an, und wendete ihm den Rücken, als er seine Abbitte beendet hatte. Der Staatsrath, welcher ebenfalls gegenwärtig war, winkte den im Vorzimmer stehenden Bedienten herbei, damit er den unangenehmen Gast wieder hinausgeleite, und zeigte mit so gebieterischem Wesen nach der Thür, daß Herr v. Stolzenberg mit vieler Eile über die Schwelle schritt.

Der Gedemüthigte rannte, als ob das Haus über ihm zusammen zu stürzen drohte, auf die Straße, und als er erhitzt und wüthend in sein Zimmer trat, fand er ein Schreiben des Ministers vor, welcher ihm die vorläufige Entbindung von seinen Geschäften ankündigte.

„Auch das noch!" stieß der Verleumder hervor und sank entsetzt auf einen Stuhl.

7.

Der Herzog beendete seine Reise früher, als er sich vorgenommen hatte; eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich seiner, seit er einen Blick in das verbrecherische Leben eines hochgestellten Beamten zu thun genöthigt war. Denn er gedachte mit Besorgniß seiner eigenen Schicksale, und er fürchtete, die Geliebte zu verlieren, von deren Besitz er das Glück seiner Zukunft hoffte. Als er in der Residenz wieder eintraf, wurde ihm der Professor Schwarz gemeldet, der einzige, welcher außer Paul das Geheimniß seiner heimlichen Vermählung kannte. Voll gespannter Erwartung harrte er auf den Bericht des ihm treu ergebenen Mannes; aber dieser Bericht zog sich nur in die wenigen Worte zusammen, daß er zwar Gioconda's Spur einmal gefunden, aber bald für immer wieder verloren habe. Auf dringendes Befragen beschrieb er die eingeschlagenen Wege, um die Entflohene zu ermitteln, und der Herzog mußte anerkennen, daß der Professor seine Pflicht erfüllt hatte.

Schwarz war froh, als er sich entfernen durfte. Die sorgenvolle Stirn des jungen Fürsten schien einen leidenschaftlichen Ausbruch zu verkündigen, und doch war es nur tiefe Betrübniß über sein Mißgeschick. Er mußte sich jetzt zu einem entscheidenden Schritte entschließen, und obgleich er in dieser Beziehung keine Wahl hatte, so empfand er doch einen großen Widerwillen, durch öffentliche Blätter und die

Mitwirkung der Gerichte zu erreichen, was dem Professor Schwarz nicht gelungen war.

Der Herzog besaß in der Nähe der Hauptstadt ein Landhaus, dessen reizende Lage ihn oft zu einem Besuche einlud. Hier erfreute er sich der Einsamkeit und der Ruhe, die nach anstrengenden Geschäften so wohlthuend ist. Nach dieser Villa begab er sich, um hier mit sich zu Rathe zu gehen, und wandelte unter den breitästigen Buchen und Eichen des Parkes, welcher sich zu einer mit schlanken Tannen und Birken besetzten Anhöhe hinzog und hier durch keinen Zaun eingeschlossen war. Aber umsonst strebte sein Geist einen Weg zu finden, der aus dem Irrsale, in das er gerathen war, zu führen vermochte, und mißmuthig kehrte er nach dem Gartensaale der Villa zurück und warf sich in einen Sessel. Nicht lange sollte er sich jedoch der Einsamkeit erfreuen, er vernahm Schritte, und als er sich unwillig erhob, trat ihm eine in einen weißen Schleier gehüllte weibliche Gestalt entgegen, warf sich zu seinen Füßen nieder und umfaßte seine Kniee.

Es war Gioconda.

Der Herzog war von dieser plötzlichen Erscheinung so überrascht, daß er in den ersten Momenten kein Wort, nur einen Ausruf des Erstaunens über die Lippen bringen konnte. Das Gesicht der Italienerin war bleich; nur in dem dunklen Auge, das um Mitleid bittend an dem Manne hing, den

sie so tief beleidigt hatte, glühte noch etwas von dem alten Feuer der genußbegierigen Jugend.

„Gioconda," hob der Herzog endlich an, indem er sie emporhob, „bist Du es wirklich, und wo kommst Du her?"

„Erst sage mir, daß Du mir vergiebst, denn ich habe schwer an Dir gesündigt!" erwiederte sie.

„Armes Geschöpf, ich verzeihe Dir! Setze Dich, Gioconda, und sage mir, was Dich hierher führt!"

„Auch Du hast mich getäuscht, Ottomar; denn ich weiß, daß Du ein Fürst bist! Doch, ich bin nicht gekommen, Dir Vorwürfe zu machen; als Büßerin erscheine ich, weil ich schwer gesündigt habe! Meine Mutter ist todt; Carlo, der Verführer, der mich mit den Banden der Hölle umstrickte, hat mich verlassen, und ich bin nichts mehr, als ein unglückseliges Weib, das von der Madonna Vergebung und die göttliche Hülfe erflehen muß!"

Der Herzog athmete tief auf; er konnte nicht ohne tiefes Mitleid auf Gioconda sehen, deren Blicke von einem unheimlichen Glanz leuchteten. Er ergriff ihre Hand und sagte:

„Das sind die Folgen solcher Verirrungen, Du armes Weib! Aber Du begreifst, daß wir getrennt bleiben müssen für immer!"

„Meinst Du," erwiederte Gioconda, „ich wäre gekommen, um die alte Stelle neben Dir wieder einzunehmen? Nein, Ottomar, ich weiß, daß ich Deiner nicht mehr würdig bin, daß wir geschieden sind für immer. Ich habe Dich

sehr geliebt, ja, ich liebe Dich noch! Aber, indem ich es offen ausspreche, verzichte ich auf Dich. Ich will sterben, in Deiner Nähe, in Deinen Armen aber möchte ich das Leben aushauchen, das keinen Werth mehr hat. Ich habe Dich nach langem Suchen gefunden, um Dich für immer zu verlieren! Lebe wohl, Ottomar, zürne der armen Gioconda nicht mehr!"

Nach diesen Worten umfaßte sie den Herzog krampfhaft, und als sie ihn wieder aus ihren Armen ließ, wendete sie sich zur Seite, nahm ein Fläschchen aus ihrem Gürtel und leerte schnell dessen Inhalt. Ein scharfer Geruch erfüllte plötzlich die Luft, der betroffene Fürst bog sich zu der unglücklichen Gattin herüber, aber sie sank lautlos zusammen. Gioconda war todt! — —

Bestürzt hob sie der Herzog empor; das zur Erde gefallene kleine Gefäß deutete an, welchen Tod die Entseelte gewählt hatte. Ihre Züge waren ruhig, kein Schmerz sprach aus ihnen. Die Hoffnung, die Folgen der raschen That zu beseitigen, war nur gering. Schnell eilte der Herzog nach dem Klingelzuge, um Hülfe herbei zu rufen. Aber diese erwies sich als vergeblich. Es wurde ein Arzt aus der nahen Stadt geholt; er kam, um den Ausspruch zu thun, daß der Tod sich seiner Beute vollständig bemächtigt habe.

Man zerbrach sich den Kopf in den verschiedenartigsten Vermuthungen, wer die Fremde sei, und der Herzog fand sich nicht veranlaßt, den Schleier von dieser Begebenheit zu

ziehen. Wer hätte ihn fragen sollen? Wohl aber verbot er der Dienerschaft, über diesen Vorfall zu reden, und der Arzt erfuhr nur, daß der Herzog die fremde Dame in dem Parke in dem Augenblicke gefunden habe, wo sie sich den Tod gegeben. Da die Herzensgüte und der wohlwollende Charakter des jungen Fürsten bekannt waren, so wagte Niemand, ihm eine Schuld irgend einer Art beizumessen, oder sonst Vermuthungen zu hegen, die mit jenen Eigenschaften im Widerspruche standen. Der Herzog befahl, daß der unglücklichen Fremden ein ehrenvolles Begräbniß auf dem Friedhofe des nahen Dorfes zu Theil werde. Einige Wochen später fand man auf dem Grabe der Unbekannten eine einfache Marmorplatte mit dem Namen Gioconda. Niemand konnte Auskunft geben, wer dieses Denkmal besorgt hatte, und dieses neue Geheimniß gab den Müßiggängern und Neugierigen einen bedeutenden Stoff zu allerhand seltsamen Erfindungen, die aber alle der Wahrheit sehr fern blieben.

Den Herzog hatte das unerwartete Ereigniß tief bewegt, obgleich dadurch das Hinderniß beseitigt wurde, welches sich zwischen ihn und Aurelie gestellt hatte. Mit Sehnsucht harrte er jetzt des Wiedersehens der Geliebten und zog mit Ungeduld Erkundigungen über den Aufenthalt des Fürsten und seiner Tochter ein.

Aurelie hatte das dem Herzoge gegebene Versprechen, des letzteren wahren Namen und Stand gegen ihren Vater nicht zu verrathen, treu gehalten, wenn sie auch den Grund

nicht begriff. Der Fürst von * liebte seine Tochter sehr und war darum eifrig für ihr Glück bemüht, das er jedoch nur in einer hohen Verbindung suchte. Umsonst schaute er sich aber nach einem ebenbürtigen Freier um. In dem angeblichen Grafen Norden einen solchen zu sehen, fiel ihm in der That nicht ein, und um Aurelien vor dieser ihm unangenehmen Verbindung zu bewahren, ergriff er das schon mehrfach erwähnte Mittel, er reis'te, wobei er ohnehin sparte, da er es verstand, sich mit einer geringen Dienerschaft zu begnügen. Als er die letzte von ihm in dieser Absicht unternommene Reise beendet hatte, vernahm er die unerwartete Thronbesteigung des jungen Herzogs, und zugleich wurde ihm die willkommene Nachricht, daß ein sehr begüterter, kinderloser Vetter gestorben war. Sofort machte er sich wieder auf den Weg, um die Erbschaft anzutreten. Aurelie blieb auf einem der Güter ihres Vaters zurück, sie war des Reisens müde und der Fürst unternahm es nicht, sie in ihrem Vorsatze, der Ruhe zu genießen, zu stören. Er entwarf, da er sich jetzt in einen reichen Mann verwandelt sah, allerlei Pläne; der bedeutendste darunter betraf die Vermählung seiner Tochter. Der junge Herzog war noch unvermählt, und der Fürst hielt es gar nicht für unwahrscheinlich, Aurelien bald als Herzogin begrüßen zu können. Ueber die hohen Vorzüge ihres Geistes, über ihre Schönheit herrschte da, wo man sie kennen gelernt hatte, nur eine Stimme, und er traute sich so viel Fertigkeit in der Kunst der Diplomaten zu, daß er es

wagen zu können glaubte, den Herzog in der gefälligsten Weise zu gewinnen. Ein zweiter Plan bezog sich auf den Glanz seines Hauses; er wollte, wie seine Ahnen, sich eines kleinen Hofes erfreuen, standesmäßig leben und in sorgenfreier Behaglichkeit den Rest des Lebens genießen.

So schnell wie möglich wurden die durch die Erbschaft herbeigeführten Geschäfte, wenn auch mit aller Pünktlichkeit, besorgt, und mit einer nicht unbedeutenden Geldsumme versehen, bestieg der Fürst seinen Wagen, welcher ihn zu Aurelien bringen sollte. Eines Nachmittags fuhr er langsam einen Berg hinan und sah einen jungen Mann am Wege sitzen, der ihm durch sein schönes Gesicht auffiel. Der Fürst hatte eine große Vorliebe für hübsche Dienerschaft, und als er des jungen müden Wanderers ansichtig ward, stieg sogleich der Wunsch in ihm auf, diesen Fremden der Zahl seiner Diener oder Hausbeamten einverleiben zu können. Durch seinen Jäger, der ihn stets begleitete, ließ er den jungen Menschen, dessen Kleidung auf einen Handwerksburschen deutete, herbeirufen und er fragte ihn selbst, wie er heiße und wo er hinwolle. Der Angeredete zog höflich und mit einem ihm von der Natur gelehrten Anstande seinen Hut und sagte, er heiße Anton Felner.

„Anton Felner?“ wiederholte der Fürst. „Der Name klingt gut. Sie scheinen sehr ermüdet zu sein, und ich will Sie daher nur ganz kurz fragen, ob Sie in meine Dienste

treten wollen, vorausgesetzt, daß Sie ein ehrlicher Mensch sind und die nöthigen Kenntnisse besitzen!"

„Ich bin ein ehrlicher Mensch und will gern dienen," erwiederte Anton erfreut.

„Gut, gut! Steigen Sie auf und nehmen Sie neben meinem Jäger auf dem Bocke Platz!"

Der Jäger rückte etwas zur Seite, damit sein neuer Kamerad sich setzen konnte. Aber ihm war diese übereilte Anwerbung eines neuen Dieners gar nicht recht, und er dachte im Stillen bei sich, sein Herr mache, seit er die Erbschaft im Kasten habe, so viel wunderliche Streiche, daß er noch einmal übel ankommen werde. Er prüfte, indem er diese Besorgniß hegte, den Fremden mit mißtrauischen Augen, und verschmähte es, ein Gespräch mit ihm zu beginnen, obgleich er zugeben mußte, daß dieser Anton sehr hübsch sei. Aber zu was dient eine so hübsche Larve? fragte sich der Jäger, welcher sich selbst für einen Adonis hielt; sie setzt die Weiber etwas in Aufruhr, bis sie einsehen, daß ein kluger Kerl, der seinem Herrn bis in's Herz schaut, doch noch mehr werth ist. — Wir wollen indessen nicht näher untersuchen, welche bedeutungsvollen Gründe der schöne Jäger zu dieser Richtung seiner Gedanken hatte, und begnügen uns, zu sagen, daß der neue Diener nicht nur seinem Herrn, sondern auch dem weiblichen Dienstpersonal des fürstlichen Haushaltes sehr wohl gefiel.

Kaum hatte der Fürst seine Tochter begrüßt und ihr in

einer gewissen Aufregung, die er bei hohen Personen für etwas Unstatthaftes hielt, von dem ererbten Reichthum erzählt, als er seine Idee, sein Hauswesen in eine anständige Hofhaltung umzuwandeln, mit vielem Feuer darlegte und die Nothwendigkeit, die Zahl der Dienerschaft zu vergrößern, als unabweisbar betrachtete.

„Du darfst Dich daher nicht wundern, mon enfant," fuhr er heiter fort, „daß ich bereits ein herrliches Exemplar eines dienstbaren Geistes, eines etwas erwachsenen Pagen, für die Prinzessin Aurelie mitgebracht habe. Ich wette, dieser junge Mensch ist ein Genie in seinem Fache, das beweis't schon die eigenthümliche Art, wie ich diesen irrenden Knappen gewonnen habe!"

Nach dieser Einleitung erzählte der Fürst, wie er Anton kennen gelernt und Aurelie erwiederte lachend:

„Diese Manier, einen Unterthan für unseren großen Staat zu gewinnen, ist allerdings sehr eigenthümlich und romantisch; ich bin wirklich sehr begierig, diesen Ritter von der Heerstraße zu sehen!"

„Sogleich soll er Dir zu Befehl sein! Fürchte nichts von ihm und traue meiner Menschenkenntniß!"

Anton wurde in das Vorzimmer gerufen, wo ihn Aurelie unter einigen freundlichen Worten in Augenschein nahm. Sie war von der Erscheinung des jungen Menschen angenehm überrascht, und als er sich wieder entfernt hatte, sagte sie: „Fällt Dir nicht eine Aehnlichkeit ein, Papa?"

„Allerdings ist mir, als hätte ich den jungen Menschen irgendwo gesehen; ich strenge aber umsonst mein Gedächtniß an, wo!“

„Das ist vermuthlich ein Irrthum! Nein, gesehen hast Du ihn früher vielleicht noch nicht, er sieht aber der Dora v. Bergen auffallend ähnlich!“

„Du hast Recht, wie konnte ich das verkennen! Es ist höchst seltsam!“

„Sollte dies ein bloßer Zufall sein? Wer ist der junge Mann, wo ist er zu Haus?“

Auf diese Fragen wußte der in den unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft nicht sonderlich bewanderte Papa keine Auskunft zu ertheilen, und Aurelie hütete sich, seine gute Laune durch ferneres Nachfragen zu verderben. Sie beauftragte aber eine Stunde später den Sekretair, über die Herkunft des hübschen Fremdlings Nachforschungen anzustellen, ihn aber auch gehörig zu überwachen, damit er außer Stand gerathe, dem Hause Nachtheile zu bereiten. Weniger ängstlich war in dieser Beziehung die Kammerjungfer Käthchen. Sie fand den Anton höchst liebenswürdig, und ließ sich über den neuen Ankömmling gegen den Jäger Hubert sehr offenherzig aus.

„Was haben Sie uns für einen netten Pagen aus der Fremde zugeführt, Hubert!“ sagte sie andern Tags. „Es ist wirklich ein reizender Mensch, obgleich er sonderbare Manieren hat. Er machte heute förmlich bei uns Allen die

Runde und schüttelte jedem die Hand auf so komisch treuherzige Weise, daß ich Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen. Aber eine Hand hat er, so hart und schwielig wie ein Holzhauer!"

„Nun, weiter wird er auch nichts sein!" brummte Hubert. „Aber noch etwas hat er, was Sie übersehen haben, Käthchen!"

„Und das wäre?"

„Unvernünftiges Glück! So mir nichts dir nichts vom Herrn auf der Landstraße aufgelesen zu werden, ist doch wahrlich ein unvernünftiger Treffer!"

Käthchen theilte diese Meinung keineswegs und machte eine schnippische Gegenbemerkung, worauf Hubert erwiederte, Anton scheine ihm ein Dummkopf zu sein, denn er wisse kein Wort zu sprechen.

Ueber die Wortkargheit des letzteren wunderte sich der Sekretair eben so, wie über dessen große Zurückhaltung. Denn der vielgeprüfte und daher in seiner Weise vorsichtig gewordene Flüchtling, in welchem der Leser längst den Sohn des Herrn v. Bergen wieder erkannt hat, wollte über sein Schicksal nur dem Fürsten Auskunft geben, so daß der Inquirent Mißtrauen schöpfte und sich bei dem Justitiarius des Fürsten Rath zu holen beschloß. Eh' er dies aber ausführen konnte, las er in einem öffentlichen Blatte die Flucht Anton Felners und anderer Züchtlinge aus der Strafanstalt zu Eichenried; es war auch eine Beschreibung der entflohenen

Personen beigefügt und der Sekretair nun nicht mehr in Ungewißheit darüber, wer der neue Diener sei. Er besprach sich mit dem Jäger Hubert und theilte ihm die aus dem öffentlichen Anzeiger entnommene Nachricht, welche der Vorsteher der Strafanstalt sogleich veranlaßt hatte, mit, bat ihn aber um einstweilige Verschwiegenheit. Hubert that, als habe er den verbrecherischen Landstreicher in diesem Anton sogleich erkannt; der Sekretair aber ließ sich bei der Prinzessin Aurelie melden, legte ihr das verhängnißvolle Blatt vor, und überließ es ihrem Scharfsinn, was man, ohne Aufsehen zu erregen und den Anstand zu verletzen, zur Beseitigung des Verbrechers Anton Felner thun müsse. Aurelie eröffnete unverzüglich ihrem Vater, was sie eben erfahren hatte, und der Fürst erstarrte fast vor Schreck.

„Nein, wie war es möglich," hob er endlich an, und maaß das Zimmer mit großen Schritten, „wie war es möglich, daß ich, der ich ein Menschenkenner zu sein glaube, nicht vermochte, in diesem abominablen Burschen den gemeinen Schurken zu erkennen! Sicher wegelagerte er damals, als ich ihn zuerst sah, und nur die kräftige Gestalt des bewaffneten Hubert hielt ihn ab, sein niedriges Handwerk zu üben!"

„War er denn bewaffnet?" fragte Aurelie.

„Ich habe keine Waffen bei ihm wahrgenommen; allein sicher hat er Dolch und Pistol irgendwo verborgen gehabt!"

„Der junge Mensch sieht aber so gut, ja selbst edel aus; er könnte auch unschuldig sein!“

„Ah bah! Er ist ein Cartouche, nichts weiter! — Ich begebe mich noch heute auf den Weg zur Residenz, wo ich Geschäfte habe, und werde in einem zweiten Wagen, versteht sich, unter sicherer Bedeckung, die sich als solche nicht verrathen darf, diesen frechen Burschen mitnehmen. Unterwegs trenne ich mich von dem zweiten Wagen und sende ihn unter Huberts Aufsicht nach Eichenried. Auf diese Weise vermeide ich jeden Eclat, und der Verbrecher kehrt in sein Cachot zurück!“

Gegen diesen Plan wußte Aurelie nichts einzuwenden, und der Fürst fuhr fort:

„Wie wäre es, mon enfant, wenn Du mich nach der Residenz begleitetest? Ich werde die Ehre haben, mich dem Herzoge vorzustellen, er wird mir dort einen Gegenbesuch abstatten, und es wäre mir lieb, wenn Seine Hoheit Dich kennen lernte!“

„Gestatte mir, lieber Papa, hier zu bleiben, und in Deiner Abwesenheit einen Theil der inneren Einrichtung des Schlosses, die Du beabsichtigst, in's Werk zu setzen! Wer weiß, ob der Herzog sich nicht veranlaßt sieht, Dich hier zu besuchen, und er soll mir hier sehr willkommen sein!“

„Ich gebe Dir nach und treffe sogleich die Vorbereitung zu meiner Abreise. Unterdessen walte hier, wie es einer Für-

stin geziemt! Du hast einen noblen Geschmack, und ich hoffe, Du wirst das Beste leisten!"

Aurelie war erfreut über ihres Vaters Nachgiebigkeit. Sie wünschte zwar dringend, daß er endlich über die Person ihres Verlobten aus seinem Irrthume gerissen werde, aber sie trug kein Verlangen, Zeugin eines Auftrittes zu sein, welcher den Fürsten aller Wahrscheinlichkeit nach in große Verlegenheit setzen mußte. Seit einigen Monaten hatte sie keine Nachrichten von dem Geliebten empfangen, und sie war schon früher im Begriff gewesen, ihren Vater zu belehren, wer der letztere sei, als sie von seiner Thronbesteigung hörte und daher Alles anwendete, ihren Vater zur Rückkehr in die Heimath zu bewegen, um endlich in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens eine Entscheidung herbeizuführen. Sie hoffte jetzt, ihr Vater werde ihr den Grund des räthselhaften Schweigens des Herzogs bald mittheilen können, und unter heißen Segenswünschen sagte sie dem ersteren Lebewohl.

Zum großen Bedauern Käthchens verließ Anton das Schloß, das er erst kaum betreten hatte; es gab aber darin plötzlich so viel zu thun, daß ihr keine Zeit blieb, trüben Gedanken nachzuhängen. Aus der nächsten Stadt langten Maler, Tapezierer und andere Arbeiter an, welche unter der mächtigen Einwirkung des Geldes des Schloßherrn in sehr kurzer Zeit das alte Gebäude so auszuschmücken verstanden, daß Aurelie ihre Freude an der neuen Schöpfung hatte. Sie besah die Entwürfe des Malers, änderte und besserte, aber

in so liebenswürdiger Weise, daß dadurch die Arbeit gefördert wurde, statt zu stocken.

Der Fürst fühlte sich frei von aller Beklommenheit, als er den Wagen, worin Anton unbefangen die Reise machte, von welcher er sich viel versprach, entlassen hatte, und den Weg nach der Residenz fortsetzen konnte. Er langte Abends daselbst an und hörte mit Vergnügen, daß der Herzog anwesend sei.

Es war erst kurze Zeit seit dem Tode Gioconda's vergangen, und der Herzog hatte sich ganz in sich selbst zurückgezogen; nur die dringendsten Geschäfte besorgte er mit gewohnter Pünktlichkeit. Der Ernst des Lebens war so plötzlich an ihn herangetreten, der jähe Tod der einst so geliebten Gattin hatte ihn so ganz unvorbereitet an die Hinfälligkeit des Daseins erinnert, daß er der Einsamkeit bedurfte, um sich wieder zu sammeln. Aber er verlor sich nicht in düstere Grübelei und wies jede traurige Betrachtung insofern von sich, als er sich seines hohen Berufes bewußt war, welcher unausgesetzte Thätigkeit von ihm forderte. Er sah mit dem Dichter in dem Leben die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, und wenn er auch der Abgeschiedenen eine Thräne des Mitleids nicht versagen konnte, so gehörte doch sein Herz ganz und ungetheilt der nur für ihn lebenden Aurelie. Zu ihr, der fernen Geliebten, um deren Verlust ihm so oft gebangt hatte, schwang sich sein Geist, und er harrte mit Sehnsucht der Stunde,

die ihn mit ihr, der theilnahmvollen, zartsinnigen Jungfrau, wieder vereinigen sollte. Nun waren ja alle Hindernisse überwunden, und er durfte Weh und Lust der vergangenen Tage ihrem Herzen anvertrauen, und diese Tage noch einmal genießen an der Seite der gleichfühlenden Freundin. Wie ein Vorbote bevorstehender schöner Stunden überraschte ihn daher die Anmeldung des Fürsten, seines künftigen Schwiegervaters; ja sie gab ihm einen Theil der alten gewohnten Heiterkeit zurück, denn er wußte ja, daß der Fürst ihm stets ausgewichen war, da der alte Herr in ihm früher weder den Prinzen, noch jetzt den Herzog vermuthete.

Aureliens Vater hatte seit einer Reihe von Jahren die Hauptstadt nicht betreten; er fand hier Vieles verändert und verschönert, und er beneidete den Herzog um eine solche Residenz. Ungeduldig harrte er des Augenblicks, der ihn mit dem jungen Herzoge bekannt machen sollte, und als er endlich in den Empfangssaal trat, wo ihm der Landesherr in absichtlich gewählter einfacher Kleidung entgegen kam, berührte es ihn sehr unangenehm, daß ihm gerade hier der ihm sehr unwillkommene Verehrer Aureliens in den Weg treten mußte, und seine Keckheit so weit trieb, ihm ohne Weiteres die Hand zu reichen! Er berührte diese nur leicht und fragte etwas verstimmt, wo er Seine Hoheit finden werde.

„Seine Hoheit der Herzog steht vor Ihnen, Durchlaucht,“ erwiederte lachend der Angeredete, „und freut sich herzlich,

einen alten Bekannten zu begrüßen und das Incognito endlich bei Seite stellen zu können!“

„Mein Gott, ist es möglich!“ stammelte der Fürst in großer Verlegenheit.

„Ohne Zweifel! Das kommt davon, wenn man so viel auf Reisen ist und vom herzoglichen Hause keine Notiz nimmt, so daß man keins der Mitglieder desselben kennt!“ sagte der Herzog, den heiteren Ton fortsetzend. „Doch nun folgen Sie mir, wenn ich bitten darf, in mein Zimmer, Sie müssen mir ausführlich erzählen, wie es Ihnen in der letzten Zeit ergangen ist, wie sich vor Allem Prinzeß Aurelie befindet!“

Der Fürst erzählte, wenn auch mit Zurückhaltung, Alles, was der Herzog zu wissen begehrte, und war am Ausführlichsten bei der Schilderung seiner Reisen. Als er hierbei auch Paris erwähnte, fiel der letztere ihm in die Rede und sagte:

„Vergeben Sie diese Unterbrechung; aber ich weiß, daß Sie mich auch einmal in Paris vermutheten, denn so hat mir gelegentlich der Freiherr v. Bergen erzählt, ich war aber nicht dort!“

„Ja, Königliche Hoheit, ich fürchtete damals für das Herz meiner Tochter, die dem mir unbekannten Grafen gar nicht abgeneigt war! Also Hoheit kennen den Freiherrn v. Bergen?“

„Allerdings! Seine Tochter und die Ihrige sind Freun-

dinnen. Ungemein würde ich mich gefreut haben, wenn Prinzessin Aurelie ihren Vater begleitet hätte, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, sie hier in der Hauptstadt begrüßen zu können. Wollen Sie mir gestatten, mein Fürst, Sie nach Ihrem Landsitze zu begleiten, um mich nach dem Befinden der Prinzessin zu erkundigen?

Der Fürst verbeugte sich zustimmend und flüsterte etwas von der hohen Ehre. Eigentlich aber war ihm das Begehren des Herzogs, in dessen Benehmen er diplomatische Feinheit zu vermissen glaubte, gar nicht recht; denn er fürchtete, der junge lebhafte Herr gehe nur darauf aus, sich zu vergnügen. Der Herzog sah die kalte Miene seines Gastes; er lächelte und sagte:

„Vergeben Sie, Durchlaucht, wenn ich in guter deutscher Weise meine Wünsche und Meinungen frei ausspreche, und so vernehmen Sie denn, daß ich Ihre Tochter schon lange liebe, daß ich mir kein reineres Glück denken kann, als das an Aureliens Seite!"

Des Fürsten Züge strahlten plötzlich vor Freude; er sah den Herzog einige Augenblicke erstaunt an; dieser aber reichte ihm die Hand, und empfing von seinem Gaste die Versicherung, daß so eben dessen kühnster Wunsch in Erfüllung gegangen sei.

„Wenn sich unsere Wünsche in dieser mir so wichtigen Angelegenheit begegnen," sagte der Herzog, „so kann ich in diesem Umstande nur die Bürgschaft für das Wohl beider

Theile finden. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß es mir gelungen ist, mir die Neigung Ihrer liebenswürdigen Tochter zu erwerben; wir sind beide einig, und längst würden Sie von diesem Verhältnisse Kenntniß erhalten haben, wenn nicht Hindernisse der eigenthümlichsten Art eingetreten wären, von denen ich Ihnen nächstens Kenntniß geben werde. — Was meinen Sie, wenn wir meine holde Braut so bald wie möglich überraschten?"

Der Fürst erinnerte sich zwar, daß sein Landsitz jetzt unter den Händen verschiedener Handwerker sich wesentlich verbessern sollte und daher für den Augenblick nicht ganz geeignet erschien, einen hohen Gast zu empfangen; es waren jedoch noch verschiedene hübsche Zimmer vorhanden, welche nach seinem ausdrücklichen Befehl bleiben sollten, wie sie waren, da sich an diese Räume bedeutungsvolle Erinnerungen des Fürsten knüpften. Er erwiederte seinem künftigen Schwiegersohne zuvorkommend, daß ihm nichts willkommener sein könne, als dieser Vorschlag. Der Herzog ertheilte daher die nöthigen Befehle und eine Stunde später saß er bereits mit seinem Begleiter im Reisewagen, welcher schnell über die Straßen rollte. Nur ein Kammerdiener begleitete den Herzog, und dies war dem Fürsten sehr erwünscht; denn ein größeres Gefolge würde ihn bei der Beschränktheit seiner jetzigen häuslichen Einrichtung, an die er nicht ohne Kummer denken konnte, in Verlegenheit gesetzt haben.

„Sie wundern sich vielleicht," hob der Herzog an, „daß

ich nicht einmal einen Adjutanten bei mir habe; aber ich will durch keine Begleitung behindert sein und mich der natürlichen Regung des Gefühls ungestört überlassen! Diese Verbindung ist ja kein überlegtes Werk der Staatskunst, die Herzen allein schließen sie!"

Der Fürst nickte seinen Beifall, denn er wußte nicht recht, was er antworten sollte. Als er sich vermählt hatte, dachte er nicht daran, sein Herz zu fragen; denn allerlei Rücksichten und fein überlegte Pläne führten seine Verbindung mit einer zuvor kaum gesehenen Gattin herbei. Aber er fand alle Ursache, dem Geschick für die getroffene Wahl zu danken. Die Mutter Aureliens war in jedem Betracht eine ausgezeichnete Dame, und obgleich sie hinsichtlich ihrer Naturgaben und Bildung über dem Fürsten stand, so verkannte sie doch seine rücksichtsvolle Verehrung für sie keinen Augenblick, und ihre Ehe war eine glückliche zu nennen. Dieser edlen Mutter verdankte Aurelie ihre gute Erziehung, und als letztere für vollendet gelten konnte, rief der Tod die Fürstin aus den Verhältnissen, welche ein unverschuldeter Vermögensverfall nach und nach alles Glanzes beraubt hatte.

Der Herzog kannte diese Verhältnisse aus dem Munde Aureliens, und es gewährte ihm das reinste Vergnügen, von der geistigen Ausbildung seiner schönen Braut mit dem Vater derselben zu reden, welcher es in der Bescheidenheit nicht so weit gebracht hatte, auf jeden Antheil an der Erziehung

der Prinzessin zu verzichten. Er lächelte sehr zufrieden und warf einige Worte zum Lobe seines Kindes hin.

„Es ist, glaub' ich, eine schwere Sache, einer Dame fürstlichen Standes die gehörige Erziehung zu geben," sagte der Herzog. „Aber die Aureliens kann ich nicht genug loben, denn ihre ungefälschte Natur ist dadurch nur entwickelt, nicht beeinträchtigt worden. Ihre Liebenswürdigkeit ist wie ein schönes Bild, das keiner Schule angehört, und ich hoffe, daß die anziehende Eigenthümlichkeit ihres Wesens zu ihrem und meinem Wohle keinem Wechsel wird unterworfen werden."

„Das ist auch nicht zu fürchten," erwiederte der Fürst; „Aurelie zeigte frühzeitig Festigkeit und Consequenz."

Die beiden hohen Reisenden wurden nicht müde, diesen Gegenstand ihrer Unterhaltung sehr lange festzuhalten; uneigennützige Liebe dehnte ihr Gespräch immer weiter aus, und die Zeit entfloh ihnen sehr rasch, obgleich der zurückzulegende Weg lang war. Der Fürst beklagte im Stillen, daß er den unverhofften Besuch seiner Tochter nicht hatte ankündigen können, denn er war kein Freund der Ueberraschungen. Von einer solchen versprach sich aber gerade der Herzog einen hohen Genuß, und er wollte sich diesen auch nicht verkümmern lassen. Als die Reisenden daher gegen Abend sich der Besitzung des Fürsten näherten, und der Herzog sich unterrichtete, daß unmittelbar am Schlosse ein kleiner Park liege, schlug er vor, den Wagen zu verlassen und durch den Garten zu gehen, um sich still dem Haupt-

gebäude nähern zu können. Der Fürst lächelte über die seltsame Laune des Bräutigams und ließ ihn gewähren. Mit großen Schritten folgte dieser dem sich durch die Gebüsche windenden Wege. Es war, als ob sein guter Geist ihm gesagt habe, wohin er sich wenden solle, um die Geliebte zu finden; denn Aurelie, die um dieselbe Zeit den Garten betreten hatte, stand plötzlich vor ihm, um in seine ihr entgegengebreiteten Arme zu sinken.

Der Ideenaustausch der Liebenden ist meistens nur ihnen ein Genuß. Wir belauschen sie nicht. Auch der Fürst wollte nicht stören, er vernahm die Stimme seiner Tochter, die einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken konnte, und schlug im väterlichen Wohlwollen einen Seitenweg ein. Es verging eine Viertelstunde, ehe die drei Glücklichen sich in einem Saale des Schlosses wiederfanden, wohin der besorgte Hausherr vorangeeilt war, um sich zu überzeugen, ob diese Räume zum Empfange eines Herzogs nicht zu schlecht seien. Aber der letztere hatte hauptsächlich nur Augen für die Dame, die traulich an seinem Arme hing. Als Aurelie ihren Vater eintreten sah, eilte sie ihm mit holdem Erröthen entgegen, sie küßte seine Hand und sagte:

„Du kennst nun meinen Verlobten, mein Vater, und ich bitte um Deinen Segen, wenn Du unser Bündniß billigst!“

Zum ersten Male seit langer Zeit überschlich den Fürsten eine tiefe väterliche Rührung; er umarmte segnend seine Kin-

der und war mit ihnen glücklich. Als die Wogen der Gefühle etwas tiefer gingen, nahm er mit Befriedigung wahr, daß der Herzog sich in dem Saale umschaute, einen Blick in die angrenzenden offenstehenden Zimmer warf, und sich lobend über das Schloß und dessen Lage äußerte. Aurelie deutete beiläufig an, was zur Verschönerung des alten Hauses unternommen werde, und ihr Verlobter bat, ihn Alles sehen zu lassen, was unter Aureliens Einfluß angefangen und gefördert worden war. Auch ihr Zimmer mußte sie ihm zeigen; es dunkelte aber bereits, und er gedachte der schönen Worte des Dichters: Willkommen, süßer Dämmerschein, der du dies Heiligthum durchwebst! Im Geiste ging er in die Vergangenheit zurück und sah die Geliebte, wie sie als Kind an der Seite ihrer Mutter die ersten Lehren empfing, ahnungsvoll den Gaben der Zukunft entgegenlächelte. Dort stand der Flügel, dem sie die lieblichsten Harmonien zu entlocken wußte, gegenüber der Schreibtisch, auf welchem so manches Wort vertrauender Liebe niedergeschrieben worden war! Und dieser Raum war so einfach, fast ohne allen jenen Schmuck, der die Prunkgemächer der Fürsten zu zieren pflegt; aber es waltete darin ein Geist, der mehr schafft als Glanz und Flitter, der Geist wahrer weiblicher Anmuth!

Aurelie sah die Bewegung des geliebten Freundes, es rührte sie, daß in dem Blicke, den er in dies Gemach warf,

wo sie seiner so oft gedacht hatte, seine ganze Seele lag, und ihre schönen Augen sagten ihm, daß sie ihn verstehe.

Unterdessen war der Fürst nicht unthätig geblieben, und hatte Alles angeordnet, um ein möglichst glänzendes Abendessen zu erzielen. Allein so vollständig es gelang, den Anforderungen des in der Gastronomie sehr erfahrenen Hausherrn zu befriedigen, so wenig wollte es ihm glücken, die Aufmerksamkeit seines Gastes auf die Wunder der Küche zu lenken. Dieser hatte nur Sinn für die Verlobte, und der Fürst mußte sich mit dem Bewußtsein begnügen, seine Pflicht gethan zu haben. Gern aber willigte er in das Verlangen des Herzogs, nebst Aurelien nach der Hauptstadt zurückzukehren, da ihm der Aufenthalt in dem mit Handwerkern angefüllten Schlosse sehr unbehaglich war.

Aurelie fühlte sich zu glücklich, als daß sie jetzt an die Geheimnisse hätte denken sollen, welche die Person des Herzogs längere Zeit umgeben hatten und vielleicht manchem weiblichen Gemüthe ein gewisses Mißtrauen eingeflößt haben würden. Sie lebte so ganz in der Gegenwart, daß sie der Vergangenheit kaum gedachte.

Anders war in dieser Beziehung die Gedankenrichtung ihres Verlobten. Er fand zwar keinen Grund, sich anzuklagen, aber er war nicht zufrieden mit sich selbst, er warf sich die Uebereilung vor, deren Folgen leicht hätten verderblich werden können, und er war entschlossen, sein Inneres der Geliebten klar darzulegen, keine Falte seines Herzens, welches

mächtige Leidenschaft bewegt hatte, vor ihrem klaren Auge zu verbergen. Als er daher anderen Morgens am Arm der schönen Braut den Park betrat und sich von ihr alle ihre Lieblingsstellen zeigen ließ, begann er einen Theil seiner Beichte und sagte:

„Ich habe Dir manche Aufklärung zu geben, meine Aurelie. Es darf zwischen uns kein Geheimniß stehen; denn nur wo klares Vertrauen ist, kann wahre Liebe gedeihen!"

„Das klingt ja so feierlich ernst! Hat mein Ottomar mir so Bedeutendes zu enthüllen, etwa aus der Geschichte seines allzufeurigen Herzens?" fragte die Prinzessin schalkhaft.

„Wessen Leben wäre ohne Schuld? Ja, ich habe Dir Vieles zu erzählen; aber nicht hier möchte ich meinem eigenen Verlangen genügen, sondern in meinem Landsitze, dem vertrauten Zeugen aller der ernsten Gedanken, die in den letzten Monden durch meine Brust gezogen sind. Hier aber wollen wir nur heiter sein wie die Kinder, und wir können es, Aurelie, denn vor uns liegen nur Glück und Frieden!"

Wohlbehalten erreichte das edle Paar nebst dem Fürsten die Hauptstadt, und der Herzog begleitete seine Gäste nach der nahe gelegenen Villa, welche vermöge ihrer inneren Einrichtung zum Empfang der letzteren keiner Vorbereitung bedurfte. Aurelie fühlte sich von den Räumen, die der Herzog nach seinem Geschmack gestaltet hatte, heimathlich angesprochen. Sie empfand auch hier die schöne Wirkung des Einklangs ihrer Seelen, und als sie am andern Morgen an seiner Seite von

Zimmer zu Zimmer ging, wurde sie namentlich von einem derselben, das einer Kunstwerkstätte nicht unähnlich war, denn es enthielt eine Menge von uneingerahmten Gemälden, Skulpturen und Zeichnungen, gefesselt. Unter den an die Wand gelehnten Bildern zog sie besonders der ausdrucksvolle Kopf einer Italienerin an, den sie sogleich auf eine der vorhandenen Staffeleien stellte und mit Kenneraugen betrachtete. Es war das Bildniß Gioconda's.

„Wer ist dies schöne Mädchen?“ fragte Aurelie. „Es ist vermuthlich Portrait, nicht wahr?“

Der Herzog bejahte diese Frage und fügte hinzu: „Sieh Dir dies Gesicht genau an!“

„O, dieser Aufforderung bedarf es kaum,“ fiel Aurelie ein, „diese Züge sind so schön und edel geformt, daß man Stunden lang hinein schauen könnte, ohne zu ermüden. In dem Auge scheint zwar ein unheimliches Feuer zu glühen, aber um den reizenden Mund spielen Grazie und Scherz!“

„Laß uns in den Garten gehen, Geliebte; dort will ich Dir erzählen, wen dieses Bild darstellt!“

Und so geschah es. Der Herzog rollte das treue Gemälde der Vergangenheit vor der Verlobten auf, und als er die letzte Stunde Gioconda's beschrieben hatte, deutete er mit der Hand nach dem Kirchthurme, welcher sich in der Nähe des Grabes der unglücklichen Frau erhob.

„Armes, verirrtes Geschöpf!“ sagte Aurelie, indem eine Thräne des Mitgefühls auf den Blumenstrauß fiel, den

sie in der Hand hielt. „Ich danke Dir, Ottomar, für Deine Mittheilungen; sie haben mir alle die Räthsel gelös't, die mir früher so viel zu denken gaben! Glaube nicht, daß Deine Bekenntnisse meine Liebe zu Dir verringern! Ich will mich bemühen, Dir Deine Gioconda zu ersetzen, Du sollst sie nie vergessen, aber an meiner Seite Dich daran erinnern, daß ein deutsches Mädchen uneigennütziger und treuer liebt, als diese am Fuße des Vesuvs gebornen und verwahrlosten Kinder Italiens."

„Früher überschlich mich wohl mitunter die Besorgniß," erwiederte der Herzog, indem er Aureliens Hand lebhaft drückte, „mein Verhältniß zu Gioconda, obgleich es eigentlich gelös't war, könne gar das Deinige zu mir erschüttern; aber ich habe doch kennen gelernt, wie hoch eine reine und tiefe Herzensneigung über den menschlichen Verhältnissen und ihren Formen steht. Unsere Liebe, meine Aurelie, ist frei von phantastischer Schwärmerei, sie beruht auf festem Grunde, auf der Uebereinstimmung der Gemüther, und ich hoffe, wir werden Anderen in Treue und Hingebung ein Beispiel geben!"

Beide hatten unter diesen Worten und ohne ihre Absicht auszusprechen, den Garten verlassen und waren dem Kirchhofe näher gekommen, den sie nach einigen Minuten betraten, um Gioconda's Grab aufzusuchen. Der schöne weiße Marmorwürfel, welcher ihren Namen trug, war von frischen Blumen umgeben, eine Rose lehnte ihren weichen duftigen

Kelch an den kühlen Stein, und ein Thautropfen rollte wie eine Zähre von ihren Blättern.

„Sieh, mein Ottomar,“ sagte Aurelie, „wie diese Rose zu trauern scheint an der Gruft einer schöneren, die der Sturm der Leidenschaft gebrochen hat!“

8.

Anton Felner, den wir von nun an nur mit dem ihm gebührenden Namen Max v. Bergen benennen werden, war, nachdem der Fürst sich bei einer passenden Gelegenheit von dem zweiten Wagen entfernt hatte, ohne Arges aus der Sache zu haben, seinen Begleitern ruhig gefolgt. Diese wollten ihre Sache recht gut machen, und erzählten eine sehr unwahrscheinliche Veranlassung ihrer besonderen Reise. Der junge Mann schöpfte einen noch ungewissen Verdacht, welcher aber an Stärke zunahm, als er die Gegend wieder zu erkennen glaubte, die er erst kürzlich verlassen hatte, die Gegend von Eichenried. Das Fuhrwerk, worin er sich befand, war ein offener Korbwagen und er sann, seiner Stärke und Gewandtheit vertrauend, auf Rettung durch die Flucht. Die beiden Männer, welche ihn bewachen sollten, waren sorglos und schläfrig geworden, und selbst der Kutscher zeigte Spuren von Müdigkeit. Diesen Umstand benutzte Max und sprang, als der Wagen langsam über einen Anger fuhr, so geräusch-

los herab, daß seine Entweichung erst bemerkt wurde, als er sich nur noch wenige Schritte von dem nahen Walde befand, dessen dichtes Gebüsch das Verfolgen des Entflohenen fast unmöglich machte. Der Jäger Hubert und sein Gehülfe gaben daher das Nachsetzen sehr bald auf, und überhäuften sich gegenseitig mit Vorwürfen über den Mangel an wachsamer Aufmerksamkeit. Sie beruhigten sich jedoch allmählich wieder und vereinigten sich dahin, so schnell wie möglich nach Eichenried zu fahren, und die abermalige Flucht des gefährlichen Menschen im Zuchthause zu melden. Auch kamen sie überein, zu ihrer Entschuldigung anzuführen, daß der Entsprungene von einigen Landstreichern nachdrücklichen Beistand erhalten habe.

Der Vorsteher der Strafanstalt hörte den Bericht des Jägers mit großer Theilnahme; denn er hoffte, dem Freiherrn v. Bergen, welchen bei seiner Ankunft in Eichenried die Nachricht von der Flucht seines unglücklichen Sohnes sehr schmerzlich berührt hatte, die beruhigende Versicherung geben zu können, daß der Entflohene sich noch in der Umgegend aufhalten müsse.

Der sogenannte schwarze Heinrich hatte sich endlich entschlossen, ein offenes Bekenntniß abzulegen, und hierdurch, sowie die Angaben des eingezogenen Pächters Bittermann, welcher in Folge der von dem ersteren erhaltenen Anleitung das Lügengewebe vollendete, wurde der Hergang der Begebenheiten in das gehörige Licht gestellt, und die Unschuld des

entflohenen Max in Beziehung auf die angebliche Brandstiftung vollständig erwiesen. Das Gehöft worin man den jungen Mann eingesperrt hatte, war durch die Nachlässigkeit seiner Wächter in Brand gerathen. Heinrich Felner und Bittermann bereiteten sich in der angenehmen Aussicht, den ihrer Bewachung anvertrauten Max bald los zu werden, einen starken Punsch, berauschten sich und achteten des Feuers nicht, welches die in der Küche vorhandenen brennbaren Stoffe schnell ergriff und sich rasch verbreitete. Bittermann war dem Trunk ergeben, sehr herunter gekommen und hatte daher weder Knecht noch Magd; Felner aber erwartete täglich den ihm zugesagten Besuch des Matrosen, auf dessen Hülfe er rechnete. Max sollte auf ein Schiff gebracht und außerhalb Landes geschafft werden. Der Matrose blieb aber aus, und der verbrecherische Felner gerieth, als ihm die Flammen des Hauses entgegen schlugen, auf den schändlichen Gedanken, das Opfer seiner Habgier der Brandstiftung zu beschuldigen. Die Aussagen Gertruds bekräftigten die ihres Mannes, und es fehlte blos der Sohn des Herrn v. Bergen, um von ihm die Bestätigung dieser Bekenntnisse zu erhalten.

Bereits am Tage seiner Ankunft in Eichenried hatte der letztere, als er die Flucht seines Sohnes vernahm, und es war die erste Nachricht, die ihm mitgetheilt wurde, die Umgegend in Begleitung Pauls nach dem Entflohenen durchforscht; allein er kehrte nach einigen Tagen unverrichteter Sache zurück, und mußte nun vernehmen, daß der junge Mensch

Eichenried so nahe gewesen sei! Nochmals machte er sich mit unserem Freunde auf, um jetzt zu erreichen, was bei dem ersten Versuche mißlungen war, und beauftragte zugleich eine Anzahl zuverlässiger Personen mit dem Geschäfte der Nachforschung.

Unterdessen floh derjenige, auf den sich die Aufmerksamkeit so Vieler richtete, in die Tiefe des Waldes, und erst, als er keine Verfolgung mehr fürchtete, warf er sich hinter einem dichten Gebüsche, von wo aus die nächste Umgegend übersehen werden konnte, auf das weiche Moos nieder, um sich auszuruhen. Sehr bald überzeugte er sich jedoch, daß er nicht allein war. Wenige Schritte von ihm entfernt erblickte er plötzlich einen ihm unbekannten Mann, welcher, in Gedanken verloren, auf einem Baumstamme saß. Dieser Mann, der bitterste Feind des Flüchtlings, war jetzt in einer so verzweiflungsvollen Lage, daß er seinen Geist nur auf das Entsetzlichste richten konnte, was der Mensch unternehmen kann, auf Selbstmord. Der Leser erkennt in ihm den Geheimrath v. Roth, den Max früher nie gesehen hatte.

Durch Heinrich Felner war dem Geheimrath in der Hauptstadt über die ihm drohende Gefahr Bericht erstattet worden, und jener hatte die Weisung erhalten, den angeblichen Anton aus der Strafanstalt zu entfernen; der von dem kühnen Verbrecher entworfene Plan mißlang aber, wie wir gesehen haben, und der schwarze Heinrich wurde festgenommen. Herr v. Roth zweifelte jedoch nicht, daß der letztere seinen

Zweck erreichen werde, und erschrack daher sehr, als er durch den bereits erwähnten Unterbeamten der Strafanstalt, den geheimen Verbündeten Felners, die unerwartete Kunde erhielt, daß die Unternehmung gescheitert sei. Der ihm durch die Post zugekommene Zettel war so kurz abgefaßt, daß der Empfänger noch einige Hoffnung hegen zu dürfen glaubte, und er reis'te daher in die Gegend von Eichenried, um den Beamten selbst zu sprechen. Dieser hatte seine Stelle eingebüßt. Denn obgleich die Untersuchung in Beziehung auf ihn die volle Wahrheit nicht enthüllte, so ergab sie doch, daß er sich bei dem auf das Zuchthaus unternommenen Angriffe sehr unthätig und lässig gezeigt hatte. Er hielt sich einstweilen in dem benachbarten Dorfe auf, wo der Geheimrath v. Roth unter einem angenommenen Namen kurze Zeit zu verweilen gedachte, um ihn zum Zweck einer Unternehmung herbeirufen zu lassen. Der pflichtvergessene Beamte war von der Lage der Sache sehr genau unterrichtet, und die Schilderung derselben genügte dem Anstifter so großen Unheils, so vieler verbrecherischen Unternehmungen, jede Hoffnung auf einen nur einigermaaßen befriedigenden Ausgang aufzugeben. Er entließ seinen Berichterstatter mit einem ansehnlichen Geldgeschenk, und faßte den Entschluß, sich das Leben zu nehmen, welches ihm jetzt nur eine drückende Last war. Seinen einzigen Sohn erachtete er für verloren; es blieb ihm jetzt nichts mehr, als die Reue, und gegen diese sträubte sich sein verhärtetes Gemüth, in dessen finstere Tiefe die Religion,

diese milde Trösterin, noch nie einen Strahl geworfen hatte. Von Ingrimm über sein Mißgeschick ergriffen, verließ er das ärmliche Wirthshaus des Dörfchens und ging in den nahen Wald, um hier an den Zweigen eines Baumes sein Dasein zu enden. Der Wald lehnte sich an einen Kalkfelsen, der größte Theil des Bodens hatte eine Kalkunterlage und wies eine Anzahl von Höhlen und sogenannten Erdfällen auf, die zum Theil sehr tief und mit Wasser angefüllt waren. Der Anblick dieser Gewässer führte den Unglücklichen zu einer Aenderung seines Entschlusses; er wollte in einem derselben sein Grab suchen. Er setzte sich auf einen Baumstamm und überlegte, ob diese Gruft tief genug sei, sein Elend zu bergen.

Diesen letzten, geringen Kampf las Max in den Zügen des ihm fremden Mannes, welcher ihm großes Mitleid einflößte. — Er erhob sich mit ihm gleichzeitig, und als er ihn in das Wasser stürzen sah, sprang er ihm nach. Max hatte während seines Aufenthaltes bei dem Scholaster im Schwimmen Unterricht erhalten; es gelang ihm, den Sinkenden beim Rocke zu fassen und an das Ufer zu ziehen. Kaum war es geschehen, als einige Leute diesen Theil des Waldes betraten, Andere folgten auf ihren Zuruf; es waren der Freiherr v. Bergen und Paul. Unser Freund erkannte sogleich den Flüchtling und den aus dem Wasser Geretteten —

„Hier ist Max!“ rief Paul aus, als er den jungen Mann in's Auge faßte, und der Freiherr eilte auf ihn los und preßte ihn mit Gefühlen an sein Herz, die ihn in ihrem

plötzlichen Drange überwältigten. In einiger Entfernung hielt ein Wagen; zu diesem geleitete der Freiherr den wiedergefundenen Sohn, welcher nur mit vieler Mühe zu der Ueberzeugung zu bringen war, daß er mit seinem Vater wieder vereinigt sei, und keine feindliche Verfolgung mehr zu fürchten habe. Seine nassen Kleider wurden ihm abgezogen, die Begleiter des Freiherrn und dieser selbst versahen den Jüngling mit dem Nöthigsten, um ihn mit Anstand in das Haus der Bergräthin führen zu können, wo seit einigen Tagen Aufregung und Besorgniß geherrscht hatten.

Was Paul betrifft, so ordnete er das Erforderliche an, um Herrn v. Roth, welcher sich in einem bewußtlosen Zustande befand, nach Eichenried in Sicherheit bringen zu lassen. Er blickte mit Verachtung und Abscheu auf den Ohnmächtigen; denn es entstand anfänglich der Verdacht gegen ihn, daß er den Versuch gemacht, Max in das Wasser zu stürzen. Der letztere beseitigte bald diesen Irrthum, indem er den wahren Verlauf der Begebenheit erzählte und bei dieser Gelegenheit sein dem Mitgefühl stets geöffnetes Gemüth zeigte. Als Herr v. Roth endlich erwachte, befand er sich in einer Lage, die ihm auf den ersten Blick verrieth, daß an eine Errettung nicht zu denken sei. Er wußte nicht, wem er sein Leben verdankte, und als man es ihm sagte, gerieth er in eine Art von Erstarrung. Sollte es eine Nemesis geben, sagte er endlich zu sich selbst, sollte eine höhere Macht es so gefügt haben, daß der feurige Kohlen auf dein Haupt sam-

meln mußte, den du verderben wolltest? Oder ist das nur Zufall? — Lange grübelte er über diesen Gedanken, und er konnte sich zuletzt nicht mehr ableugnen, daß er an einem Abgrunde von Verbrechen, von geistigem Elend, welches Sühne erheischte, angelangt und kaum noch im Stande sei, sich vor dem Falle in diese grauenvolle Tiefe zu schützen. Er versuchte es nun nicht mehr, Hand an sich selbst zu legen, und ergab sich mit Entsagung in sein Geschick, indem er anerkannte, daß der Freiherr v. Bergen in seinem Rechte sei, wenn dieser Alles daran setzte, ihn zu vernichten.

Aber der Freiherr sann keineswegs auf Rache, er wußte, daß alle Schuld sich selbst auf Erden rächt und sein von unreinen Empfindungen nie berührtes Herz war nur voll Dankgefühl, voll Freude über den wiedergefundenen Sohn, den er jubelnd seiner Tochter in die Arme legte!

Dora hatte ihren Vater nach Eichenried begleitet; sie vernahm von ihm Alles, was Paul und Lasberg ihm mitgetheilt hatten. Der Freiherr entfernte sogleich den Schreiber Semler aus seinen Diensten, da es sich nicht mehr der Mühe lohnte, nachzuforschen, in welchem Maaße derselbe in die Geheimnisse eingeweiht sei, die jetzt enthüllt waren, und eilte mit Dora nach Eichenried, wo er seit einer Reihe von Jahren nicht gewesen war, wo so viele Gegenstände an eine glückliche Vergangenheit, den abgeschiedenen Freund, an die Gattin erinnerten, die ihm ebenfalls so früh entrissen worden war. Nur kurze Zeit konnte er bei dem Drange so wichtiger Ge-

schäfte der Bergräthin widmen; er führte ihr zur Entschädigung seine Tochter zu, welche längst Verlangen getragen hatte, die Heimath ihres Vetters Paul kennen zu lernen, und nun dem Glücke entgegen sehen durfte, den verloren gegangenen Bruder wieder zu erhalten.

Die Bergräthin hatte sich von Dora keine geringe Vorstellung gemacht, aber sie sah ihre Erwartungen dennoch übertroffen. Sehr bald wurde sie von Doras anspruchsloser Einfachheit gewonnen, und was das junge Mädchen betrifft, so schloß die Mutterlose sich mit zutraulicher Innigkeit an die würdige Frau an, zu welcher sie kindliche Neigung faßte. Mit fieberhafter Spannung sah Dora der Erscheinung des Bruders entgegen, und als endlich der Augenblick gekommen war, wo sie sich dieses Glückes freuen durfte, schwellte ihr Herz das lebhafteste Dankgefühl gegen den Geber alles Guten.

Es vergingen Tage, ehe diejenige Ruhe der Gemüther eintrat, die zum Genusse der Gegenwart so nothwendig ist. Paul sehnte hauptsächlich diese Ruhe herbei, und doch fand er sie am wenigsten. Sein Herz war zu voll, um Fassung und gleichmäßige Stimmung erlangen zu können; es harrte des Momentes, wo es alle seine Gluth und Liebe gegen Dora ausströmen durfte, wo ihm Gewißheit werden mußte, ob er von neuen Täuschungen befangen sei, oder nicht.

Und dieser Augenblick erschien. Paul hatte Dora versprochen, mit ihr durch die Räume des Klosters zu gehen

und ihr an Ort und Stelle die bedeutendsten Begebenheiten aus der Geschichte des alten Bauwerkes zu erzählen. Sie erinnerte ihn an das Versprechen, und Paul war sehr erfreut, daß er mit Dora allein den Spaziergang unternehmen konnte. Er fühlte sich aber beklemmt, seine Begleiterin war dagegen die Unbefangenheit selbst und äußerte ihr Erstaunen über die Größe der Reste des Klosters.

„Es ist eigenthümlich," sagte sie, „daß wir keine Klöster mehr bauen und doch mit einem wehmüthigen Gefühle diese Trümmer betrachten!"

„Wir stiften zwar solche Zufluchtsstätten nicht mehr," erwiederte Paul, „aber wir haben nicht alle Theilnahme für diese Schöpfungen verloren; ja, ich darf hinzufügen, auch unter den Protestanten sehnt sich wohl manches Herz nach der Abgeschiedenheit des Klosters, um sich einsamen Betrachtungen hingeben zu können!"

„Gehört Vetter Paul auch zu diesen ernst gestimmten Leuten?" fragte Dora schalkhaft.

„Zu Zeiten vielleicht! Nein, liebe Dora, ich denke nur an das frische, thätige Leben und hoffe, nicht nöthig zu haben, mich ihm zu entziehen. Aber ich verfalle zuweilen einer schwermüthigen Stimmung!"

„Wozu Sie keinen ausreichenden Grund haben!"

„Kennen Sie mich so genau? Wenn ich nun gerade jetzt unter den Zweifeln litte, welche eine unüberwindliche Neigung begleiten, den Zweifeln, ob meine Liebe erwiedert

wird?! — Sein Sie nicht böse, Dora, wenn ich Sie mit solchen Dingen unterhalte; aber ich muß diesen Kämpfen meines Herzens ein Ende machen! — Ich liebe Sie und weiß nicht, ob ich hoffen darf, von Ihnen nicht zurückgewiesen zu werden!"

Das Wort war heraus; Paul sah schüchtern und unsicher die schöne Freundin an, die an seiner Seite freudig erbebte und nach kurzem Schweigen lieblich erröthend ihm die Hand reichte und sagte:

„Sie haben nicht in meinem Herzen gelesen, Vetter! Dies gehörte Ihnen schon längst, und ich empfand dies damals am entschiedensten, als Sie für Ihren Freund Edmund um meine Hand warben!"

Paul umschlang seine Geliebte; sie erwiederte den Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, die so beglückende Worte geredet hatten.

„Längst, meine Dora, würde ich mich offen ausgesprochen haben," fuhr Paul fort, „wenn der arme Assessor so etwas hätte wagen dürfen; denn was konnte ich Ihnen bieten? Ich bin aber sehr glücklich, weit über alle Erwartungen hinaus! Der Herzog hat mir nicht allein einen bedeutenden Grundbesitz verliehen, sondern mich Unwürdigen auch zum Kabinetsrathe gemacht!"

Ausführlich unterrichtete unser Freund seine Verlobte über sein Verhältniß zu dem Herzoge und die sich daran reihenden Ereignisse.

„Unwillkührlich muß ich an den Ring des Polykrates denken," erwiederte Dora, während ein leichter Seufzer ihren Busen hob, „denn mir fällt ein, daß Aurelie, die ich immer für meine einzige wahre Freundin gehalten habe, die Gemahlin unseres Herzogs wird. Das ist zu viel Glück!"

„Wir wollen es so lange mit Bescheidenheit genießen, Dora, als Neid und Mißgunst es gestatten. Doch nur die Gegenwart ist unser, und wir wollen uns dieser freuen! — Was wird der Papa sagen, Dora?"

„Er liebt Sie und wird unsern Bund segnen, dessen bin ich gewiß. Deshalb wollen wir auch sogleich nach Haus gehen und den Eltern sagen, was sich mit uns begeben hat. Die Ruinen besuchen wir zu einer anderen Zeit!"

Und doch konnte sich das glückliche Paar noch nicht von den alten Mauern trennen, wo sie das erste und schönste Fest ihrer Liebe feierten. Sie hatten sich noch so viel zu sagen, was in der friedlichen Stille des Klosters leichter über ihre Lippen floß, als im Kreise der Angehörigen. Einige Stunden flohen ihnen wie Minuten dahin, und als sie eben den Kreuzgang verlassen wollten, trat ihnen der Freiherr an der Seite seines Sohnes entgegen. Die Umsicht des Vaters hatte bereits beim Verlassen der Hauptstadt für anständige Kleider des armen Max gesorgt, welcher so lange Zeit hindurch den unwürdigen Anzug der Züchtlinge tragen mußte. Wie stattlich nahm er sich jetzt aus, wie zufrieden strahlte sein kaum noch so düster blickendes Auge! — Dora

eilte auf den Vater zu und sagte ihm, was geschehen war; dem Bruder reichte sie die Hand, und ihr Auge schien ihn zu bitten, ihren Paul treu zu lieben!

„Ich danke Dir," sagte der Freiherr, „daß Du mir diesen zweiten Sohn zuführst, meine Dora! Gott segne Euren Bund, Kinder! Und Dir, Paul, brauche ich wohl nicht zu sagen, daß Du mein Kind immer in Ehren halten und lieben sollst, auch wenn Eure Jugend einmal dahin ist! Die wahre Liebe muß, dem reinen Weine gleich, mit den Jahren edler und stärker werden; ein unzerreißbares Band soll sie sein, das alle Stürme unserer Erdentage überdauert! Vergeßt meine Worte nicht, meine Kinder! Oft werdet Ihr sehen, wie viele Ehen leichtfertig geschlossen werden, wie oft sie mit scheinbarer Liebe beginnen und mit Gleichgültigkeit, ja mit Haß enden. Strebt zusammen, Euch geistig zu vollenden, Eins zu sein in Liebe und im Ringen nach wahrer Erkenntniß! — Und nun folget mir nach Haus! Wir wollen die Verlobung feiern, ein glücklicher Vater will Euch den Becher der Freude zutrinken und kein Störenfried soll unser Fest verkümmern!"

Dora hatte ihren Vater noch nie in so freudiger Aufregung gesehen; sie sagte es ihm unter Küssen und in der heitersten Stimmung betraten sie Alle die Wohnung der Bergräthin, die in den allgemeinen Jubel über die neue glückliche Begebenheit herzlich einstimmte, und erst jetzt Gelegenheit fand,

dem Freiherrn zu sagen, in welcher großmüthigen Weise der Herzog ihren Sohn belohnt habe.

„Du siehst, lieber Papa," fiel Dora lachend ein, „wie nöthig es ist, sich um Pauls und meine Gunst zu bewerben, wenn man höchsten Ortes eine Bitte anbringen will!"

„O weh!" erwiederte ihr Vater mit komischem Ernst. „Paul, Du wirst Deine Autorität bald anwenden müssen, wenn Du nicht das Weiberregiment haben willst! Doch, liebe Kinder, die Tafel harrt unserer, und wir wollen ihr trauliches Winken nicht verschmähen."

Lange herrschte in dem gesammten Familienkreise die reinste Heiterkeit, und nur allmählich stellte sich wieder der gemessenere Ton ein, den der Freiherr bei längeren Gesprächen liebte. Mit einer gewissen Besorgniß blickte er zuweilen auf Max, welcher sich noch nicht darin finden konnte, daß er diesem Kreise angehöre. Des jungen Mannes Stimmung war gedrückt; Mangel an Erziehung und Erinnerungen lasteten auf seinem Gemüthe, und er wagte kaum, fröhlich aufzuathmen. Schon in dieser Erscheinung zeigte sich die Abscheulichkeit des an ihm verübten Verbrechens, welches leicht zu einem geistigen Morde hätte werden können. Von allen Seiten wurde ihm aber freundlich zugesprochen, und man sah ihm an, wie wohl ihm die Sphäre der Liebe that, in welcher er jetzt athmen durfte. Seine edle Gestalt, die Frische seiner Gesundheit und der klare Verstand, den er darlegte, nahmen gleich anfangs für ihn ein, und die Hoffnung seines

Vaters, durch vernünftig angewendete Erziehungsmittel auf ihn vortheilhaft einwirken zu können, stieg immer mehr, je länger er sich mit ihm beschäftigte.

Nach Beendigung des fröhlichen Mahles lieh der Freiherr dieser beglückenden Hoffnung Worte. Max war in Gesellschaft Anna's, die sich an ihn mit ihrem liebevollen Gemüthe anschloß, in's Freie gegangen und sein Vater konnte sich daher gegen seine Freunde offen äußern. Die Bergräthin sagte, man könne dem Allmächtigen nicht genug dafür danken, daß Max unter so viel bösen Menschen gut geblieben sei, und man kam auf die Frage, ob die Menschheit im Ganzen sich verschlechtere, oder nicht.

„Wenn man den Richter fragt, welcher Jahr aus, Jahr ein Verbrechen untersucht," sagte Paul, „so dürfte wohl die Antwort nicht zum Vortheil der Menschen ausfallen!"

„Ja wohl, denn diese Herren verlieren inmitten ihrer Beschäftigung die Unbefangenheit des Urtheils!" erwiederte der Freiherr. „Aber trotz den traurigen Erfahrungen, die ich selbst gemacht habe, bin ich doch der Ansicht, daß die Menschheit, wo sie sich der wahren Kultur erfreut, auch fortgeschritten ist in sittlicher und religiöser Beziehung. Das Mittelalter war, trotz seiner Kirchenbauten, roh, und seine Zustände wird der Kenner der Geschichte nicht zurückwünschen. Da, wo der Mensch durch die zunehmende Wissenschaft dahin gelangt, einen prüfenden Blick auf sich selbst und die ihn

umgebenden Dinge zu werfen, kann er nur zum geistigen Fortschritt angehalten werden!"

„Und doch hört man so oft die Klage," fiel die Bergräthin ein, „daß die Herren der Wissenschaft, besonders die Naturforscher, vom Christenthume nicht viel halten!"

„Das sind nicht die ächten Söhne der Wissenschaft, es sind jene Natur-Pfuscher, die sich gleichsam in der Materie berauschen, um später in schaler Nüchternheit zu erwachen und im kurzsichtigen Dünkel nichts mehr zu sehen. Diese Leute sind eben so tadelnswerth, wie jene, die sich herausnehmen, die Pforten der Erkenntniß zu verriegeln. Der fällt dem bösen Princip anheim, welcher die höchste Kraft des Menschen, Vernunft und Wissenschaft, verachtet, wie der Dichter sagt. Die Wissenschaft ist die Dienerin der höheren Erkenntniß und der Religion; denn sie zeigt uns die Allmacht Gottes in den Wundern der Natur, sie lehrt uns Kräfte kennen, die unsere Väter für mährchenhafte Gebilde gehalten haben würden; und wenn wir auch nicht dahin kommen werden, zur Sonne emporsteigen zu können, so wird doch das Licht zunehmen, das unsere Einsicht in das Wesen der Dinge fördert!"

„Wir dürfen uns nicht zu sehr in dieses Feld vertiefen, lieber Papa," nahm Dora das Wort, „es ist für meine heutige Stimmung ein zu ernstes Thema!"

„Dora hat Recht," sagte die Bergräthin, „der Verlobungstag soll nur der Freude geweiht sein! Wir erfahren

vielleicht auch etwas Neues, denn dort kommt der Briefträger auf unser Haus los!"

Eine Minute später wurde ein Brief abgegeben; er war von der Prinzessin Aurelie, welche Dora schrieb, daß ihre Verlobung mit dem Herzoge durch ein glänzendes Hoffest gefeiert worden sei, dessen Anordnung und Leitung ihrem Vater außerordentliches Vergnügen gewährt habe. Paul vernahm diese Nachricht mit wahrer Freude und äußerte, sie sei ihm im Interesse des Herzogs von großer Wichtigkeit. Man bedrängte ihn mit Fragen, wie das gemeint sei, und als er erwiederte, der Herzog habe bisher in heimlicher Ehe gelebt, fand er keinen Glauben, und selbst der Freiherr meinte, der übermüthige Bräutigam wolle ihnen eine Schnurre vormachen. Paul entgegnete, er habe ganz unberufen und seiner Pflicht entgegen, eines Verhältnisses erwähnt, das als Geheimniß betrachtet werden müsse. Diese Versicherung verfehlte aber völlig ihren Zweck, wie das über seine Worte ausbrechende Lachen bewies, und er ließ daher die Lachenden bei ihrem Unglauben. Der Freiherr sagte:

„Man findet einmal mit gewissen Sachen keinen Glauben, und ich muß hierbei unwillkürlich an einen Schulkameraden denken, welcher trotz seiner ernsten Richtung von seinen jüngern Bekannten stets verhöhnt wurde, wenn er etwas Ungewöhnliches vorbrachte, und bei seiner seltsamen Anschauung der Dinge ereignete sich dies öfter zu seinem großen Verdruß. Er hieß Fritz Waldau und ich wohnte mit

ihm auf dem Gymnasium in der Residenz auf einem Zimmer; eine Zeit lang lebte ich nämlich nicht im Hause meines Vormundes. Eines Tages bekamen wir einen deutschen Aufsatz zu machen auf, die Schilderung eines Sonnenaufgangs. Fritz hielt die Sache für sehr schwer, denn er hatte die liebe Sonne noch nie bei ihrem Erwachen belauscht, und sagte zu mir: Weißt Du was, wir wollen gegen Abend nach den Kalkbergen gehen, dort übernachten und den Aufgang der Sonne abwarten; ich schreibe dann an Ort und Stelle Alles nach, wie es sich ereignet und mein Aufsatz muß sehr gut werden! — Gesagt, gethan. Wir zogen aus nach den Bergen. Auch hatte Fritz versprochen, für guten Mundvorrath zu sorgen. Aber als die schöne Sommernacht dem kühlen Morgen wich, war uns halb verschlafenen Beobachtern gar nicht poetisch zu Muth, und auf meine Frage nach dem Frühstück brachte mein Gefährte trocken gewordene Semmeln zum Vorschein, die kein ambrosisches Mahl gewährten. Die Sonne kündigte nun ihr Erscheinen an und Fritz machte sich an seine Arbeit und schrieb und schrieb, bis ich endlich die Geduld verlor und zum Aufbruch mahnte. Nach diesen Studien wurde nun der Aufsatz von ihm ausgearbeitet. Er ließ ihn aber nicht sehen und that sehr geheimnißvoll damit, bis ihn der Lehrer eines Tages in der deutschen Stunde vorbrachte und sagte: Aber Waldau, wie kann man eine so herrliche Sache so entsetzlich trocken und nüchtern beschreiben! Es ist ja, als ob Sie das bekannte Schauspiel nie

gesehen hätten! Fritz wußte nicht, was er von dieser Kritik denken sollte und sah den Lehrer mit Blicken des Bedauerns an!"

Die Verlobten lachten herzlich und Paul sagte: „Diese Geschichte erinnert mich daran, wie oft in den Schulen verkehrte Aufgaben gestellt werden, die meistens den Fähigkeiten der Schüler gar nicht entsprechen."

„Man fordert jetzt von der Jugend mehr, wie früher," erwiederte der Freiherr, „und ganz unabsichtlich emancipirt man sie vor der Zeit. Die Frühreife ist ein Unglück! — Wir sind wieder in einen ernsten Ton gerathen, und ein solcher gehört doch wohl dazu, wenn der Tag einer Vermählung festgesetzt werden soll; nicht wahr, Dora?"

Diese sah ihren Vater etwas ungläubig an und er fuhr fort:

„Ich rede im vollen Ernst. Ich denke, wir Alle reisen morgen nach der Hauptstadt, wo Paul nothwendiger Weise sein neues Amt antreten muß. Wir überlassen ihn dort einstweilen seiner Geschäftsqual, und treffen die Vorbereitungen zur Hochzeit, welche wir in Bergerode feiern wollen!"

Dora, Paul und seine Mutter stimmten freudig zu, und die letztere, welche in vielen Jahren ihr liebes Eichenried nicht verlassen hatte, überlegte mit hausmütterlicher Gewissenhaftigkeit, wie sich Alles am Besten einrichten lasse. Der Freiherr wußte ihr diese Sorgen auszureden. Sein

bisher so sorgenvolles Herz war der Last entledigt, die es gedrückt hatte, und er freute sich darauf, in dem einsamen Bergerode eine Anzahl fröhlicher Gäste bewirthen zu können.

Andern Tags verließ die Gesellschaft, welcher sich auch Pauls Pflegeschwester Anna anreihte, Eichenried, und in dem Hause der Bergräthin blieb nur die alte Köchin Katharine zurück. Sie flehte im stillen Gebet den Segen Gottes auf den jungen Herrn und seine liebliche Braut herab, und unterließ an den folgenden Tagen nicht, mitunter das Gut zu besuchen, welches, wie ihr die Bergräthin vertraut hatte, Pauls Eigenthum geworden war.

Unterdessen führte der alte Justizrath die Untersuchung gegen Heinrich Felner und Herrn v. Roth zu Ende. Der Freiherr v. Bergen und sein Sohn waren vor ihrer Abreise umständlich vernommen worden, und es wurde durch die Geständnisse der Schuldigen der von uns erzählte Hergang der Sache klar festgestellt. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß der angebliche Anton Felner der geraubte Max war. Der Aufseher Werner fühlte, als dies feststand, eine große Genugthuung, dem Vorsteher gegenüber, dessen Ungläubigkeit eine bedeutende Niederlage erlitt. Mit großem Eifer arbeitete nun der Vorsteher an der Verbesserung der innern Einrichtung der Strafanstalt, und erinnerte sich dabei der Vorschläge und Ansichten Lasbergs, welche dieser freimüthig ausgesprochen hatte. Er nahm sich vor, künftig in der Beurtheilung der dem Zuchthause überwiesenen Personen vorsichtiger zu sein,

namentlich dabei nicht von der Voraussetzung auszugehen, die Angabe ungewöhnlicher Schicksale ohne weitere Prüfung für Schwindelei zu halten. —

Max empfand auf der Reise nach der Hauptstadt ein großes Vergnügen. Wie viele Gegenstände fesselten seine Aufmerksamkeit, wie viele Fragen hatte er an den gütigen Vater zu richten, und welche Beruhigung fand dieser darin, den wißbegierigen Sohn zu unterrichten! Nächst dem Vater war es aber hauptsächlich Anna, die in ihrer kindlichen und liebevollen Weise dem jungen Manne ihre Theilnahme zeigte, und diese hauptsächlich in der unermüdlichen Beschäftigung mit ihm zu erkennen gab. Es begegneten sich hier zwei Kinderherzen, die, obgleich beide frühzeitig von einem rauhen Schicksale berührt wurden, ihre edle Natur bewährt hatten und in einem reinen Gefühle den Weg nicht verfehlten, den sie zu gehen ihrer Anlage nach bestimmt waren. Denn wenn auch Max die Jahre der Männlichkeit bereits erreicht hatte, so war er doch unter dem Schutze seines guten Genius ein Kind geblieben, dessen Gemüth die Saat des Guten und Schönen aufnahm, wie der fruchtbare Boden die Samenkörner, die sich allmählich zu tüchtigen Keimen entfalten.

Paul hatte den Klosterschatz gehörig verpackt und führte ihn mit sich, um ihn dem Herzoge persönlich zu überliefern. Der letztere empfing den neuen Kabinetsrath mit gewohnter Güte, überwies ihm eine ansehnliche Menge Gesuche und Bittschriften, und eröffnete ihm, in welcher Weise die Vor-

träge und die Erledigung der Arbeiten erfolgen sollten. Als dies abgethan war, ließ sich der Freiherr v. Bergen melden und der Herzog theilte diesem und Paul mit, daß Tages zuvor seine Verlobte, die Prinzessin Aurelie, nebst ihrem Vater wieder abgereis't sei und daß er seine Vermählung mit ihr im Herbst zu feiern gedenke. Der Freiherr stattete seine Glückwünsche ab und meldete dem Landesherrn die Verlobung Pauls mit Dora.

„Ich habe so etwas vermuthet," erwiederte der Herzog erfreut, „denn die Prinzessin deutete mir an, daß hier der Kabinetsrath der glückliche Bewerber zu sein scheine. Ich lobe Ihren Geschmack, lieber Werkmann! Hoffentlich schieben Sie die Hochzeit nicht zu lange auf!"

„Binnen vier Wochen soll sie stattfinden, wenn Hoheit es genehmigen wollen!" entgegnete der Freiherr.

„Das ist ja herrlich! In Bergerode wird das Fest vor sich gehen, denk' ich mir, wo ich öfters wie ein Wilddieb herumschlich, um Aurelien zu begrüßen. Sie weisen mir doch nicht die Thür, lieber Bergen, wenn ich mich als Hochzeitsgast einstelle?"

„Sie beglücken mich, Hoheit, durch diese uns Alle so hoch ehrende Zusage! Ich wagte es nicht, eine Einladung auszusprechen!"

„O, der Bedenklichkeit! Wie oft haben Aurelie und ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen und wie gern waren wir in Ihrem schönen Schlosse! Wir kommen tief in

die Schuld bei Ihnen und Sie dürfen immerhin in diesem Umstande unsere herzliche Zuneigung sehen!"

Bei diesen Worten reichte der Herzog dem Freiherrn die Hand und dieser beurlaubte sich. Als er sich entfernt hatte, sagte der Herzog:

„Dieser Bergen ist ein braver Mann, aber er hat etwas vom Republikaner, wenigstens schätzt er den Werth der constitutionellen Verfassung zu hoch!"

„Er schwärmt für gewisse Dinge," entgegnete Paul, „aber er ist so durchaus edel gesinnt und liebenswürdig, daß ich mich darüber wundern muß, wie dieser treffliche Mann so erbitterte Feinde haben konnte!"

„Ich bin auch weit entfernt, ihn anzuklagen, aber ich wundere mich, daß ein so klarer Kopf in staatlichen Dingen schwärmen kann. Sie wissen, Freund, daß ich mich nur als den ersten Beamten des Landes ansehe, und gern jeder vernünftigen Freiheit das Wort rede; aber dies hindert mich nicht, die sogenannten Constitutionen für etwas Verfehltes zu halten. Getheilte Gewalt ist eine halbe Gewalt, und der Fürst mag sie mit noch mehr Mäßigung üben, immer wird er den Kampf politischer Leidenschaften sich gegenüber sehen. Die reine Monarchie übertrifft jede Verfassung!"

„Ja, Hoheit, wenn die Person des Landesherrn die nöthige Bürgschaft giebt, daß er das Wohl des Landes nie einseitigen Ansichten opfern werde! Jede Staatseinrichtung ist vortrefflich, wo die Diener derselben ihre Pflicht erfüllen;

die beste Verfassung verliert unter der Einwirkung gewissenloser Räthe der Krone ihren Werth, und von dieser Ansicht ist der Freiherr hauptsächlich durchdrungen!“

„In diesem Punkte kann ich ihm nur beipflichten, wie ich ihn denn überhaupt liebe und schätze. Meine Erfahrungen reichen noch nicht sehr weit; aber soviel habe ich doch wahrgenommen, daß die Kammern sehr oft der Tummelplatz selbstsüchtiger Meinungen und einer gewissen Erwerbgier sind, die mich anekelt. Der Adel möchte gern von allen Steuern frei, der Kaufmann und Gewerbtreibende in keiner Art in seinen Spekulationen gehindert sein. Die Industrie hält eine Treibjagd und hetzt, unbekümmert um das Wohl der Mitmenschen, über das an manchen Stellen kaum aufblühende Feld des Lebens! Wo der Mensch nur dem Erwerbe allein lebt, da müssen die geistigen Güter in das Sinken kommen; Religion, Kunst und Wissenschaft gedeihen nicht, wo die Begierde nach Reichthum die edlern Regungen der menschlichen Natur überwindet. Alle Eisenbahnen und Fabriken fördern unsere geistige Entwickelung nicht; sie sind nur das Erzeugniß der Spekulation, jenes bösen Geistes, der die Menschen in zwei große Hälften theilt, in Reiche und Arme. In den großen Fabrikstädten kann man dies deutlich vor sich sehen! Der moralische Nachtheil, den der sogenannte industrielle Aufschwung nimmt, überwiegt den bei Weitem, welchen die Gelüste eines eigenwilligen, uneingeschränkt gebietenden Fürsten verursachen könnten. In unserm Jahrhunderte ist ferner aber

die öffentliche Meinung eine so große Macht geworden, daß gegen sie der Landesherr nichts unternehmen kann!“

„Ich wage dies Alles nicht zu bestreiten,“ erwiederte Paul, „um so weniger, als ich in dem angeblichen Höhepunkte der Industrie, die sich so oft in Täuschungen und Betrug verirrt, durchaus kein Heil für die Menschheit sehen kann. Das Leben bietet aber einmal diese sonderbaren Bestrebungen, und keine menschliche Macht kann sie hemmen. Die Vorsehung muß daher doch wohl in diesen Dingen einen höheren Zweck verfolgen. Es geht Alles nur bis zu einem gewissen Ziele, und es ist, wie das Sprichwort sagt, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!“

„Stehen Sie mir immer mit Rath und That, vor Allem mit offener Wahrheitsliebe bei, Werkmann; wir wollen sehen, wie weit wir kommen. Sie werden gehört haben, daß ich alle die zweideutigen Menschen aus meiner Nähe verbannt habe, die mir hemmend in den Weg traten. Das Ministerium ist neu gebildet und es besitzt das Vertrauen des Landes. — Doch nun genug hiervon. Etwas Wichtiges hat sich in Bezug auf mich ereignet, Gioconda ist todt! —“

„Ich wünsche Ihnen Glück! Die Unglückliche hat ihre Ruhe gefunden!“

„Ja, ich gönne ihrer Seele Frieden! Ein andermal will ich Ihnen erzählen, wie sie starb, wie ihre Reue mich tief ergriffen hat! — Sie wollen nun zu Ihrer Braut, ich sehe es Ihnen an und bin nicht böse! Die Liebe verklärt

das Leben; sie ist das schönste Geschenk der Gottheit! Grüßen Sie die reizende Dora, besonders aber Ihre brave Mutter, lieber Werkmann! Sie ist wahrlich eine Frau von deutschem Schrot und Korn!"

9.

Die Hülfe, welche Lasberg von seinem Freunde Paul begehrte, war ihm bereitwillig zugesagt worden, und mit großer Beharrlichkeit verfolgte er sein Ziel. Die bei Wiesenthal belegene Strecke Landes, in deren Schooße ein reiches Kohlenlager ruhen sollte, wurde von einem Sachverständigen gründlich untersucht, und sein Gutachten fiel so befriedigend aus, daß sich Lasberg keinen Augenblick bedachte und das Land ankaufte. Die Regierung genehmigte die Anlage der Kohlengrube, und schon nach wenigen Wochen gewährte sie eine überraschend große Ausbeute. Der neue Eigenthümer entfaltete eine Thätigkeit, in welcher er die jüngste düstere Vergangenheit fast vergaß. In derselben Zeit hatte der Vormund Corneliens den Wiederankauf des väterlichen Gutes bewerkstelligt, und bei der Besichtigung desselben Lasberg kennen gelernt, welcher ihm den Vorschlag machte, eine Reihe von Sümpfen trocken zu legen und sie auf diese Weise dem Ackerbau dienstbar zu machen. Die Kosten dieser Unternehmung waren allerdings nicht unbedeutend; allein sie wurden

durch den sichern Gewinn weit überwogen, und der einsichtsvolle Vormund bat daher Lasberg, das Geschäft der Entwässerung zu leiten. Lasberg wies es nicht von sich, und als der erstere kurz darauf Cornelien wiedersah und ihr beiläufig erzählte, daß er einen hübschen, gewandten und unternehmenden Menschen, Namens Lasberg, ein Amt, dessen gute Verwaltung großen Vortheil verspreche, übertragen habe, gerieth das junge Mädchen in so freudige Bewegung, daß der Vormund fragte, ob sie Herrn Lasberg genauer kenne.

„Er war früher mein Lehrer," erwiederte Cornelie, „und ich bekenne es Ihnen offen, daß er mein Verlobter ist. Meine Mutter ist zwar gegen dies Verhältniß, aber ich kann in dieser Angelegenheit ihr nicht gehorsam sein; denn ich liebe Lasberg und werde nie von ihm lassen!"

„Sie haben, wenn ich nicht irre, eine gute Wahl getroffen," erwiederte der Vormund; „denn Herr Lasberg ist so intelligent und strebsam, daß er den Werth des Gutes mit der Zeit verdoppeln wird!"

Dem Vormunde waren die Erlebnisse Lasbergs unbekannt; Corneliens Mutter hatte jedoch davon einige Kenntniß erhalten. Sie wußte, daß er bestraft worden war, kannte aber sein Vergehen nicht und vermuthete in ihrer Abneignng gegen ihn nur Schlimmes. Sie lebte so ganz nur dem Vergnügen der Hauptstadt, daß sie sich um das wiedererworbene Gut und dessen Verbesserungen gar nicht kümmerte; aber sie nahm, als der Vormund Lasbergs gegen sie

erwähnte, Veranlassung, gelegentlich ihre Tochter endlich zu bestimmen, ihr Verhältniß zu dem letzteren aufzulösen. Cornelie setzte ihrer Mutter nichts als Schweigen entgegen. Schon früher hatte sie alle Vertheidigungsgründe für den Verlobten erschöpft und durfte nicht hoffen, die Vorurtheile der Mutter mit Erfolg bekämpfen zu können. Diese aber deutetete das Schweigen der Tochter zu ihrem Vortheil und brach von der Sache ab.

An demselben Tage sollte sie aber noch durch eine zweite, viel ernstere Familien-Angelegenheit in große Aufregung versetzt werden. Es fand sich nämlich ihr Sohn Oskar unerwartet bei ihr ein, gab anfangs vor, er sei beurlaubt und gestand endlich, daß er den Abschied erhalten habe. Die bestürzte Mutter ermüdete nicht mit Fragen, und so erfuhr sie Alles. Der Befehlshaber des Regimentes, worin Oskar als Lieutenant diente, hatte die Untersuchung wegen Schuldenmachens und einiger thörichten Streiche, die seinem Rufe nicht vortheilhaft waren, gegen ihn eingeleitet. Oskar wurde aus dem Dienste ohne Gehalt entlassen, und da er gehört hatte, daß das väterliche Gut wieder angekauft worden sei, so zweifelte er nicht an der Wiederherstellung des alten Wohlstandes, ohne sich den Kopf zu zerbrechen, aus welcher Quelle derselbe geflossen sein könne. Briefe waren zwischen ihm und seiner Mutter nur sehr selten gewechselt worden, und daher rührte seine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der Familie. Er glaubte wagen zu können, die Mama in

der Hauptstadt aufzusuchen und lebte der kühnen Hoffnung, daß sie ihm die jugendlichen Thorheiten verzeihen werde.

Frau v. Seltiz hatte diesen Oskar als ihren Liebling betrachtet, früher mit zu weit gehender Nachsicht jeden seiner Wünsche erfüllt und sich fest eingebildet, daß ein so hübscher und gewandter Officier auf jeden Fall sein Glück machen müsse. Nun sah sie plötzlich das verzogene, sehr unwissende, in jedem Betracht herabgekommene Söhnchen in abgeschabter Kleidung und mit der frechen Miene des rücksichtslosen Abenteurers ausgestattet, vor sich und erschrack schon bei seinem Anblicke, der nichts Gutes verkündete. Wie stieg aber ihre Besorgniß zur Entrüstung, als Oskar mit der vollen Wahrheit hervortrat! Die einstige mütterliche Zärtlichkeit kehrte sich in das Gegentheil um, und Oskar erhielt von der empörten Dame den Befehl, das Haus zu verlassen, und zu sehen, wo er ein Unterkommen finde. Für einen Taugenichts, sagte sie, habe sie kein Mitleid.

Oskar war schlecht erzogen, leichtsinnig und dünkelhaft, aber sein Herz war nicht verderbt. Mit Entsetzen sah er jetzt die Folgen seines Lebenswandels und wendete dem Hause, worin er wie ein Kavalier aufgenommen zu werden vorausgesetzt hatte, zornig den Rücken. Aber es eilte ihm Jemand nach, ihn mit liebevoller Theilnahme zurückrufend, als er bereits die Hausthür erreicht hatte.

Es war Cornelie. — Sie führte den zürnenden Bruder in ihr Zimmer, suchte ihn zu beruhigen, und verhehlte ihm

nicht, daß es schwer halten werde, die zürnende Mutter zu versöhnen, aber sie deutete Oskar an, welche Verfügung die Tante Witting in ihrem Testamente getroffen habe und daß es ihm nicht an Unterstützung fehlen solle, wenn er ein besonnenes, thätiges Leben führen zu wollen verspreche.

Oskar reichte der Schwester seine Hand hin zum Pfande, daß er ihr folgen wolle, und sie fuhr fort: „Hier ist Deines Bleibens nicht, armer Oskar; aber gehe nach unserer alten Heimath; ich werde Dir einen Brief an den Doctor Lasberg mitgeben, welcher jetzt auf dem Gute und uns dort durch seine Kenntnisse nützlich ist. Dort kannst Du bleiben und thätig sein; das Weitere wird sich ja finden."

Oskar wußte nicht, in welchem Verhältnisse seine Schwester zu Lasberg stand, denn es war ihm darüber nie etwas mitgetheilt worden. Er erinnerte sich nur, daß der ehemalige Hauslehrer seiner Geschwister so heiße und war sogleich bereit, abzureisen. Cornelie versah ihn mit Geld, das er erfreut in seine leere Börse fallen ließ, und schrieb flüchtig einige Zeilen an den Freund, den sie beschwor, sich ihres verwahrlos'ten Bruders anzunehmen und ihn zu einer zweckmäßigen Beschäftigung zu veranlassen. — Unverweilt machte sich Herr v. Seltiz auf den Weg nach Wiesenthal und sah die heimathliche Gegend, die Zeugin seiner harmlosen Knabenzeit, mit sehr gemischten Empfindungen wieder. Es kam ein, wenn auch bis jetzt nur nach schwacher, Strahl der Erkenntniß in seine Seele; denn er fing an zu begreifen,

daß er thöricht gehandelt, seinen Beruf verfehlt und seine Zeit nutzlos verschwendet habe. Was er aber unternehmen solle, um das Alles wieder gut zu machen, das wußte er nicht. Er setzte seine Hoffnung nun auf den Doctor Lasberg.

Dieser empfing den jungen Reisenden nicht ohne Verlegenheit, da er in dem ältesten Sohne gleichsam das Haupt der Familie v. Seltiz sehen zu müssen glaubte, deren einstiger Stolz in der Gegend sehr bekannt war; allein seine Besorgnisse legten sich, als er den ihm überreichten Brief Corneliens gelesen hatte. Er reichte dem Bruder der Geliebten freundlich die Hand, und sagte ihm, wie viel Beschäftigung sich gerade jetzt auf dem großen Gute einem Manne biete, welcher Thätigkeit suche. Als ihm ferner die Aussicht eröffnet wurde, durch Beseitigung großer Sümpfe und einiger Teiche, die keinen Nutzen brachten, den Ertrag des Gutes bedeutend zu vermehren, ergriff ihn die Vorstellung bevorstehenden großen Reichthums mit aller Macht, und er sah in Lasberg, in dessen Kopfe alle die neuen Pläne entsprungen waren, den guten Genius der Familie.

„Wo haben Sie nur alle diese Ideen her, lieber Doctor?“ fragte Oskar.

„Ich habe lange genug auf dem Gute gelebt, um seine starken und schwachen Seiten kennen zu lernen! Auf die Sümpfe habe ich schon Ihren seligen Papa aufmerksam gemacht; er scheute aber die Kosten der Urbarmachung. Wir

können aber noch viel Gutes schaffen. Die Waldungen sind in der ganzen Gegend unverantwortlich vernachlässigt worden, und wenn man die Forstkultur im übrigen lieben Deutschland eben so mißachtet, so werden unsere Nachkommen weder Nutz- noch Brenn-Holz haben! Es fehlt noch an einem Gesetze, das die Eigenthümer der Waldungen nöthigt, sie in gewissen Gegenden zu schonen und forstmäßig zu behandeln. Dicht neben den erwähnten Sümpfen erhebt sich eine Reihe von Sandhügeln, auf denen gar nichts mehr wächst, wie der alte Verwalter behauptet. Aber er irrt sich."

„Ich kenne die Hügel noch sehr gut," fiel Oskar ein. „Dort lieferte ich an der Spitze meiner Spielkameraden den benachbarten Bauernknaben Schlachten! Ich bin aber neugierig, was Sie mit den Sandbergen anfangen wollen!"

„Noch heute habe ich in dem landwirthschaftlichen Journal gelesen, daß die Lupine im Sande gut fortkommt. Den größten Theil der Hügel wollen wir aber in einen Wald verwandeln; die Kiefer und die Birke verschmähen diesen Boden nicht, und vielleicht läßt sich bei der Nähe der Sümpfe ein Pumpenwerk anlegen, um ein Bewässerungssystem für einige Zeit einzurichten!"

Oskar ging mit Lebhaftigkeit in die Ideen Lasbergs ein. Beide stiegen späterhin zu Pferde, besahen die besprochenen Gegenden und setzten ihre Unterhaltung über die Pläne Lasbergs fort. Dieser führte seinen Begleiter auch zu den eben angelegten Kohlengruben, in denen mit allem

Fleiß gearbeitet wurde. Die nahe Stadt kaufte das neugewonnene Brennmaterial in großen Massen, da es billig überlassen werden konnte; ebenso verbrauchten die benachbarten Gutsbesitzer und Ortschaften viel, und Lasberg sah mit Vergnügen, daß er sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht hatte.

Auf dem Rückwege nach dem Gute sagte er zu Oskar: „Eine zweckmäßige und lohnende Thätigkeit ist das beste Loos des Menschen; sie muß nur nicht in gemeine Gewinnsucht ausarten. Wenn ich aus den angelegten Gruben nur ein mäßiges Capital erwerbe, dann lege ich eine Spinnerei hier an. Die in England erfundenen Spinnmaschinen erfordern nur wenige Menschenhände und liefern ein treffliches Garn. Jene Fabriken, wo eine große Anzahl von Arbeitern jeden Alters und Geschlechtes ihr dumpfes und einförmiges Leben führt, sind mir widerwärtig. Dennoch suchen so viele Menschen an diesen Orten ihren Erwerb und sehen z. B. den Ackerbau, diese edle, naturgemäße Beschäftigung, als etwas Geringes an! Ein tüchtiger Bauernstand ist ohne Zweifel ein großer Segen!"

„Und doch," fiel Oskar ein, „kehren viele der jungen Bauernburschen, die Soldaten geworden sind, nicht gern nach ihren Dörfern zurück; sie handhaben lieber die Muskete als den Pflug!"

„Im Soldatenleben ist viel Glänzendes, Lockendes; die wenigsten Soldaten denken an die ernste Bestimmung des

Kriegers, und gleichen nicht jenen alten römischen Helden, die im Frieden ihren Acker zu bauen verstanden. In unsern Zeiten will jeder gern genießen und so wenig wie möglich arbeiten. Aber dem denkenden Menschen ist die rechte Arbeit auch der wahre Genuß!“

Oskar vernahm auf diese Weise Dinge, die er nie gehört hatte; aber er fühlte sich durch die erhaltenen Belehrungen angeregt. Er empfand, wenn er seinen Blick auf die Vergangenheit richtete, eine tiefe Beschämung, und der ihm nicht mangelnde Ehrgeiz trieb ihn im Stillen an, es seinem jungen Lehrer wo möglich gleich zu thun. Er wußte nur noch nicht recht, wie er dies anzufangen habe, und erwartete auch in dieser Hinsicht unterstützende Anleitung.

Als die beiden neuen Bekannten nach dem Gute zurückkehrten, fand Lasberg einen Brief Pauls vor, welcher ihm seine bevorstehende Verheirathung mit Dora anzeigte und ihn sogar einlud, sich als Hochzeitsgast in Bergerode einzufinden. Lasberg empfand über dies Schreiben eine große Freude; er sah darin den Anfang der wahren Herstellung seiner Ehre. Allein sogleich fühlte er die Nothwendigkeit der Entsagung und er antwortete dem Freunde unter anderm Folgendes:

„Du weißt nun, Du liebenswürdiges Glückskind, was mich hier fesselt, und Du kannst, so wie Du mich kennen gelernt hast, leicht errathen, weshalb ich der Freude entsage, Dich und Deine Braut an den Traualtar treten zu sehen. Wenn auch alle Gäste mich willkommen hießen, mich würde

doch das bittere Gefühl der Unwürdigkeit inmitten des schönsten aller Feste überfallen! Nein, ich bleibe hier; mein Geist aber wird Dich umschweben und Dir zuflüstern, daß Du Dich im Genuß Deines Glückes hüten sollst vor Irrthum und Selbstbetrug, daß man auch in der Fülle der vom Geschick erhaltenen Güter die Kraft behalten soll, ihnen entsagen zu können!"

Paul mußte den Gründen des Freundes Gerechtigkeit widerfahren lassen und als er Lasbergs Brief dem Freiherrn zeigte, sagte dieser:

„In Lasberg ist ein guter Kern. Wie viele andere Tüchtige gelangt er durch Irrthum zur Wahrheit, und ich bin überzeugt, daß er seinen neuen Lebensweg nicht ohne bedeutenden Erfolg betreten wird. — Wie ist es denn mit Deinem andern Freunde, mit Edmund v. Beil?"

„Er wird kommen! Sein Brief ist sehr kurz, aber er athmet eine heitere Stimmung und ich freue mich sehr, ihn wieder zu sehen."

Die genannten Briefe waren Paul nach Bergerode, wohin er sich mit seinen Angehörigen begeben hatte, nachgesendet worden. Der Freiherr traf in dem alten Sitze seiner Väter in Gemeinschaft mit der Bergräthin, der erfahrenen Hausfrau, allerlei Vorbereitungen zur Vermählung des jungen Paares; aber ehe wir über dieses Fest Bericht erstatten, ist es nöthig, unsere Aufmerksamkeit auf Edmund zu richten, welchem es, wie der Leser weiß, gelungen war, dem Ver-

leumder Stolzenberg die Maske vom Gesicht zu ziehen. Nach dem oben erzählten Auftritte im Hause des Herrn v. Dallner war er darin noch öfter erschienen, um der tief gekränkten Emilie seine Hochachtung zu bezeugen. Immer mehr erkannte er den Werth des Fräuleins und er beklagte ihren bedenklichen Gesundheitszustand mit einer Theilnahme, die sich mehr und mehr steigerte.

Der Staatsrath unterließ nicht, bedeutende Aerzte um Rath zu fragen, und diese ließen ihn nicht ohne Hoffnung. Sie schlugen ihm vor, mit seiner Tochter auf das Land zu gehen und sie in ungestörter Ruhe einer Kur zu unterwerfen, welche mit sorgfältiger Genauigkeit vorgezeichnet wurde. Edmund war in Uebereinstimmung mit den Aerzten der Ansicht, daß tiefe Gemüthsbewegung an dem Zustande der Kranken den größten Antheil habe. Emilie hatte gelernt, auf Pauls Liebe zu verzichten, aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, seine Achtung verloren zu haben. Sie deutete dies mit Zartheit Edmund an, und dieser gab ihr die Versicherung, Paul sei von Hochachtung für sie durchdrungen und, wenn auch spät, von der wahren Lage der Sache unterrichtet worden. Diese in ihren Folgen sehr wohlthätige Versicherung beruhte aber nur auf der Voraussetzung, daß sein Freund sie genehmigen werde, wenn er vernehme, welches Verfahren der selbstsüchtige Stolzenberg sich erlaubt habe. Edmund wollte jedoch diese Angelegenheit in keinem Briefe an Paul erörtern; denn seit er die Erfahrung gemacht hatte, welche Nach-

theile ein solches Dokument zu bewirken vermochte, trug er Scheu, dem Papiere das anzuvertrauen, was sich mündlich besser abmachen ließ. Hierzu kam, daß er von Pauls Liebe zu Dora allgemach überzeugt worden war, und er glaubte dem Freunde, dessen Redlichkeit er kannte, wehe zu thun, wenn er ihn an das frühere Verhältniß zu Emilie erinnerte. Auch mußte sich Edmund sagen, daß er ja den ersten Schritt gethan hatte, dies Verhältniß aufzulösen. Weshalb Paul dem Freunde so spät die Mittheilung machen konnte, daß er mit Dora verlobt sei, haben wir gesehen. Ehe diese erfolgte, war in Edmund bereits der Entschluß gereift, Alles aufzubieten, um Emilien eine Entschädigung zu gewähren.

Der Vater der letzteren kaufte auf Edmunds Vorschlag ein in der Nähe von Beilstädt gelegenes Gut von mäßigem Umfange. Die Umgebungen des gut eingerichteten Wohngebäudes waren sehr geeignet, ein gedrücktes Gemüth zu erheitern, und von der Luft, welche von den herrlichsten Waldungen ihre Würze empfing, rühmte man, daß sie Brustkranken wohlthätig sei. Herr v. Dallner betrieb den Ankauf der Besitzung mit allem Eifer; denn er knüpfte hauptsächlich an die Nachbarschaft Beilstädts Hoffnungen, die er noch kurz zuvor für allzukühn gehalten hatte.

Emilie fand den Landsitz so reizend und ihren Wünschen entsprechend, daß sie ihn mit wahrem Vergnügen bezog. Schon nach wenigen Tagen glaubte sie sich wohler zu befin-

den, als in der Stadt, und indem sie ihre Spaziergänge nach den nahen bewaldeten Anhöhen fleißig fortsetzte, fühlte sie sich kräftiger und lebensmuthiger. Zu Haus wußte sie ihre Stunden mit Blumenzucht, Malerei und Lesen auszufüllen, und als Edmund sie eines Tages bei diesem angenehmen Geschäft überraschte, nahm er eine entschiedene Besserung ihres Zustandes mit unverhohlener Freude wahr. Emilie ward hiervon gerührt; sie zeigte dem Gaste ihre Blumen, ihre Zeichnungen und immer mehr sah er ein, wie zart und ächt weiblich sie zu empfinden wisse, wie richtig Pauls Urtheil war, das dieser nach seiner genauern Bekanntschaft mit Fräulein v. Dallner aussprach. Durch Cornelie war diese bereits unterrichtet worden, daß Paul binnen Kurzem sich mit Dora verbinden werde; sie wurde daher nicht überrascht, als Edmund diese Nachricht wiederholte, und der junge Mann hierdurch ermuthigt, Empfindungen Worte zu geben, die seit einiger Zeit in ihm erwacht waren. Denn wenn auch der Neigung, die ihm Emilie einflößte, die Poesie, jene berauschende Gewalt fehlte, worin das junge unerfahrene Herz so leicht die Bürgschaft unendlicher Dauer findet, so gründete sie sich dagegen auf hohe Achtung, auf den Werth eines edlen Charakters.

„Nennen Sie es nicht thörichte Uebereilung, mein Fräulein," hob er an, „wenn ich an Sie, deren Neigung zu meinem Freunde mir kein Geheimniß ist, die Frage richte, ob Sie mich nicht für unwürdig erachten, meine Hand, die

ich Ihnen biete, anzunehmen! Ich verlange keine augenblickliche Entscheidung!" —

Emilie wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen dürfe, indem sie Worte vernahm, die sie zu hören nicht erwartet hatte. Aber sie war auch nicht ungewiß über die Antwort. Die Erinnerung an Paul war ihr nicht schmerzlich mehr, und sie sah seinen Verlust als eine vom Geschick selbst geforderte Nothwendigkeit an.

„Sie haben mich überrascht," erwiederte sie, „aber ich bin die Ihrige, wenn Sie keinen Anstoß daran nehmen wollen, daß mein Herz noch vor nicht langer Zeit von einer leidenschaftlichen Neigung bewegt gewesen ist. Unsere Gemüther, glaub' ich, stimmen zusammen, und eine Verbindung, die sich auf gegenseitige Achtung gründet, kann unmöglich eine unglückliche werden! — Doch, eine Bedingung habe ich zu machen; meine Gesundheit hat sehr gelitten, und eine Zeitlang habe ich in der That gefürchtet, das Ziel meines Lebens sei sehr nahe. Sagen mir die Aerzte, daß keine Gefahr vorhanden ist, dann steht unserer Verbindung nichts entgegen!"

Edmund war durch diese verständige Antwort um so mehr erfreut, als er annehmen zu dürfen glaubte, daß keine Gefahr der Gesundheit Emiliens drohe. Dies sagten ihm auch die Sachverständigen und eröffneten es seiner von nun an sich täglich kräftiger fühlenden Freundin. Ihrem Vater hatte sie noch kein Wort von der Bewerbung Edmunds er-

öffnet, aber als sie ihn eines Morgens in der heitersten Stimmung begrüßte, sagte sie:

„Ich hoffe nun, in einigen Wochen ganz genesen zu sein, Papa, und ich sehe das Leben wieder mit andern Augen an. Deshalb darf es Dich auch nicht wundern, wenn ich Dir mittheile, daß Herr v. Beil vor wenigen Tagen um meine Hand geworben hat!"

Herr v. Dallner sah seine Tochter mit strahlenden Augen an und erwiederte: „Ich denke doch, Du hast ihn nicht abgewiesen; denn eine bessere, mir willkommnere Verbindung könntest Du gar nicht schließen!"

„Herr v. Beil wird uns noch heute besuchen, um von mir zu hören, daß ich ihm angehören will!"

Der fröhliche Vater umarmte seine Tochter, ja er vergaß für einige Zeit das Unglück, welches er, seiner Meinung nach so unverdient, erfahren hatte.

Edmund empfing an demselben Tage Pauls Einladung zur Hochzeit, und er beschloß, sogleich nach Bergerode zu reisen. Er war überzeugt, daß er für Dora einen Ersatz erhalten habe. Er durfte daher diesen Schritt wagen, auch trieb ihn ein gewisser Stolz an, dem Freunde zu eröffnen, daß er dessen Glück nicht zu beneiden brauche. In dieser Zuversicht eilte er nach dem Landsitze des Herrn v. Dallner, welcher ihn mit einer Wärme empfing, die das Herz des verabschiedeten Staatsmannes lange nicht beherrscht hatte. Mit angenehmem Erstaunen betrachtete er Emilien; es war,

als sei sie plötzlich eine Andere geworden. Ihr liebliches Gesicht trug fast die Farbe der Gesundheit, den Ausdruck heitern Seelenfriedens, dessen sie sich seit so geraumer Zeit nicht mehr erfreut hatte, und Edmund hörte mit herzlicher Freude ihre Versicherung, daß sie ihm gern ihr Wohl und Wehe anvertraue. Als sich der Bräutigam Abends verabschiedete, sagte er, daß ein unaufschiebliches Geschäft ihn nöthige, einige Tage lang den Anblick seiner holden Braut zu entbehren.

Emilie vermuthete nicht, welches Geschäft Edmund ihr entführe, und vernahm mit Vergnügen die wiederholte Aeußerung ihres Vaters, daß Herr v. Beil der liebenswürdigste aller jungen Männer sei.

Edmund rüstete sich unterdessen zu der Reise, an deren Ziel er doch nicht ohne Herzklopfen denken konnte. Aber er wurde mit so großer Herzlichkeit empfangen, daß er seine Verlegenheit bald überwand und dem Freiherrn, welcher mit der Anordnung der Festlichkeiten sehr beschäftigt war, seine Hülfe anbot, die auch nicht zurückgewiesen wurde. Dora ihrerseits lebte so ganz in ihrer Liebe zu Paul, daß sie nicht Zeit hatte, die Stimmung Edmunds zu beobachten, an dessen einstige Bewerbung sie kaum noch dachte. Der letztere gewann unter so günstigen Umständen seine Unbefangenheit wieder, und als er seinen Freund Abends spät nach dessen Zimmer begleitete, erinnerte er ihn an die erste Zeit ihrer Bekanntschaft, an ihre gemeinschaftliche Prüfung und das

Dallnersche Haus. Sie gingen Beide die inhaltreiche Vergangenheit durch, und wie Vieles hatte Paul mitzutheilen!

„Wir dürfen uns nicht über Mißgeschick beklagen," sagte Edmund, „und der Glückliche vergißt so leicht Derer, die es nicht sind!"

„Wie so? Ich will nicht hoffen, daß Du mir einen gerechten Vorwurf zu machen hast!"

„Nein, keineswegs! Ich wollte Dich nur an eine Dame, eine Freundin erinnern, die Dir einst theuer war, an Emilie!"

„Du mahnst mich an sie, Du, der mich aus allen meinen Irrthümern riß?"

„Ja, ich; denn ich habe Dir zwei wichtige Dinge mitzutheilen. Erstens war ich damals der Betrogene; denn der schändliche Stolzenberg hatte Emilien so geschickt bei mir aus Rache zu verleumden gewußt, daß ich mich keinen Augenblick besann, Dich von der angeblichen Sirene los zu machen. Es war eine Voreiligkeit, die Du dem Freunde verzeihen mußt. Die näheren Auseinandersetzungen muß ich mir noch vorbehalten. Stolzenberg ist entlarvt und gezüchtigt worden und Emilie hat eine kleine Entschädigung für ihren Verlust erhalten! Dies ist die zweite wichtige Sache!"

„Nun?" fragte Paul in gespannter Erwartung und in großer Erregung.

„Sie war lange Zeit sehr leidend, ist aber wiederhergestellt und meine Braut!"

Paul starrte den Freund einige Augenblicke sprachlos an, dann umarmte er ihn mit Innigkeit und erwiederte:

„Ich wünsche Dir Glück, Edmund! Du kannst ja nnn meiner Behauptung nicht mehr widersprechen, daß Emilie ein sehr liebenswürdiges Geschöpf ist! O grüße sie tausendmal von mir, und sage ihr, wie diese Wendung ihres Geschickes mich freut! Weiß sie, daß Du hier bist?“

„Nein! Ich fürchtete, ihr Vater, der große Politiker, der umgekehrt wie Diocentian, die ländliche Ruhe sucht, weil er muß, werde mir am Ende einen Auftrag in Beziehung auf Deinen Schwiegervater geben! — Was mich betrifft, so befinde ich mich in Beilstädt sehr wohl und beneide auch keinen — Kabinetsrath!“

Paul lachte und entgegnete: „Ich habe Dir ja gesagt, wie sehr mir der Herzog wohl will und aus welchem Grunde!“

„Ganz gut, aber ich glaube, daß Dir die Lust, ein selbstverständiger Mann zu sein, über kurz oder lang einmal über den Kopf wachsen wird!“ —

Noch mancherlei plauderten die jungen Männer, bis endlich die tiefe Nacht sie mahnte, die Ruhe zu suchen, deren sich das ganze Haus schon längst erfreute.

Wir haben den Leser in das alte, ihm bereits bekannte Schloß geführt, welches bald von hochzeitlicher Freude wiederhallen sollte, und wir müssen wenigstens versuchen, die frohe Feier in allgemeinen Umrissen zu beschreiben. Der Freiherr hatte dazu außer den bereits genannten Personen

einige alte Bekannte aus der Hauptstadt und mehre Nachbarn eingeladen; ferner aber nahmen seine Beamten und einige Geistliche daran Theil, unter denen namentlich der Pastor Walter zu erwähnen ist, welcher auf den Wunsch der Braut die Trauung vollziehen sollte. Als die Gäste sich zu versammeln anfingen, wurde dem Hausherrn die Ankunft zweier herzoglichen Wagen gemeldet; er eilte in den Schloßhof und begrüßte den Herzog, die Prinzessin Aurelie und deren Vater, welcher von dem letztern überredet worden war, die junge Braut persönlich zu beglückwünschen. Der zweite Wagen enthielt die Dienerschaft des Herzogs und des Fürsten; nur sehr schwer widerstand er dem Gelüste, bei dieser Gelegenheit den möglichsten Glanz zu entfalten. Der Herzog überreichte der Braut einen von Diamanten und Perlen strahlenden Schmuck und Aurelie, welche sich vorgenommen zu haben schien, die Förmlichkeit ihres Vaters durch liebenswürdige Natürlichkeit vergessen zu machen, steckte der Freundin einen eben so geschmackvollen als kostbaren Ring an den Finger. Die letztere hatte den bräutlichen Schmuck noch nicht angelegt; es war Morgen und erst am späten Mittag sollte die Trauung stattfinden. Der Freiherr führte seine Gäste nach dem Bildersaale, wo ein Frühstück genossen wurde, und dies entlockte dem Fürsten mehrfache Aeußerungen des Beifalls, die er dem Herzoge zuflüsterte. An diesen Genuß reihte sich ein edlerer, ein Concert, das durch eine zweckmäßige Auswahl der Musikstücke anregte und heiter stimmte.

Als der letzte Geigenstrich verhallt war, begab man sich hinab in den Park, wo das Brautpaar von einer Schaar festlich gekleideter Kinder nach einem mit Blumen reich geschmückten kleinen Wagen von antiker Form geleitet wurde, auf welchem das Paar unter Scherzen und Lachen Platz nahm. Der Wagen aber wurde nun von sechs Knaben nach einer köstlich mit Blumen und architektonischen Zierrathen ausgestatteten Halle gezogen, in deren Mitte sich ein Blumenthron erhob. Vor demselben stand ein rundbäckiger Lokkenkopf als Amor gekleidet; er empfing das Paar mit einem passenden Spruche und bat es, sich auf dem Throne niederzulassen. Nun erschien Hymen an der Hand Merkurs und hielt eine Lobrede auf die Liebe, und Merkur unterließ nicht, auf so drollige Weise Erläuterungen einzuschalten, daß sich der Zuhörer die reinste Fröhlichkeit bemächtigte. Kaum war das Gelächter zu Ende, so erschienen die Grazien, um die Braut nach dem Schlosse zurück in das Zimmer zu führen, wo ihr das Festgewand angelegt werden sollte.

Es war bald geschehen. Ein Kleid von rosafarbenem Atlas, reich verziert mit kunstvollen Spitzen, umschloß den schönen, in üppiger Jugendfülle prangenden Körper Dora's. Auf dem weißen Halse wiegte sich der Schmuck, den der Herzog ihr überreicht hatte, und große Zahlperlen umschlangen das weiche braune Haar, über welchem ein duftiger Myrthenkranz seine zierlichen Zweige ausbreitete. Aurelie selbst befestigte dies schöne Zeichen jungfräulicher Würde in den

Locken der Freundin, und diese mit einem Blicke liebevoller Bewunderung messend, sagte sie:

„So muß Dich der Bräutigam sehen, Du reizendes Kind! Ich werde ihn rufen lassen!“

Es geschah. Paul erschien und fand die schöne Geliebte allein. Sie schonte des kostbaren Gewandes nicht und schloß ihn unter süßen Thränen in ihre Arme. Kaum konnte er Worte finden für sein frohes Erstaunen, seine Zärtlichkeit!

„O Du schöne, holde Dora,“ hob er an, „ist es denn wahr, daß Du mein bist? Und was wär' ich denn ohne Dich geworden? In dem Meere trübseliger Geschäfte hätte ich mein besseres Selbst verloren, wäre vielleicht ganz darin untergegangen! Du hast mich emporgehoben, wieder zu mir selbst geführt und mich erkennen lassen, daß Deine seelenvolle Liebe das Alles ergänzt, was mir die Natur versagt hat!“

„Ach, wenn Du wüßtest, Paul,“ erwiederte sie, indem ihre kleinen Hände die Rechte des Geliebten umfaßten, „wenn Du wüßtest, mit welchem Stolz, mit welcher Lust ich dies Bekenntniß höre! Und doch sollst Du nicht gering von Dir denken, Du bist so reich an Gedanken und Empfindung, daß ich arm neben Dir erscheinen muß! Aber lieben wir uns nicht, sind unsere Seelen nicht ein unzertrennliches Ganzes?!“

„Wir wollen immer wahr sein und offen, laß unsere Treue unsere Stärke sein, das unverletzliche, heilige Siegel unserer Herzen!“

„Amen!“ sagte der hereintretende Freiherr, welcher ge-

rührt seine Kinder betrachtete und ihnen seinen Segen gab. Auch Max trat schüchtern näher und küßte die schöne Schwester.

„Aber nun ist es auch Zeit, zu gehen," erinnerte der Vater; „die Gäste sind in der Kapelle versammelt und der gute Pfarrer Walter harrt des Brautpaares!"

Die Trauung erfolgte und der Pfarrer Walter entwickelte bei dieser Gelegenheit eine so ausgezeichnete Rednergabe, daß der Herzog bewogen wurde, dem Geistlichen kurz vor der Tafel die Frage vorzulegen, ob er wohl geneigt sei, eine Stelle in der Hauptstadt anzunehmen. Walter erwiederte freimüthig, daß er allenthalben gern sei, wo er einen seinen Kräften entsprechenden Wirkungskreis finde. Und diesen fand er in der That ein Jahr später in der Nähe des Landesherrn.

Der hochzeitliche Schmaus wurde bis zum späten Abend verlängert; das Gesetz der Fröhlichkeit beherrschte Alle und ein glänzendes Feuerwerk beschloß auf würdige Weise den festlichen Tag.

Der Freiherr hatte seinen wiedergefundenen Sohn dem Herzoge vorgestellt und andern Tages, als der hohe Gast nebst der Verlobten und ihrem Vater den Entschluß ankündigte, abreisen zu wollen, bat der Schloßherr noch um eine Unterredung, die der Herzog sogleich gewährte.

„Ich wage an Ew. Hoheit die Frage zu richten," begann der erstere, „ob Sie geneigt sind, den Herrn v. Roth zu begnadigen. Er ist durch das Geschick selbst so nachdrücklich bestraft, daß es keiner weiteren Züchtigung bedarf!"

„Darf die Milde so weit gehen, lieber Bergen? Ich erin-

nere Sie an das unangenehme Sprichwort: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen! Lassen Sie uns erst den richterlichen Spruch abwarten, dann will ich einmal sehen, was ich thun kann! Und nun noch etwas, schicken Sie mir ihren Schwiegersohn bald nach, es harren seiner wichtige Geschäfte!"

10.

Zwei Jahre eilten nach den erzählten Ereignissen schnell dahin und was bringt ein so bedeutender Zeitraum nicht Alles! Wir sehen uns zunächst nach Lasberg um.

Mit unermüdlicher Thätigkeit hatte er gearbeitet und sein Kohlengeschäft nahm einen so bedeutenden Aufschwung, daß er bald über Mittel gebieten konnte, welche ihn ermuthigten, eine große Garnspinnerei einzurichten. Als der Freiherr hiervon hörte, denn er richtete fortwährend ein aufmerksames Auge auf Lasberg, so überraschte er diesen mit einem Besuche, prüfte seine Verhältnisse und Ansichten, und setzte ihn auf großmüthige Weise in den Stand, den genannten Plan schnell auszuführen. Auch das Gut Corneliens hatte durch großartige Verbesserungen einen Werth erlangt, auf welchen der alte Herr v. Woltershausen mit neidischen Blicken sah, und Lasberg befand sich auf diese Weise in einer so vortheilhaften Lage, daß er es wohl hätte wagen dürfen, Frau v. Seltiz um Corneliens Hand zu bitten. Allein als eines Tages die Baronin nebst Cornelien auf dem Gute er-

schien, traf sie unerwartet mit Lasberg zusammen und behandelte ihn mit so wegwerfendem Stolze, das er ihr sofort den Rücken kehrte und das Gut verließ. Oskar war Zeuge des Benehmens seiner Mutter gewesen und machte ihr deshalb Vorstellungen, in welche die von einem Spaziergange zurückkommende Cornelie einstimmte. Oskar nahm sich auch die Freiheit, daran zu erinnern, daß nur seine Schwester Herrin des Hauses sei, die Baronin blieb ihm kein Wort schuldig, und man konnte aus der Art und Weise, wie die Dame den Streit fortspann, deutlich ersehen, daß sie sich in einem sehr aufgeregten Zustande befand. Dieser entsprang aber nur aus körperlichen Ursachen, die man etwas zu spät würdigte. Die Baronin wurde ernstlich krank und von ihrer Tochter Cornelie mit einer Sorgsamkeit gepflegt, welche die Kranke sehr rührte, dergestalt, daß sie ganz umgewandelt zu sein schien und sogar eines Tages bat, man möge den Doctor Lasberg sagen, daß sie tief beklage, ihn gekränkt zu haben. Cornelie hatte mit ihrem Freunde in einem ununterbrochenen Briefwechsel gestanden und still auf den Zeitpunkt gewartet, wo Lasbergs mühsam errungene Selbstständigkeit ihm gestatten werde, sein Verhältniß zu ihr nicht mehr geheim zu halten. Sie freute sich der guten Stimmung der Mutter, und eröffnete ihr freimüthig, sie sei längst mit Lasberg verlobt und werde nie einem anderen Manne die Hand reichen. Die Baronin erwiederte mit matter Stimme, sie finde gegen diese Heirath nichts einzuwenden. Der hiervon

sogleich in Kenntniß gesetzte Vormund, welcher für Lasberg sehr eingenommen war, rieth Cornelie, ihre Verbindung mit dem jungen Manne zu beschleunigen; er erwirkte die Erlaubniß des vormundschaftlichen Gerichtes und die Baronin gab dem jungen Paar ihren Segen. Ganz im Stillen wurde die Heirath vollzogen, und Lasberg verlegte auf den Wunsch Corneliens seine Wohnung wieder nach dem Gute, dessen Verwaltung er übernahm. Nach einigen Wochen trat auch die völlige Genesung der Baronin ein; aber mit ihrer Herstellung kehrten der alte Hochmuth und ihre Abneigung gegen Lasberg zurück. Sie wollte durchaus nichts davon wissen, daß sie ihre Einwilligung in die Heirath ertheilt hatte, und gab zu verstehen, man habe ihre Krankheit gemißbraucht, ihre Zustimmung erschlichen; ja sie wurde gegen ihren Schwiegersohn so ausfallend, daß er sich genöthigt sah, sein gutes Recht freimüthig und mit Nachdruck zu vertheidigen.

In großer Entrüstung verließ die Baronin das Haus, ohne der unschuldigen Tochter ein Wort des Abschiedes zu gönnen, und begab sich nach der Hauptstadt zurück, wo sie ihren Zorn in der Fluth der Vergnügungen zu kühlen suchte. Sie hatte zufällig erfahren, daß Lasberg sich in einer Strafanstalt befunden habe und sie war unklug genug, hiervon den alten Herrn v. Woltershausen gelegentlich in Kenntniß zu setzen. Dieser grollte dem Doctor Lasberg und machte sich ein Vergnügen daraus, die erhaltene wichtige Nachricht in der Umgegend zu verbreiten. Das hierdurch erregte Auf-

sehen war zu groß, als daß es dem davon Betroffenen hätte verborgen bleiben können. Mehre Gutsbesitzer, mit welchen er in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte, zogen sich von ihm zurück, und nur diejenigen, denen Reichthum mehr galt, als guter Ruf, blieben ihm gewogen. Cornelie wurde von dieser traurigen Veränderung schmerzlich getroffen, aber ihr schönes Gemüth schmiegte sich nur um so inniger an den Gatten an.

„Du siehest, meine Cornelie," sagte Lasberg, „daß es ganz richtig ist, wenn ich behauptete, das Christenthum sei unter seinen Bekennern fast noch nirgends zur That geworden. Ist in dem Verfahren gegen mich eine Spur von Nächstenliebe zu finden? Und gerade die sogenannten Gebildeten sind diejenigen, welche in elenden Vorurtheilen mit dem schlechtesten Beispiele vorangehen!"

„Es ist leider wahr," erwiederte sie. „Aber wir wollen uns dadurch nicht beirren lassen. Hast Du nicht mich und Oskar, der Dir für seine durch Dich allein bewirkte Umwandlung so dankbar ist? Und wie ergeben sind Dir alle unsere Leute, wie sehr viel Vertrauen beweisen Dir alle die Arbeiter, die Du beschäftigst!"

„Diese Menschen stehen auch meinem Herzen weit näher, als die Schwätzer der höheren Stände. Darum erwählte auch Jesus, der Herzenskundige, seine Jünger unter dem Volke, dem Arbeiterstande; er suchte sie nicht in den Palästen. Und in der That, in diesen erinnert man sich des Christenthums meistens erst dann, wenn der Tod herannaht! — Ich höre einen Wagen in den Hof fahren; wer mag da kommen?"

Wenige Augenblicke später meldete ein Diener den Herrn v. Beil und Gemahlin; Cornelie eilte erfreut in den Vorsaal und lag in den Armen Emiliens, ihrer Verwandten.

Fräulein v. Dallner hatte Edmund ihre Hand gereicht und war ihm nach Beilstädt gefolgt. Sie hatte die Anzeige von der Verheirathung Corneliens erhalten und erschien mit ihrem Gemahle, um sich nebst diesem den Verwandten vorzustellen. Edmund kannte durch Paul Lasbergs Verhältnisse und war begierig, den Mann kennen zu lernen, dessen Geschick seinen Antheil erweckte. Er sah sich auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Der Ideen-Austausch beider Männer führte sie näher zusammen und sie gaben sich das Versprechen, einander so oft als möglich zu sehen. Lasberg erhielt auf diese Weise eine Entschädigung für das eben erfahrene Ungemach.

Es war natürlich, daß Beide ihres gemeinschaftlichen Freundes Paul erwähnten, sich nach ihm erkundigten. Sie hatten nur kurze Briefe aufzuweisen, aus denen erhellte, daß Paul ein glücklicher Gatte und Vater war.

„Was meinen Sie, lieber Lasberg," sagte Edmund, „wenn wir uns in Gesellschaft unserer Frauen aufmachten und diesen Kabinetsrath, der ein vornehmer Hofmann geworden zu sein scheint, in der Hauptstadt aufsuchten und ihn nöthigten, uns auf das Land zu begleiten?"

Lasberg ergriff diesen Vorschlag mit Lebhaftigkeit. Emilie hatte jedoch von diesem Reiseplane nichts erwartet und erröthete bei dem Gedanken, sich Paul gegenüber zu stellen, der ihr so theuer gewesen war, dem sie nie zu zürnen vermochte.

„Wir können doch aber nicht wohl reisen, ohne die nöthigen Vorbereitungen zu treffen," sagte Emilie. „Ich habe keine Garderobe mit, keine —"

„Es ist Alles besorgt!" fiel ihr Gatte ein. „Ich wollte Dich mit meinem Vorschlage überraschen, und habe im Stillen durch Dein Kammermädchen für alle Bedürfnisse Sorge tragen lassen. Du wirst hoffentlich nichts vermissen!"

Cornelie lachte herzlich und billigte den Vorschlag Edmunds vollkommen.

Dora war sehr überrascht, als ihr der Besuch der beiden Freunde ihres Mannes, welcher sich gerade beim Herzog befand, angemeldet wurde. Sie hatte von den beiden Frauen reden gehört, aber kannte sie nicht persönlich; eben so wenig wußte sie, in welchem Verhältnisse Paul zu Frau v. Beil gestanden hatte, deren Persönlichkeit ihr sehr anziehend erschien. Emilie ihrerseits erkannte in ihrer Bescheidenheit die hervorragenden Eigenschaften Dora's an, ja sie bewunderte die Schönheit der jungen Frau, welche allein nicht zu wissen schien, welche hohen Gaben die Natur ihr verliehen hatte. Edmund war in der besten Stimmung, er fühlte sich im Besitze Emiliens glücklich, und seine muntere Laune wußte der Unterhaltung so viel Würze zu geben, daß die Zeit schnell dahin eilte. Auf die Frage Edmunds, wie Dora das Leben in der Hauptstadt behage, gab sie eine etwas ausweichende Antwort, so daß jener äußerte, das städtische Treiben scheine ihr nicht zu gefallen.

„Ich bin zu sehr an das Landleben gewöhnt," erwiederte Dora immer noch etwas zurückhaltend, „als daß ich es hier nicht vermissen sollte!"

„Vollkommen stimme ich Ihnen bei," fiel Emilie ein, „denn der städtische Wirrwarr, dem man sehr bald einen Beitrag zu geben genöthigt wird, kommt auf dem Lande nicht auf, wo man sich einer zweckmäßigen Thätigkeit hingeben muß!"

Das Gespräch wurde durch Pauls Ankunft unterbrochen; er jubelte laut, als er seine Gäste sah! Sogleich eilte er zu Emilien und sagte, ihre Hand an seine Lippen drückend: „Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie es mich beglückt, Sie als Gattin meines Freundes und so gesund zu sehen!"

„Ich bin Ihrer Theilnahme gewiß," entgegnete Frau v. Beil. „Die Vorsehung hat uns Alle auf unerwarteten Wegen zum Glücke geführt!"

„Und wir wollen von Dir hören, wie sich das Deine hier gestaltet hat," fiel Edmund ein. „Auf alle Fälle aber sind wir entschlossen, mit Dir und Deiner Gattin so heiter wie möglich zu sein und Dich Deinen Geschäften für einige Tage zu entreißen. Wir wollen Dich entführen und zwar öffentlich!"

„Angenommen! Ich habe bereits Urlaub erbeten, weil ich beabsichtigte, mich mit Dora nach Bergerode zu begeben! Wir machen aber gern einen Umweg; auch bin ich begierig, Lasbergs Schöpfungen kennen zu lernen und Beilstädt zu sehen. Ihr Alle müßt uns dann aber zu meinem Schwiegervater begleiten! In dem schönen Bergerode will ich wieder fröh-

lich aufathmen und der Acten vergessen, diese Plage der Menschen, die Niemandem Nutzen bringen, als dem Papierhändler!"

Die Freunde sahen Paul verwundert an, aber verlangten jetzt keine nähere Erklärung von ihm. Man rüstete sich vielmehr auf Edmunds Betreiben zur Abreise, und die Gesellschaft langte in der heitersten Stimmung in Lasbergs Wohnsitze an. Andern Morgens wurde Alles in Augenschein genommen, was der neue Gutsherr geschaffen hatte, und Paul gestand sich seufzend, daß seine Thätigkeit neben der Lasbergs geringfügig erscheine. Er sprach dies auch offen aus und sein Freund erwiederte:

„Deine Anerkennung ist mir erfreulich. Doch muß ich Dir gestehen, es liegt etwas Gefährliches, nämlich diabolisch Lockendes in einem so plötzlichen Aufschwung der Industrie! Ein Kaufmann würde diese Bekenntnisse verlachen, aber ich weiß, daß Du mich verstehst! Im Reichthum ist nur dann wahres Glück, wenn er recht Vielen zu Gute kommt. Wo er sich auf gewissen Punkten zu sehr häuft, wo der Einzelne mit gieriger Hand die errungenen Schätze sammelt, da sehen wir auch allzuoft das Elend als Gegensatz! Und welcher gute Mensch könnte sich seines Wohlstandes freuen, wenn er in der Nähe des Mangels leben müßte! Bald, freilich, ist eine solche Klage ausgesprochen, aber schwer ist es, dies Unheil, das so alt ist, wie die Menschheit, zu überwinden. Nur eine vernünftige, christliche Erziehung kann hier helfen, sie allein bewahrt vor Uebermaaß und Uebersättigung. Alle

unsere Anstalten, welche die Armen schützen, die kleinen Kinder bewahren und wer weiß was noch thun sollen, sind nur gut gemeinte Versuche, dem Elende zu steuern; denn nur zu häufig werden diese Anstalten von faulen, heuchlerischen Subjecten gemißbraucht und müssen der Nichtswürdigkeit dienen, wo sie das Heil fördern möchten!"

Paul reichte dem Freunde seufzend die Hand und Edmund sagte:

„Du hast uns immer noch nicht erzählt, wie Dir Deine jetzige Stellung behagt und ob meine Vermuthungen, die ich Dir früher offenherzig aussprach, gegründet waren, oder nicht!"

„Wir sind in diesen Tagen so froh und heiter gewesen," erwiederte Paul, „daß ich mein Geschäftsleben beinahe vergessen hatte. — Wer ergäbe sich nicht schönen Täuschungen und Hoffnungen beim Antritt eines bedeutenden Amtes? So erging es auch mir, und ich arbeitete mit Liebe und dem Vertrauen, welches von guten Vorsätzen eingeflößt zu werden pflegt. Aber ich machte bald bittere Erfahrungen. Der Herzog bewies sich mir immer als ein edelgesinnter, vorurtheilsfreier Mann, und ich kann sagen, als mein Freund. Schon dieser Umstand brachte mir Neider, also Gegner, und ich hatte nur allzuoft nöthig, mit der äußersten Vorsicht zu verfahren. Es ist aber sehr schwer, klug zu sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. — Was wird nicht Alles von dem Landesherrn begehrt, und welcher Mittel und Wege bedient sich die zu-

dringliche Unverschämtheit, um zu ihrem Ziel zu kommen, d. h. um namentlich die Ehrsucht und Habgier zu befriedigen. Ich könnte Bücher mit den Geschichten füllen, die ich in der kurzen Zeit meines Amtes erlebt habe! Niemals unterließ ich, es dem Herzog offen auszusprechen, wenn ich merkte, daß Unwürdige forderten, aber sein gutes Herz stand ihm allzuhäufig im Wege und es entstanden oft Meinungsverschiedenheiten, die mir meine Stellung zu verleiden anfingen, besonders als ich wahrnahm, daß man versucht hatte, auf meine Gesinnungen ein ungünstiges Licht zu werfen."

„Noch ein anderer Umstand vermehrte meine Mißstimmung. Die Hofbeamten wollten den Landesfürsten und dessen Gemahlin immer als eine Art von Gottheit angesehen wissen, vergaßen aber, daß man den Blitz des Zeus nicht leihen kann, daß man die Hoheit durch leere Formen und das Abstreifen des Rein-Menschlichen nicht erlangt. Mit großem Verdruß hatte namentlich der Vater der Herzogin, welchen sein hohes Alter seltsamer Weise in der peinlichsten Genauigkeit bei Befolgung der Etikette nur zu bestärken schien, wahrgenommen, daß die Herzogin und Dora noch immer wie Freundinnen mit einander umgingen, wenn sie unter sich waren. Ausdrücklich hatte die Herzogin hierauf bestanden, als Dora bei dem ersten Wiedersehen an der Stelle der alten Vertraulichkeit die ehrerbietige Zurückhaltung treten ließ. Ganz zufällig wurde ich auf einem Hoffeste der Zeuge eines

Gespräches zwischen dem alten Fürsten und dem Oberhofmeister, dem jener seine Verwunderung darüber aussprach, daß die Frau eines simplen Kabinetsrathes es wage, wenn auch nur unter vier Augen, die Herzogin „Du" zu nennen. — Es ist empörend, entgegnete der Oberhofmeister, indem er aus der ihm von dem Fürsten dargereichten kostbaren Dose eine Prise nahm, es ist empörend, wie diese Frau sich erdreisten kann, die gemeine Vertraulichkeit an unseren Hof zu verpflanzen, die Grille der Jugend Ihrer Hoheit so rücksichtslos auszubeuten! Seine Hoheit, der Herzog, duldet in seiner huldvollen Güte diesen Kabinetsrath, der gar nicht von Familie ist, hier bei unsern Festen; doch, streng genommen, gehört er nicht hier her! — Sie haben ganz Recht, lieber Baron, sagte der Fürst, indem er ebenfalls schnupfte, und wir dürfen nicht dulden, daß solche Personen niederen Ranges sich hier eindrängen. Geben Sie doch dem Kabinetsrath dies gelegentlich zu verstehen!" —

„Ich stand in einem offenen Nebenzimmer hinter den breiten Falten einer Portiere im Anschauen eines Gemäldes versunken, als dieses Gespräch wider meinen Willen in mein Ohr drang. Der Fürst entfernte sich und ich ging sogleich dicht am Oberhofmeister vorüber und that, als bemerke ich ihn nicht. Er beabsichtigte aber ohne Zweifel, sich sogleich seines Auftrages zu entledigen, er kam mir eilig nach und begann ein einleitendes Gespräch, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen; denn ich bog immerwährend aus und lenkte die

Unterhaltung auf Dinge, die ihm sehr unangenehm sein mußten. Er ist nämlich sehr verschuldet; seine verschwendungssüchtige Frau hat in allen Modewaaren-Handlungen den Credit verloren, und seinem höchst beschränkten Neffen sucht er durchaus ein Hofamt, oder einen andern guten Posten zu verschaffen. Verschiedene Petitionen des jungen Herrn waren durch meine Hände gegangen, und ich hatte zugleich erfahren, daß er gleichfalls sehr verschuldet sei. Der Oberhofmeister begann nun meine Geschäftsthätigkeit zu rühmen und wollte dann, voraussichtlich, leise zu seinem Thema übergehen. Ich unterbrach ihn aber und sagte: Ach, Herr Baron, Sie wollen sich wahrscheinlich erkundigen, wie es mit der letzten Petition Ihres Herrn Neffen steht!"

„Keineswegs!" erwiederte er, „ich wollte vielmehr einen Gegenstand berühren, der —"

„Der angenehmerer Natur ist," fiel ich ein. „Ich nehme allen Antheil, Herr Baron; ich kann es mir denken, wie unangenehm Ihnen die sorglose Freigebigkeit des Herrn Neffen sein muß, die selbst Seiner Hoheit aufgefallen ist!"

„Hat Seine Hoheit etwas geäußert?" fragte er etwas betroffen.

„Nun," warf ich flüchtig hin, „Sie wissen wohl, wie sehr der Herzog das Schuldenmachen haßt und am Hofe Niemanden dulden will, der leichtsinnig seinen Credit verscherzt und dadurch in üblen Ruf geräth!"

„Der glatte Hofmann wurde etwas blaß; er versuchte

eine neue Gesprächs-Wendung aber ich entschlüpfte ihm wieder und entging ihm völlig, da in diesem Augenblicke einer der Minister an mich herantrat und mich nach einer Geschäfts-Angelegenheit fragte. Anderen Tags hatte ich Gelegenheit, dem Herzoge einige Andeutungen über die Ansichten zu geben, welche jene beiden Herren über Dora und mich hegten; er lachte und erwiederte, ich solle mich durch solche Thorheiten nicht beirren lassen. Aber nun hatte ich es mit dem alten Fürsten, welchem der Herzog Vorstellungen gemacht zu haben scheint, erst recht verdorben, und ich besuchte daher keine Hoffeste mehr. Dem Herzoge aber eröffnete ich, daß mein dringender Wunsch darauf gerichtet sei, ein unabhängiger Mann zu werden, daß ich daher aus einem Amte scheiden müsse, dem ich meiner Individualität nach nicht gewachsen sei. Der Herzog wollte nichts hiervon hören, aber ich habe doch erlangt, daß ich im kommenden Frühjahr ausscheiden darf. Der gütige Landesherr sagte mir, er werde mich nur als beurlaubt ansehen; auch könne er nicht glauben, daß das Leben eines Landwirthes mir auf die Dauer behagen werde. Es beglückt mich wahrhaft, daß der Herzog in seinen Gesinnungen gegen mich sich nicht geändert hat, und ich will einmal sehen, wo ich mehr Nutzen stiften kann, ob in einem Amte, oder in Eichenried!"

„Nach meiner Ueberzeugung," erwiederte Lasberg, „wirst Du als Beamter segensreicher wirken können. Abgesehen davon, daß in unsern Tagen an den Landwirth keine unbedeu-

tenden Anforderungen gemacht werden müssen, giebt es auf Erden kein Geschäft, welches keine unangenehme Seite hätte; denn große Unvollkommenheit ist ja einmal die Eigenschaft aller menschlichen Dinge. Es irrt der Mensch, so lang' er strebt! Und wie Viele leben in den Tag hinein und schaden durch Ungebühr neben denen, die durch verkehrten Eifer Nachtheil bringen. — Was mich betrifft, so hat mich die Nothwendigkeit zu der Thätigkeit gezwungen, in welcher ich jetzt Beruhigung und Genuß finde; auch hatte ich als Hauslehrer gute Gelegenheit, die Landwirthschaft kennen zu lernen! Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt; doch auch diese Wenigen können nur kämpfend durchs Leben gehen!"

Paul mußte dem Freunde Recht geben. Als sein Urlaub zu Ende war, überraschte ihn die Nachricht vom Tode des alten Fürsten und der Verabschiedung des Oberhofmeisters. Seine bedeutendsten Gegner waren mit diesen Personen verschwunden, die geringeren beachtete er nicht, und er blieb zur Freude des Herzogs und aller Redlichen im Amte. Der gütige Landesherr und dessen Gemahlin erhielten ihm ihre Gunst.

Die Bergräthin gab zwar ihren Wohnsitz in Eichenried nicht auf; aber sehr oft besuchte sie ihren Sohn und ihre Pflegetochter Anna, welche die Gattin des jungen Freiherrn v. Bergen geworden war.

Druck der Koscky'schen Buchdruckerei von Hermann Pahl in Frankfurt a. Oder.

Seidler, L. P.

Paul Werkmann und seine Freunde aus den Papieren eines Beamten

Bd.: 2

Frankfurt a. Oder 1859